
ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT
NR. 5 · MAI 1982 · 7 DM
PLAYBOY
MÄDCHEN MIT ALAIN DELON, AM TELEFON, IN RIO UND VON GANZ NAH · MÄNNER IM BERG UND IN MONTE CARLO · STORYS VON FORSYTH UND REZZORI · ACHT AUTOS UND VIEL HUMOR
. . . UND EINE NEUE SERIE: DER MANN, DIE FRAU UND DER SEX

UNTER UNS

WIE SCHÖN, daß zwischen Mann und Frau immer was los ist. Richtig los aber geht's erst jetzt. Denn was **Jo Durden-Smith** und **Diane de Simone** über *Das Geheimnis des Mannes und die Lust des Weibes* herausgefunden haben, ist Anlaß genug, die Menschheitsgeschichte umzuschreiben. Die beiden amerikanischen Wissenschaftler, die sich bei Koryphäen von Anthropologie bis Verhaltensforschung auf den neuesten Stand der Dinge bringen ließen, sondern keine verklemmten Stubenhocker-Theorien ab. Sie selbst gingen häufig in medias res – zum Beispiel als Mitbewohner einer Affenkolonie. Im ersten Part ihrer vierteiligen Serie ziehen sie schon mal folgendes Fazit: Die Männer sind eine Erfindung der Frauen. Aber ernsthaft!

Ausgesprochen lachhaft dagegen findet Cartoonist **John Dempsey,** was Menschen so alles beim *Bettgeflüster* von sich geben. Der Kalifornier, während seiner Freizeit vorwiegend auf Golfplätzen oder in Nudisten-Camps unterwegs, hält selbst lieber den Mund – „ich denke bei der Liebe".

Mit ewig-alten Geschichten setzt sich erneut **Gregor von Rezzori** auseinander. *Schöne Frau aus Nachbars Garten* schrieb Rezzori noch als Staatenloser. Inzwischen ist er per Paß richtiger Österreicher und kann sich „zu einer Minderheit von zwei oder drei Leuten, unter ihnen Otto von Habsburg, zählen", die offiziell das in der Alpenrepublik abgeschaffte Prädikat „von" führen. Maghrebinien läßt grüßen.

Illustratorin **Marlene Neckermann** (tatsächlich verwandt) kam mit der Geschichte einwandfrei klar. Die 37jährige Malerin, die einst Sprechblasen für „Fix und Foxi" füllte, macht sich ein Vergnügen daraus, selbst „unerotische Themen so abzuwandeln, daß ich irgendwo erotische Symbole unterbringe". Kein Problem – Rezzori lieferte Anregungen in Hülle und Fülle.

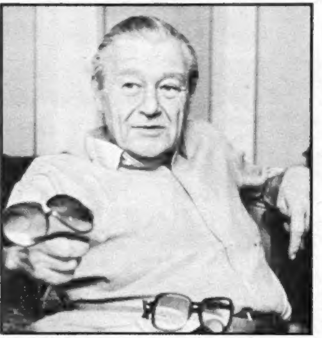
Bruder im Geiste ist der Hamburger Grafiker **Joachim Widmann.** Der 38jährige liebt Schärfe über alles und meint, „wenn man schon sündigt, dann aber auch lustvoll". Wolf Ueckers Gourmet-Gesang über Salat-Dressings brachte er jedenfalls deutlich auf den Punkt: *Knackig.*

Der Dritte im Bunde: Fotograf **Frank Rheinboldt.** Was den 35-jährigen Berliner weniger anmacht – Frauenköpfe ablichten. Vielmehr lebt er sein Motto aus: „Ich bin Fetischist." Welcher Art wird klar, wenn man sieht, in welchen Details Rheinboldt schwelgt. Und egal, ob er's mit Modellen oder Schaufensterdekorationen zu tun hat – so *Hautnah* wie er geht kaum einer ran.

So wild wie **Harlan Ellison** auch kaum einer. Der heute 48jährige Amerikaner machte sich nach 18 Monaten Ohio State University erst einmal völlig frei. Weil ihm sein Professor sagte, er wäre das Letzte, sagte er sich: „Dich und euch alle schreibe ich in Grund und Boden." Und Harlan hob ab – als Drehbuch-Autor für Alfred Hitchcocks Grusel-TV-Serie, „Solo für O.N.C.E.L." und – inzwischen weltberühmter – Science-fiction-Erzähler. Daß er an irdischen Problemen nicht vorbeikommt, liegt in der Natur der Sache. Harlan war viermal verheiratet und ist viermal geschieden. Deshalb weiß er auch, wie man Mädchen anmacht. Versprochen: *Die Nummer mit der Münze* ist kein Kapitel für Numismatiker.

Um die Spannung zu erhöhen, ließen wir **Anne Howeson** die Story umsetzen. Da die 29jährige Engländerin das Zwischenmenschliche gern politisch sieht, mochte sie die Geschichte einer Verführung gar nicht gern. Drum versuchte sie, das „animal"-hafte des Mannes stark zum Ausdruck zu bringen. Kein Fehler.

Einer anderen Leidenschaft erlag kurzfristig der Ungar **Stephan Vajda.** Er mischte sich unter *Die Süchtigen von Monte Carlo,* schaute Spielern auf die Finger und hinter die Kulissen des Casinos. Drei Erkenntnisse unseres Gastspielers: „Wer niemals Roulette gespielt hat, versäumt was im Leben." – „Die Neunzehn ist nicht schlecht." – „Aber jetzt spiele ich nur noch um weiße Bohnen." Und sein Tip für PLAYBOY-Leser: „Unbedingt ins Hotel Métropole. Das Casino liegt ganz nah, auch volltrunken findet man rasch und problemlos hin." Telefon: 00 33 93/50 57 41.




REZZORI



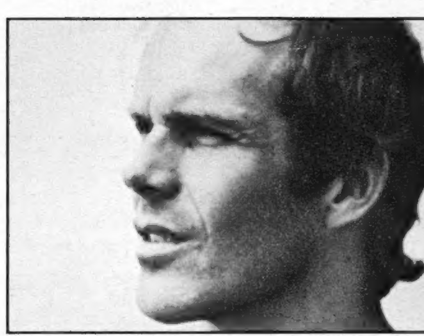
NECKERMANN



DURDEN-SMITH + DE SIMONE



VAJDA



RHEINBOLDT



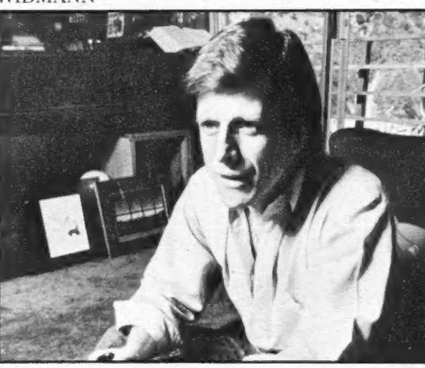
DEMPSEY



WIDMANN



HOWESON



ELLISON

INHALT

ALLES, WAS MÄNNERN SPASS MACHT — MAI 1982



123 DIESE PENNY IST GOLD WERT



93 KNACKIG



74 SZENEN DER LEIDENSCHAFT



70 EINE SCHLANGE FÜR DEN BOSS

SZENE

BERICHTE

BILDGESCHICHTEN

LITERATUR

MODERNES LEBEN

HUMOR

PLAYBOY
DEUTSCHLAND
HUGH M. HEFNER
Editor and Publisher

REDAKTION MÜNCHEN:
Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83
Telefon (089) 678 60

Fred Baumgärtel, *Chefredakteur*

Andreas Odenwald, *stellvertretender Chefredakteur*

Wolf-R. Ghedini, *Textchef*

Manuel Ortiz Juarez, *Art-director*

RESSORTLEITER: George Guther *(Grafik),* Jürgen Kalwa *(Playboy am Abend),* Pieter J. Kunheim *(Service),* Hans-Rüdiger Leberecht *(Literatur),* Bernd Prievert *(Berichte),* Siegfried Reichert *(Chef vom Dienst)*

REDAKTION: Eva Ernst-Peters, Maximilian Handschuh, Helga Heilmeier, Ullrich Jackus, Carmen Jung, Brigitte Kehle, Wigbert Klein, Jeanette Mischlin, Michael Sandner, Gudrun Thiel, Angelika Thielemann, Andreas Weiher

FOTOS UND ILLUSTRATIONEN: ap, Bernd Brummbär, defd, Jürgen Dux, Rainer Fischer, Mike Gallus, Helmi Haslreiter, Manus Hüller, Mike Kammer, Kent/Pandis, Tilman Michalski, Neno, Manfred Popp, Harald Reiterer, Uwe Reuter, Joseph Spector, Sygma/Pandis, Frank N. Stein, Pete Turner (Titel), Dieter Ziegenfeuter

TEXT, ÜBERSETZUNG UND DOKUMENTATION: Haskell Barkin, Bettina von Beust, Sigfrid Dinser, Karl Grammer, Peter Hauptvogel, Fred König, Dr. Gudrun Leisentritt, Dr. Hans F. Nöhbauer, Peter Peters, Gabriele Pflanz-Redepenning, Anna Serocka, Werner Schmidmaier, Klaus von Schwarze, Karin Thomas

PLAYBOY DEUTSCHLAND, BÜRO NEW YORK:
Monika Kind, *155 East 55th Street, New York, N.Y. 10022, Telefon (212) 838-93 62, Telex (0023) 225 934*

PLAYBOY USA, REDAKTION CHICAGO:
Arthur Kretchmer, *Editorial-director;* **Arthur Paul,** *Art-director;* **Gary Cole,** *Photography-director;* **Marian Bussie,** *Rightsmanager;* **Jean Freehill,** *Rights and Permissions-coordinator;* **Judie Feldman,** *Traffic-coordinator*

PLAYBOY USA, BÜRO MÜNCHEN:
Franz Spelman, *Postfach 20 17 28, 8000 München 2*

VERANTWORTLICH FÜR REDAKTIONELLEN TEIL:
Fred Baumgärtel, *Anschrift siehe Verlag*

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN:
Wolfgang Robert, *Anzeigenleiter, Anschrift siehe Verlag*
Ursula Meyer, z. Z. Marianne Wolff, *Anzeigenstruktur*

HEINRICH BAUER VERLAG, MÜNCHEN: Heinz-Günther Bachem, Heinz Nellissen, Manfred Reißner, *Herstellung*

VERTRIEB: Heinrich Bauer Verlag, *Hamburg*

DRUCK: W. Girardet *(Tiefdruck/Offset), Girardetstraße 1, 4300 Essen;* F. W. Rohden *(Offset), Kantstraße, 4630 Bochum 6*

PLAYBOY DEUTSCHLAND *erscheint monatlich im Heinrich Bauer Verlag München, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83, Telefon (089) 678 60, Telex 5-28 178 und 5-24 350 (Anzeigen), Verkaufspreis DM 7,–, im Abonnement bei Lieferung frei Haus DM 7,– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Bestellungen beim Verlag, Postfach 11 22 02, 2000 Hamburg 11, bei allen Postämtern und im Fachhandel. Telefon Abonnements-Vertrieb (040) 30 19-1. (Alle Preise verstehen sich einschließlich 6,5% Mehrwertsteuer.) Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nummer 9 gültig. Postscheckkonto: München 97600-804. Erscheinungsort München*

Nikon EM. 33 Jahre

Profi-Erfahrung machen sich

einfach bemerkbar.



Es läßt sich nicht verheimlichen: In der Nikon EM steckt jede Menge professionelle Spiegelreflex-Erfahrung. Logisch, daß damit serienmäßig etwas eingebaut ist, was alle Welt an Nikon schätzt. Höchste Präzision nämlich, Robustheit und Zuverlässigkeit. Das sind Qualitäten, die auf Jahre hinaus viel Spaß am Fotografieren versprechen. Um so mehr, als die Nikon EM nicht nur sehr vielseitig ist, sondern auch ausgesprochen einfach zu bedienen. Ihr Fachhändler erwartet, daß Sie sich bald bei ihm bemerkbar machen.

Nikon

Nikon GmbH, Tiefenbroicher Weg 25, 4000 Düsseldorf 30

BRIEFE AN PLAYBOY

 UNSERE ANSCHRIFT: PLAYBOY DEUTSCHLAND · LESERBRIEFREDAKTION · CHARLES-DE-GAULLE-STRASSE 8 · 8000 MÜNCHEN 83

ABGERECHNET

PLAYBOY NR. 3/1982: INTERVIEW MIT GENERAL GERT BASTIAN

Eines kapier' ich nicht: Einerseits wollen uns die Amis ihre Pershing II geradezu aufdrängen – eine Waffe, über deren etwaigen Einsatz wir dann nicht einmal mitbestimmen dürfen –, andererseits will Reagan seine GIs bei mangelnder „Mitarbeit" der Deutschen aus der Bundesrepublik abziehen. Das ist doch hirnrissig! Das heißt doch praktisch: „Wenn ihr uns nicht erlaubt, über euer Leben zu entscheiden, dann sind wir beleidigt und hauen ab!" Scheiße, dann haut doch ab! Baut euren Schießplatz woanders auf!

Wenn ich mich einem tödlichen Duell stellen muß, dann – verdammt noch mal – will ich nicht irgendeinen *Freund* am Abzug meiner Knarre haben, der zudem meinen Körper als Deckung benutzt.

André Steinborn
Erlangen

Auch wenn der General natürlich nicht sagt, daß die Bundeswehr schlapp ist – wie es auf der Titelseite des Heftes steht –, ist dieses Interview eines der besten, die ich je im PLAYBOY gelesen habe. Könnten Sie es bitte jedem deutschen Minister zuschicken, damit die endlich begreifen, wie spät es inzwischen auf der Welt ist. Vor Herrn Bastian ziehe ich jedenfalls meinen Hut. Er hat Krieg gelernt und trotzdem (oder vielleicht deswegen) begriffen, daß es nur ein Ziel gibt, für das es sich zu kämpfen lohnt: den Frieden.

Volkmar Will
München

AUSGELEUCHTET

PLAYBOY NR. 3/1982: WOLF WONDRATSCHEK ÜBER DEN BOXER GERRY COONEY – „DIE WEISSE HOFFNUNG"

Ehrlich, ich habe noch keine bessere Story übers Boxen gelesen. Vielleicht liegt's daran, daß ich das Profisportgeschehen nur am Rande verfolge. Wondratscheks Kunststück liegt vor allem darin, daß er hinter den Prügelarien einen faszinierenden Hintergrund ausleuchtet: Amerikas Dollar-Moral.

Peter Schumacher
Köln

ABGEWÖHNT

PLAYBOY NR. 2/1982: „DANI LIEBT'S LOGISCH" – MISS FEBRUAR DANIELA RÜCKERT

Ganz so logisch scheint's die Miß Februar ja wohl doch nicht zu lieben: Auf Seite 78 behauptet sie „Ich rauche nicht" – auf dem Foto darüber hält sie jedoch deutlich erkennbar eine Zigarette in der Rechten. Was stimmt denn nun?

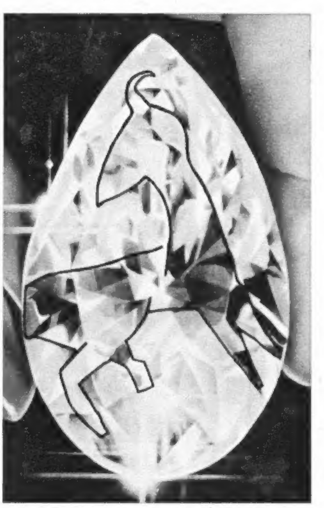
Cornelius Wiggeler
Aachen

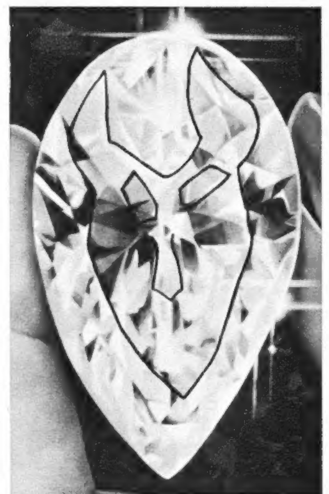
Beides! Eigentlich raucht Dani nicht. Aber als wir ihr im Fotostudio ein PLAYBOY-*Häschen-Feuerzeug schenkten, wollte sie's unbedingt gleich ausprobieren. Logisch?*

AUFGEDECKT

PLAYBOY NR. 3/1982: „HÄRTE 10" – WALTER KRÜGER BERICHTET ÜBER DAS GESCHÄFT MIT DIAMANTEN

Findigen Lesern mit Faible für visuelle Tricks versprechen Sie im *Unter uns* Ihres Märzheftes eine Überraschung: Bob Norrington soll sie in den Klunker eingebaut haben, der die hervorragende Reportage von der Diamanten-Front illustriert. Ich machte mich sofort auf die Suche – nichts.





Nachdem Sie nun mich – und vermutlich ein ganzes Rudel weiterer PLAYBOY-Leser – ganz schön heiß gemacht haben, fände ich es nur fair, wenn Sie das Geheimnis lüften würden.

Hanns Wittgensteiner
Marburg

Sie hätten gleich doppelt fündig werden können. Denn wie man die Illustration auch dreht und wendet, jedesmal läßt sich ein Springbock – Wahrzeichen des Staates Südafrika – entdecken.

ABGEHAUEN

PLAYBOY NR. 1/1982: „MEINE SCHWESTER, SCHÖNE SCHWESTER" – ERZÄHLUNG VON PAUL THEROUX

Daß man nicht unbedingt als Versicherungsvertreter bis ins tiefste Afrika reisen muß, um in eine ähnlich brenzlige Situation zu geraten wie Calvin Mullet in Ihrer Story, beweist ein Fall, den ich vor knapp zwei Jahren am eigenen Leib erfahren mußte:

Als Werber für einen Weinversand landete ich kurz vor Ostern in einem kleinen Nest im Schwäbischen. Ich hatte im Dorfgasthaus Quartier bezogen und schnell noch einen gehoben, bevor ich in die Falle kroch. Doch da lag zu meinem Erstaunen bereits das Wirtstöchterlein, splitternackt und höchstens 16 Jahre alt. Kaum hatte ich begonnen, das vermeintliche Geschenk des Himmels näher unter die Lupe zu nehmen, stand auch schon – unangemeldet, versteht sich – der Herr Papa im Zimmer, der mich als Verführer seiner unschuldigen Tochter beschimpfte und als einzigen Ausweg prompt eine Heirat vorschlug.

Ich bin immer noch ledig, aber fragen Sie mich nicht, wie es mir gelungen ist, meine Wertgegenstände an mich zu reißen, mich ungeschoren an dem Zwei-Zentner-Mann vorbeizumogeln und mit schätzungsweise zwei Promille Blutalkohol nach Augsburg zu entkommen.

Fabian Schnittger
Darmstadt

AUFGESCHNITTEN

PLAYBOY NR. 3/1982: „DURCH DICK UND DÜNN" – WOLF UECKER ÜBER DIE DEUTSCHE WURST

Mit einer Leberwurststulle in der Linken und riesigem Appetit auf Deutschlands restliche 1499 Wurstsorten im Magen, habe ich den großartigen Bericht von Wolf Uecker förmlich verschlungen.

Schade finde ich nur, daß Sie bei dieser unermeßlichen Fülle in den Metzger-Regalen Ihrer Illustratorin Rita Mühlbauer nur acht verschiedene Spezialitäten zur Verfügung gestellt haben, von denen dann einige gar zwei- und dreimal Modell liegen mußten. Wenn's um die Wurst geht, sollte man nicht sparen!

Bernd Schröder
Groß-Gerau

ANGERICHTET

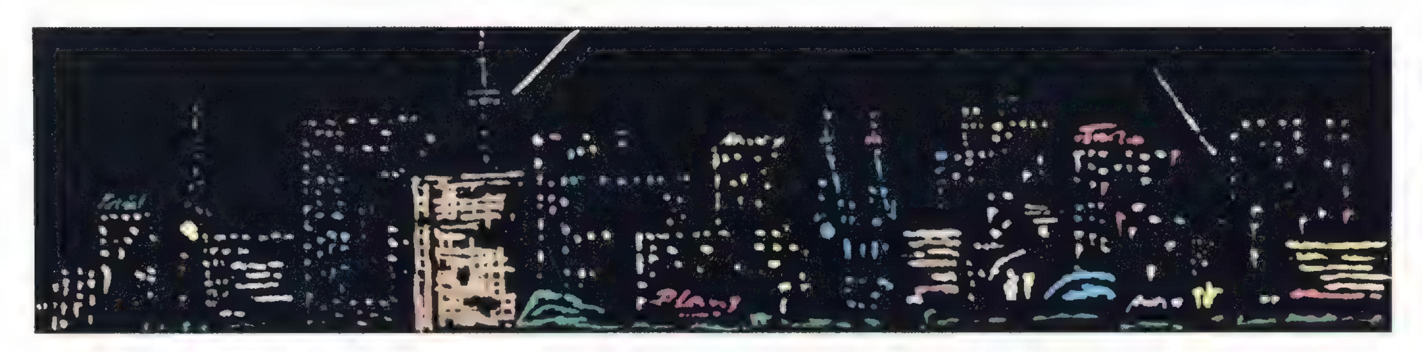
PLAYBOY NR. 3/1982: ZUM FORUM „KARRIERE – UM WELCHEN PREIS?"

Natürlich um jeden Preis – wenn man die Frage mal nicht persönlich, sondern allgemein menschlich nimmt. Denn was Homo sapiens auf diesem Planeten anrichtet, um all seine Eitelkeiten zu befriedigen, läßt doch nur eine Konsequenz zu – den Weltuntergang. Wollen wir wetten?

Ulf Zandern
Hamburg




MAISON FONDEE EN 1765
V.S
COGNAC
Hennessy
VERY SPECIAL
Hennessy Cognac France
Der Anteil der Engel
und «Le Paradis».
Im Laufe der langen Jahre, während derer unser Cognac reift, verflüchtigt sich ein beachtlicher Teil durch das Holz der Eichenfässer.
Diesen Teil nennen wir von alters her den «Anteil der Engel».
Je größer der «Anteil der Engel», desto edler ist der Cognac bis er die vollendete Reife erlangt, an der Eingeweihte einen Hennessy erkennen. Und das bereits seit 1765.
Unser ältester Cognac, der den Engeln den größten Tribut zollte, trägt den Namen «Le Paradis».
COGNAC
Hennessy



BONNER DIÄT: NULL BOCK AUF ARBEIT

Nach langem Ringen innerhalb der Koalition ist es der Bundesregierung gelungen, ein Beschäftigungsprogramm für Bundestagsabgeordnete aufzulegen. Finanziert wird dieses Programm aus Restposten von sogenannter Voll-Mark (das sind D-Mark-Beträge, die noch nicht durch Steuerabzüge verunstaltet wurden) der Kiepschen Vermögens-Verdoppelungs-GmbH und Co. KG, der Graf Lambsdorffschen Spenden-Rückversicherung sowie der Halstenbergschen Sozial-Privilegienkasse.

Die 519 Volksvertreter im Bundestag gehören – mehr noch als Lehrlinge, Frauen und Rhein-Main-Donau-Kanalschiffer – zu den von Arbeitslosigkeit am härtesten betroffenen Bevölkerungsschichten. Jede Fernsehübertragung beweist das: reihenweise leere Bänke, nur vorne einige „Stallwachen" – auch wenn es um die Grund- und Lebensfragen der Nation geht.

Während vorne Helmut Kohl mit beiden Fäusten Erweckungsbewegungen vollführt, als hätte er zwei Rumbarasseln in den Händen (die aber nicht finanzierbar sind), gähnt hinten das Plenum. Ein unhaltbarer Zustand.

Die Abgeordneten fahren zur gleichen Zeit gelangweilt im Fahrstuhl den „Langen Eugen" rauf und runter. Sie haben nichts zu tun, denn – traurige Realität in diesem unserem Lande (INDULA) – die Macht geht schon längst nicht mehr vom Volke (und damit den Volksvertretern) aus, sondern von den Ausschüssen.

Demokratie '82 – das ist letztlich Ausschuß.

Sie sitzen im Hochhaus des „Tulpenfeld"-Komplexes und trinken im Büro von Johnny Klein (Christlich-Soziale Fliegen-Union) Bier, bayrisches. Oder sie schwören im Büro von „Fritz" Zimmermann auf die Zukunft. Sie hocken in „Rohdes Eck" an der Adenauerallee, kippen Klare, bis der Kanal voll ist, und laufen danach in die eigenen Dienstwagen.



Sie verbringen ihre Nächte in randstädtischen Bonner Nachtklubs und blasen Trübsal. Oder, noch schlimmer, lassen sich Trübsal blasen. Manche Abgeordnete fahren deswegen auch nach Köln und Düsseldorf.

Sie würgen im Bundestagsrestaurant das Pfeffersteak mit Champignons, Ananas und Maraschino-Kirsche (flambiert) herunter und schauen auf den Rhein. Der aber fließt beneidenswerterweise auch in Richtung Köln. Sie sitzen stundenlang auf den Schößen hochbezahlter Sekretärinnen, die dadurch gehindert werden, geheime Schriftstücke aus den Panzerschränken zu fotokopieren und an den Staatssicherheits-Dienstmann in der Ständigen Vertretung der Deutschen Demokratischen Republik weiterzugeben. Oder sie sitzen, wie Frau Annemarie Renger, täglich acht Stunden beim Friseur, was die Notstandsreserven an Haarspray gefährlich mindert.

Das neue Beschäftigungsprogramm für Mitglieder des Bundestages (BPfMdB) will mit all diesen Mißständen radikal aufräumen. Folgende Maßnahmen sind geplant:

Im Plenarsaal wird die Zahl der Sitzplätze verdoppelt. Jedem Abgeordneten wird eine diplomierte Vollmasseuse aus Frankfurt, Hamburg, München und Berlin (Regionen mit personellem Überangebot) beigeordnet. Die Damen sollen die sogenannte Präsenz der Abgeordneten nach Kräften erhöhen und werden vor jeder Sitzung im Hammelsprung-Verfahren den Abgeordneten zugelost. Damit wird der Reiz einer Plenarsitzung erhöht und zugleich das volksverbundene Verhalten der Abgeordneten auch für die Ehefrauen am Fernseher draußen im Lande durchsichtig gemacht. Der Eingriff ist hart, aber notwendig.

Die Abgeordnetenplätze werden mit Bier- und Wein-Zapfhähnen ausgestattet, um eine Diskriminierung des verantwortungsbedingten Polit-Alkoholismus („Kippen ist die erste Bonner Pflicht") zu verhindern und jene Trockenheit zu bekämpfen, die sich bei Reden von SPD-Wirtschaftsexperten und CDU-Ostexperten allzuoft breitgemacht hat.

Unmittelbar angrenzend an den Plenarsaal werden die Fitneß- und Freizeitzentren der Fraktionen etabliert. Die CSU-Landesgruppe erhält einen großen Holzbottich, in dem sie beispielsweise Kohl breittreten kann (der dadurch als Produkt ja keineswegs fester wird).

Die FDP-Fraktion bekommt ein Haarstudio, in dem Jürgen Möllemann seinen Schnurrbart auf Palästinenser-Art bürsten, Ingrid Matthäus die Haare auf ihren Zähnen spitzen, Hans-Dietrich Genscher

sich einen präzisen Mittelscheitel ziehen kann, der seine Ohren nach beiden Seiten offen läßt.

Die SPD verfügt über ein Schnupfkabinett, in dem Helmut Schmidt vor Willy Brandt hochziehen kann und die linken Fraktionisten chronisch verschnupft sein dürfen.

Die CDU, least but not last, bekommt eine Klischierwerkstatt, in der Kohl, Mertes und Barzel Reden aus vorgefertigten Teilen spielerisch zusammensetzen.

Die unabhängigen Sozialisten Hansen und Coppik werden in eine Super-Sauna eingewiesen, deren Über-Hitze permanent Fata Morganas von einer waffen- und startbahnfreien Zukunft erscheinen läßt.

Herbert Wehner, als ältestem Abgeordneten des Hohen Hauses, wird ein isoliertes Extrastudio mit Selbstbeschallungsanlage eingeräumt – für Vokalübungen in Zwischenrufen, die in diesem Raum rügenfrei bleiben.

Das Präsidium des Bundestages wird aufgelöst. Statt dessen überträgt eine automatische Bandschleife in regelmäßigen Abständen die Stimme von Richard Stücklen („Passe!") und Annemarie Renger („Ist ja un-er-hört!").

Mit ARD und ZDF werden Sonderregelungen getroffen. Abgeordnete, die an Plenarsitzungen teilnehmen, werden automatisch mit Bild und Wort in den jeweiligen Nachrichtensendungen des Sonnabends und Sonntags zitiert, auch wenn sie nichts zu sagen haben (eine im Grunde schon längst erprobte Praxis).

Die Strafen für Nichterscheinen werden ausgesetzt, die Höhe der Diäten von insgesamt 12 000 Mark monatlich durch Verteilung von Industriebeteiligungen auf einen Nennwert von 100 000 Mark gebracht. Die Anwesenheitslisten werden mit Zeichnungen von Henry Moore gefüllt, dessen Honorar aus dem Kanzleretat zu zahlen ist.

Wer bei jeder Plenarsitzung anwesend ist, erhält einen Gratisurlaub von einer Woche mit seinem Fraktionsvorsitzenden. Wer einmal fehlt: zwei Wochen. Wer zweimal fehlt: vier Wochen.

Die Parteivorsitzenden erhalten nur dann das Wort, wenn sie bereit sind, ihre Aussagen unter Eid zu machen.

Die Abgeordneten aus dem Bereich des öffentlichen Dienstes werden gehalten, bei Plenarsitzungen Monteur-Overalls zu tragen, um die Arbeiternähe des Parlaments zu dokumentieren.

Die Parlamentsferien werden folgendermaßen geregelt: Weihnachten/Silvester zwei Monate, Ostern zwei Monate, Pfingsten zwei Monate, Sommerferien drei Monate, Herbstferien zwei Monate, christliche und nationale Feiertage insgesamt einen Monat . . .

Damit dürfte das Parlament der Bundesrepublik Deutschland endlich zu seiner verdienten Repräsentativität finden. Wir sind ja schließlich eine überaus repräsentative Demokratie.

Sollte durch diese Vorveröffentlichung im PLAYBOY irgendein Gewinn entstehen, wird er auf das Mietbeihilfe-Konto des bekannten Golfers Walter Scheel überwiesen.

Raimund le Viseur

GRAF FITO LÄSST GRÜSSEN

Ewig währt am längsten

Lieber ein wackliger Kneipentisch als eine feste Beziehung

Kinderschokolade macht den Piepel grade

Der Körperbau des Känguruh läßt manch perverse Stellung zu



Mea Vulva, mea maxima Vulva

Gestern standen wir kurz vor dem Abgrund. Heute sind wir einen Schritt weiter

Tittenfick fällt heute flach

Ihr da Ohm, macht doch Watt ihr Volt

Allzeit breit

Lieber 'n Bier in Trier als 'ne Bluna in Poona

Die Macht der Schwänze hat ihre Grenze

Die Macht der Mösen wird uns auch nicht erlösen

Seid schlau: Bleibt dumm!

PLATTEN

Vor genau 50 Jahren kratzte Duke Ellington „It ain't mean a thing, if it ain't got that swing" in Wachs. Der Satz – inzwischen zum Jazzer-Aphorismus veredelt, gilt auch heute noch. Woody Herman ist seit dem Erfolg beim Monterey-Festival 1979 zur Freude der amerikanischen Finanzbehörden ausgebucht und



kann mit den Tantiemen von **Woody And Friends** (Concorde) einen Teil seiner Steuerschulden abzahlen. Stephane Grapelli, der in einem Alter, wo andere ihren Gärtner ablösen, immer noch bestechend elegant den Bogen führt, zeigt auf seiner **Vintage 1981** (Concorde), daß es im Jazz keinen Generationskonflikt gibt: Die beiden Gitarren-Twens Martin Taylor und Mike Gari swingen, als hätten sie das federnde Fingerschnippen noch vor dem Notenlesen gelernt. Bei Auftritten mit Reminiszenzen an alte Pariser Zeiten stellt Grapelli übrigens stets einen Stuhl für Django Reinhardt auf die Bühne. Diesen Gitarristen könnte sicher niemand ersetzen, auch wenn in jüngster Zeit der 15-jährige Zigeuner Bireli Lagrene zu seinem Nachfolger hochstilisiert wurde. Sein **Bireli Swing '81** (Jazzpoint) verdient dennoch Aufmerksamkeit. Schließlich hat der Knabe nicht von ungefähr im letzten Jahr als einziger Jazzer aus deutschen Landen bei einer größeren englischen Plattenfirma einen Vertrag bekommen.

Das im besten Sinn swingendste Stück der Ahnengalerie präsentiert derzeit Peter Herbolzheimer mit seiner Rhythm Combination & Brass. Auf den letzten Alben noch mit Jazzrock beschäftigt, konvertierte der Bandleader an der Posaune während der Vorbereitungen zu einem Remake von Duke Ellingtons „Ebony Concerto" zum Swing. Mr. Kugelbauch, wie man Herbolzheimer in „Bio's Bahnhof" nennt, fand einen selbstironischen Plattentitel: **Fat Man Boogie** (Panda). Er holt *One*



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer) (Durchschnittswerte nach DIN).

PLATTEN

O'Clock Jump, Air Mail Special und andere Standards aus dem Museum und bläst ihnen mit seiner Big Band Staub vom Haupt und neuen Schwung in die Lenden. Wetten: So überlebt der Swing auch dieses Jahrzehnt. *Michael Henkels*

•

Mit den Mädchen vom Lande hat's J. J. Cale offenbar nicht. Schon eher mit den *City Girls,* die er auf seinem siebten Album **Grasshopper** (Mercury) besingt: Das sind keine Romanzen mit tränenfeuchtem Abschied, sondern vor allem berauschende Nächte, die enden, bevor die grelle Morgensonne ins Hotelzimmer des fahrenden Bänkelsängers aus Tulsa in Oklahoma scheint.

Von den 14 Songs der Platte sind zwei Instrumentals (darunter das im Stil karibischer Steeldrum-Folklore arrangierte Titelstück) und nur zwei, nämlich *Downtown L. A.* und *A Good Thing Going,* im herkömmlichen, robusten J.-J.-Cale-Beat gehalten. Bei den übrigen handelt es sich um Blues-Shuffles, Rock'n'Roll- und Country-Songs, die *Grasshopper* zur seit Jahren abwechslungsreichsten LP des Gitarristen machen. *Franz Schöler*

•

Vor 30 Jahren erschreckten sie Konzertbesucher noch heftig. Heute zählen die Werke der drei Wegbereiter deutscher Moderne Hindemith, Genzmer und Fortner bereits zu den Klassikern. Paul Hindemiths (1895 bis 1963) **Konzertmusik für Streicher und Blechbläser** (EMI 1C 065-03505) wirkt heute durch die dialogische Verarbeitung unterschiedlicher Klangflächen wie ein barockes, wenn auch neu gewandetes Concerto grosso und das **Konzert für Orgel** (Telefunken 642529) als munter-bewegte Huldigung an die Macht des immerwährenden Dreiklangs. Auch für seinen Schüler Harald Genzmer (Jahrgang 1909) bedeutet Tradition viel. Das **Sinfonische Konzert für Orgel solo** (Wergo 60082) und das **Konzert für Orgel und Schlagzeug** (Da Camera SM 93276) loten die unbegrenzten Klang- und Farbmöglichkeiten der Orgel in virtuoser Manier und klassischen Formen aus. Und Wolfgang Fortner (Jahrgang 1907), für den Ausdruck stets wichtiger war als formales Experiment, weist sich mit den dunklen Klängen in den von der Handlung abgelösten Zwischenspielen seiner Lorca-Oper **Bluthochzeit** (Wergo 60077) trotz der modernen Tonsprache als Nachfolger der deutschen Romantik aus. Wer hätte das gedacht? *Siegfried Richter*

100 JAHRE UND KEIN BISSCHEN LEISE

Mit einer handfesten Meuterei fing es an. Anno 1882 stiegen 52 Mitglieder der Berliner Musikkapelle des schlesischen Konzertveranstalters, Komponisten und Dirigenten Benjamin Bilse aus. Sie waren es leid, für schlichte 150 Reichsmark im Monat herumkommandiert, in sechs Konzerten pro Woche ausgenutzt und per vierter Bahnklasse durchs Land gehetzt zu werden. Also verpflichteten sie sich „zum gegenseitigen unverbrüchlichen Zusammenhalten" und behielten sich die Wahl der Dirigenten vor.

Zunächst aber taumelte die „Frühere Bilsesche Kapelle" (so der erste Name), in eine umgebaute Rollschuhbahn verbannt, von einer Krise in die andere. Mal drohte die Pleite, mal verbrannten die Noten bis auf einige Exemplare des Strauß-Walzers „Freut euch des Lebens". Und erst als Europas damals mächtigster Impresario Hermann Wolff der Truppe den Namen Berliner Philharmoniker gab und ihr mit Hans von Bülow den ersten Chefdirigenten besorgte, ging es aufwärts.

Dem fanatischen und adeligen Orchesterdriller, der nur in weißen Glacéhandschuhen dirigierte – schwarze ließ er sich bei Beethovens „Eroica" auf einem silbernen Tablett servieren – folgte der Schöngeist und Klangveredler Artur Nikisch. In den 27 Jahren seiner Regie spielten die Berliner Philharmoniker die ersten Schallplatten ein. *Frühe Aufnahmen* (Deutsche Grammophon 274 02 59) sind auch heute noch wahre Perlen, wenn auch leicht verstaubte. In den Tiefen und Untiefen der Seelen deutscher Klassiker wühlte dann der dritte Dirigent: Wilhelm Furtwängler (DG 274 02 60). Mit Herbert von Karajan übernahm schließlich 1955 ein Magier die Leitung, der mit geschlossenen Augen im Notentopf rührt, um prachtvolle Musik hervorzuzaubern.



Karajan führte das Orchester nicht nur zur heutigen Ausnahmestellung, sondern vagabundierte mit ihm auch durch die ganze Welt. Die Berliner präsentierten 1980 den Chinesen geschliffene Abendland-Kultur und waren zur Stelle, als der Neubau des Leipziger Gewandhauses eingeweiht wurde. Dies gelang den Philharmonikern allerdings nur, weil sie aufs Warmspielen verzichteten – DDR-Grenzer hatten die Musiker stundenlang schikaniert. Da schimpfte der Maestro: „Es gibt sonst keine Grenze, an der wir nicht in zwei Minuten abgefertigt werden."

Schließlich ist ihre Zeit knapp kalkuliert – für Proben, Konzerte, Fernseh- und Plattenproduktionen. Dabei begnügt sich Karajan nicht nur mit klassischen Partituren der Orchesterliteratur. Er möbelte unter anderem die *Alpensinfonie* (DG 253 20 15) von Richard Strauss auf, ein oft als „Schinken" gescholtener Koloß. Er brachte in das mystisch aufgedonnerte Weltraumpanorama *Die Planeten* (DG 253 20 19) des Engländers Gustav Holst eine Klangmagie hinein, die betroffen macht. Und er wertete den nahezu unbekannten spätromantischen Dänen Carl Nielsen und dessen *4. Sinfonie „Das Unauslöschliche"* (DG 253 20 29) auf.

Die Mitglieder des Orchesters jedoch begnügen sich damit noch lange nicht. Zwölf Splittergruppen vom Duo bis zum Oktett, vom Blechbläserensemble bis zu den zwölf Cellisten bosseln in Eigenregie an einer großen Palette von Kammermusik (DG 274 10 11). Da ist es überhaupt noch ein Wunder, daß sie zum Feiern des Hundertjährigen Zeit haben. *Wolfdieter Kuner*

WETTEN, DASS EIN 24 x 36 KLEINBILDFILM IN DIE MINOX 35 GT REINPASST. WAS MEINEN SIE?

Er paßt! Wir haben's ausprobiert. Zugegeben, die Minox 35 GT ist tatsächlich so klein, daß mancher denkt, er benötige einen Pocket-, Miniformat- oder Wie-auch-immer-sie-heißen-Film. Aber auch sonst bietet die Minox 35 GT einige Überraschungen: Ein vierlinsiges Color-Minotar-Objektiv 2,8/35 mm und eine elektronische Zeitautomatik mit Blendenvorwahl und Zeitanzeige im Sucher, einen Selbstauslöser für höchstpersönliche Erinnerungen und einen Gegenlichtschalter, der dafür sorgt, daß der Schornsteinfeger am Mittagshimmel nicht allzu schwarz wird. Wenn das keine gestochen scharfen Aufnahmen werden! Und wenn Sie jetzt gleich eine Postkarte an uns absenden, schicken wir prompt einen Prospekt. Wetten, daß? – Minox GmbH, Abt.PY, Postfach 60 20, 6300 Giessen 1. **MINOX**





EILER & RIEMEL

Shopping-Tip

DER MAI-KAUFHOF

Der Kaufhof am Marienplatz – ein Treffpunkt für Leute, die zu leben wissen. „Sicherlich ein gewagter Anspruch für ein Warenhaus", gesteht Geschäftsführer Bert Bergs freimütig, „stünde es nicht im Zentrum der Münchner City. München, das ist Weltstadtniveau, Trendsetting, Freizeitatmosphäre auf der einen, bayrische Tradition und verträumte Gemütlichkeit auf der anderen Seite." Und diesem Münchner Lebensgefühl will man am Kaufhof Marienplatz Rechnung tragen.



Bert Bergs, ein kreativer Kaufhof-Filialchef

„Kultiviert konsumieren" ist Bert Bergs Devise, seit er die Filiale 1977 übernommen hat. Die Pflege des Markengedankens. Sekt bleibt Sekt, fein unterschieden wird jedoch zwischen 80 Champagner-Sorten, von denen man einige im Ausschank probieren kann – einen Dom Perignon mit Jahrgang für 98 Mark vielleicht ausgenommen. Und einen Portwein von 1893, oder einen 85 Jahre alten Cognac für 1050 Mark nimmt man schließlich auch nicht aus Image-Gründen ins Angebot.

„Die Erwartungshaltung des Münchner Publikums ist eben eine andere", erklärt Bergs, „unsere Kunden interessieren sich mehr für Gobelins als für ein paar Meter Stoff zum Selbstnähen, also planen wir jährlich eine Gobelin-Ausstellung und verzichten auf Stoffe und Küchenschürzen."

So kommt es, daß man am Marienplatz einen extravaganten Luchs für 20 000 Mark findet, einen silbernen englischen Zuckerstreuer anno 1795, oder eine handgearbeitete McIntosh-Stereo-Anlage für 30 000 Mark. Die Delikatessen-Abteilung und der Kaufhof-Party-Service halten sogar einem Vergleich mit renommierten Feinkost-Spezialisten stand, wie die Kritiker des exclusiven „Member's Magazine" unlängst feststellten.

Solch trendsensible Arbeit erfordert natürlich verstärkten Einsatz. Als einzige Kaufhof-Filiale leistet man sich am Marienplatz einen eigenen Späher-Stab von Einkäufern. Regelmäßig werden zeitgemäße Aktionen veranstaltet. So präsentiert Farah Fawcett Kosmetica, Bianca Jagger Tropical Drinks. Es zeigt sich Medien- und Pop-Prominenz von Scholl-Latour bis Leo Sayer.

Bei soviel Schönheit und Chic wird der bayrische Charme keineswegs vernachlässigt. Der höchste Biergarten Münchens auf der Dachterrasse – mit eigener Kastanie – ist die ideale weißblaue Brotzeitoase.

Bert Bergs und sein Team erfüllen individuelle Wünsche und das schätzen die Kunden. Ein Angebot von lupenreinen Einkarätern nahmen zwei ausländische Herren gleich mit 100 000 Mark in Anspruch. Schwarzgeld? „Ich habe sie nicht gefragt, ich bin lediglich Kaufmann", sagt Bert Bergs verschmitzt lächelnd, der den Kaufhof am Marienplatz immerhin zum bestfrequentierten Warenhaus Deutschlands gemacht hat.



Eine Schatzkammer, die man betreten darf: die Schmuckabteilung

Exclusiv

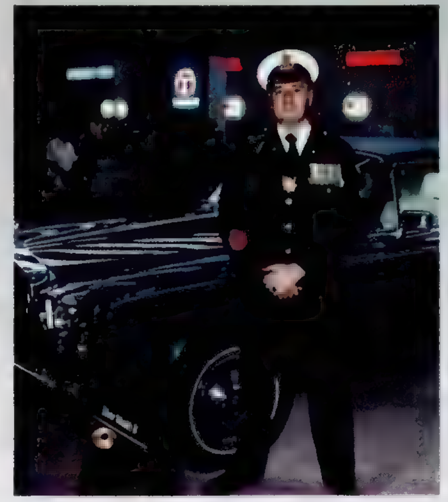
DAS MAI-ANGEBOT

Mann trägt wieder „Schmuck". Unter diesem Motto erinnert der Kaufhof am Marienplatz die Herren dieser Welt an eines ihrer ältesten Privilegien.

Am Anfang war das Feuer, aber schon kurze Zeit später kam der Herrenschmuck. Zunächst als Tierknochen-Amulett, im Zuge fortschreitender Zivilisation dann bald schon als Halskette aus den Zähnen des Lieblingsfeindes vom Neandertal nebenan. Doch nun machte der Mann einen historischen Fehler. Um das eigene Sozialprestige aufzupolieren, begann er, die Frau zu schmücken. Wohin das geführt hat, weiß man ja. Der Schmuck des Mannes beschränkte sich fortan auf einen Bundes-Orden für besondere Verdienste am Fußball, die Brillanten blieben in weiblicher Erbfolge.

Diese Zeiten sind nun vorbei. Mann geht nicht mehr ohne. In den USA tragen inzwischen 90 Prozent aller Männer eine Halskette, mancher Pop-Star lächelt mit einem Diamanten im Zahn, und der Männer-Ohrring ist längst nicht mehr allein Markenzeichen der Jet-Set-Prominenz. Ein Trend, den Bert Bergs und seine Mannschaft klar erkannt haben.

Ab 26. April 1982 präsentiert der Kaufhof am Marienplatz ca. sechs Wochen lang Europas größte Auswahl an Herrenschmuck. Armbänder und Ketten in klassischen Gliederungen wie Marina, Panzer, Venezianer, Garibaldi und andere. In Gold 333/000, 585/000 und 750/000 von 2000 bis 5000 Mark. Als Anhänger von der Gravurplatte – mit und ohne Brillanten – bis zum Sternzeichen in verschiedenen Designs.



Gehört zum britischen Court of Commissioners, deren Mitglieder die exclusivsten Dinge der Welt bewachen

Wer demonstrieren möchte, daß nicht allein der Glaube an sich selbst den Erfolg ausmacht, wählt vielleicht ein Massiv-Goldkreuz, besetzt mit 22 Brillanten für 14 000 Mark. Und wer die letzten Reservate wirklicher Männlichkeit in den Weiten der Prärie symbolisiert sieht, wird sich für die handgefertigten Old Pawn Arbeiten der nordamerikanischen Navajo-Indianer begeistern.

Letzte Zweifler jedoch wird das Glanzstück der Aktion restlos überzeugen: Eine Herrenkette in Gold, 585/000 in markanter Marina-Gliederung mit einem sportlichen Karabinerhaken. Das Top-Angebot für Männer, die Manns genug sind, Schmuck zu tragen. Das Design spricht für sich selbst. Exclusiv im Kaufhof am Marienplatz, allen anderen Kaufhof-Filialen, oder im Direktversand. Zum Preis von DM 599,–.

Übrigens, lassen Sie sich beim Besuch der Ausstellung nicht von vier distinguiert blickenden Herren in Uniform irritieren. Die Gentlemen sind Bewachungsspezialisten des britischen Court of Commissioners.

Euer Angebot hat mich überzeugt. Ich bestelle, mit Rückgaberecht innerhalb 14 Tagen,

.... Stück Herrenkette Gelbgold 585/000 (6206) je DM 599,–

per Nachnahme ☐ oder Verrechnungsscheck anbei ☐

Name: .... Vorname: ....

Straße: .... Nr.: ....

PLZ/Ort: .... Telefon: ......

Bitte auf Postkarte aufkleben und mit 50 Pf. frankieren.
An KAUFHOF AG, Abt. 51, Postfach 10 12 27, 5000 Köln 1
Telefon-Bestell-Service 0 22 34-5 60 66 rund um die Uhr

KAUFHOF

Da gründet einer mit 22 Jahren und genau im richtigen Moment eine Firma, die Energie sparen hilft. Doppelfenster, Fassadenverkleidungen und so. Er macht über zehn Millionen Mark Umsatz im Jahr und hat 70 Angestellte, als er mit 31 Jahren aussteigt. Oder umsteigt. Oder einsteigt.

Ludwig Klöckner aus Bad Honnef bei Bonn. Ein Mann wie ein Herrgottsschnitzer mit einer Frau wie die Venus von Milo. Mit Armen. Zweite Ehe, keine Kinder.

„Endlich frei", jubiliert er in seinen rotblonden Bart. Und: „Hingehen und den Leuten was verkaufen wollen – nee, das hat mich intellektuell nicht befriedigt. Jetzt mach' ich, was ich will."

Jetzt hilft er Leuten, ihre überschüssige Energie loszuwerden. Klöckner, der Mann mit dem Nummerntick und einer Vorliebe für die Zahl 51, läßt „swingen". Organisiert Partnertausch auf Klubbasis. Gruppensex vor Klöckners Kamin.

Für elf Millionen Mark hat er seine „Isotherm" scheibchenweise an den Flick-Konzern verkauft und 1,6 Millionen gleich in ein **Traumland** gesteckt – „Hotel und Gaststätte für eingeschränkten Personenkreis", steht in seinem Antrag auf Konzession.

Das war mal ein Ausflugslokal für Mami, Papi und Bubi. Nun hat es ein Flüsterzimmer („Erotischer Akustikraum"), Spiegelzimmer („Optisches Erlebnis"), Schmusezimmer („Zärtlichkeiten von Frau zu Frau") und einen Erotik-Ballsaal („Nackttanz erlaubt"). Für 130 Mark pro Paar und Abend gibt's kaltes Büfett, 126 Umkleidekabinen, 700 Handtücher, in jedem Raum Kleenex-Boxen und Intimsprays, pro Gast eine neue Zahnbürste und eine Boutique für Mode im Schritt. Für die freien Getränke („aber Swinger sind keine starken Trinker", sagt Klöckner) steht die Venus von Milo ebenso frei hinter der Theke. Der Bürgermeister von Honnef war übrigens schon da – voll bekleidet, versteht sich.

Vom Millionenumsetzer zum Aussteiger, Beruf als Hobby, gemeinsamer Arbeitsplatz mit der Ehefrau – Klöckner mag das Wort Aussteiger nicht. Es klingt ihm nach „zu weit links und Nichtstun". Er tut ja was. Arbeitet als Missionar. Sein Bekehrungs-Credo für sexuelle Heiden: „Swinger-Paare führen bessere Ehen. Da gibt es keine Heimlichkeiten."

500 Paare hat Klöckner in seiner Klubkartei. Das Potential schätzt er aber weit höher: „Zur Zeit dürften in der Bundesrepublik rund eine Million aktiv swingen. Und wenn man unsere Bewegung den Leuten richtig erklären würde, würden 50 Prozent der Bevölkerung mitmachen."

„Bewegung“, sagt er, und da kommt zum Wort am Sonntag das Klingeln in der Kasse. Denn Ludwig I., der Nackte, erwägt die Erweiterung seines Reiches auf sechs weitere Klubs mit einer AG als Dach. „*Traumland*“, sagt er, „muß



zum Synonym für die Bewegung werden.“

Da soll der „goldene Altersschnitt“ dann bei 30 Jahren liegen. Bisher fällt er selten unter 35 bis 38 Jahre, und die ältesten in der Klubkartei sind 67 (männlich) und 62 (weiblich). Jahrgangsmäßig dazwischen tummelt sich zum Beispiel ein MdB mit Frau, der zwar gerne unbekleidet ist, aber noch lieber ungenannt bleibt. Ein geheimer Lobbyist der Bewegung, ein Liberaler von der Pünktchen-Partei. Von denen gibt's ja nicht so sehr viele im Bundestag.

Von der Familienberatung einer Stadt bei Hamm in Nordrhein-Westfalen wird das *Traumland* bereits als Therapie empfohlen – weil die Therapeuten in Klöckners Klubkartei stehen. Was gut ist für Patienten, ist eben immer noch gut genug für Seelenheilpraktiker.

Irgendwann an dem Abend, an dem ich dort war, driftete die Hausfrau von der Theke zur Liegewiese. Man hörte es durch vier Räume. Vom stehengebliebenen Ehemann erfahre ich unterdessen, daß er erst in etwa zwei Jahren sehen wird, ob sich das Konzept finanziell durchsetzt. Wenn nicht, hat er seinen Privatspaß gehabt.

Der Haken ist nämlich, daß der Besuch von neuen Paaren zu oft daran scheitert, daß die Frau nicht will, obendrein hat der deutsche Arbeiter keine Lust, die Mutti zu tauschen. „Der traut sich nicht zu swingen“, bedauert Ludwig I., der Nackte, „weil er glaubt, dafür nicht fein genug zu sein.“ *Axel Thorer*

FILME

Die Szenerie ist unheilschwanger und die musikalische Untermalung auch nicht gerade beruhigend, als zwei junge Amerikaner nachts durch ein englisches Moor wandern. Da tritt plötzlich der **American Werewolf** auf den Plan, springt das Duo hinterrücks an und richtet die beiden fürchterlich zu. Als die Blessierten sich wenig später in einem Krankenhaus wiedertreffen, nimmt der Horror erst richtig seinen Lauf: Der eine hält sich für einen Zombie, der seinen Frieden nur wiederfinden kann, indem er den Freund tötet. Über allem Grusel läßt Regisseur und Drehbuchautor John Landis *(Die Blues Brothers)* den Humor nicht zu kurz kommen. Ein tierischer Film mit erfrischendem Biß. *Peter Blake*

•

Die Männer der **Grenzpatrouille** am Rio Grande kassieren Schmiergelder von Männern, die nachts Mexikaner als billige und illegale Arbeitskräfte über den Fluß nach Texas karren. Als Charlie Smith (Jack Nicholson) sich von Los Angeles nach El Paso versetzen läßt, befolgt er zunächst pingelig die Dienstvorschriften und verhaftet die Chicanos beim Grenzübertritt. Nicht nur die Kollegen sind deshalb sauer. Auch seine Frau Marcy (Valerie Perrine) liegt Smith in den Ohren, daß er hier ein einträgliches Geschäft kaputtmacht. Die Money-Mentalität siegt – der vormals ehrbare Polizist stopft sich nun die Taschen voll, um seine Marcy auf einem Wasserbett bumsen und sich nebenher noch eine romantische Affäre mit einer blutjungen Mexikanerin leisten zu können. Tony Richardson *(Die Einsamkeit des Langstreckenläufers, Tom Jones)* hat den Menschenhandel im Süden der USA zynisch und brutal inszeniert, wobei Nicholson endlich mal wieder als cooler und harter Typ und nicht als grimassierender Irrer auftritt. *Patrick Wolff*



Bei „Excalibur" genügte noch ein Schwert. Inzwischen müssen schon einige Mädels ihre Scheide hinhalten, damit die Fantasy-Welle in den Kinos weiterrollt. Jüngstes Beispiel: „Talon" von Albert Pyun, ein wüstes Leinwandmärchen voller Sex und Gewalt im phantastischen Königreich Eh-Dan.

WIM WENDERS: ABRECHNUNG MIT HOLLYWOOD

An der portugiesischen Algarve geht der Crew, die gerade einen billigen Science-fiction-Film abdreht, das Geld aus. Der Produzent fliegt nach Hollywood, um neues aufzutreiben. Als der Finanzier nach Wochen nicht zurückkommt, setzt sich schließlich auch noch der Regisseur in den Flieger, um den verschwundenen Produzenten zu suchen. Als der endlich aufgespürt ist, kommt es „zu einem ziemlich gewalttätigen Ende". Mit diesem Stoff und diesem Finale hat der deutsche Filmer Wim Wenders einen Schlußstrich unter seine jüngsten Erfahrungen im Busineß gezogen. Titel: *Der Stand der Dinge.*

Die rund 1,5 Millionen Mark für das Projekt besorgte er mit Hilfe seiner beiden Produktionsfirmen Road Movies und Gray City Inc. „in genau zehn Tagen unter anderem bei den europäischen Verleihfirmen meiner Filme und beim deutschen Fernsehen". Öffentliche Mittel beantragte der 37jährige Regisseur gar nicht erst. In wenigen Wochen wurde fertiggestellt, wofür es nicht mal ein Drehbuch, sondern nur ein dreiseitiges Exposé gab. Jeden Abend entschied Wenders, was am nächsten Tag gedreht werden sollte.

Spontane Befreiung aus einem Alptraum made in Hollywood, denn begonnen hatte der Film eigentlich im Jahre 1978. Damals hatte Francis Ford Coppola gerade mit viel Publicity-Wirbel sein Zoetrope-Studio gegründet und die Wenders-Filme *Im Lauf der Zeit* und *Der amerikanische Freund* gesehen.

Der US-Regisseur mit Tycoon-Allüren



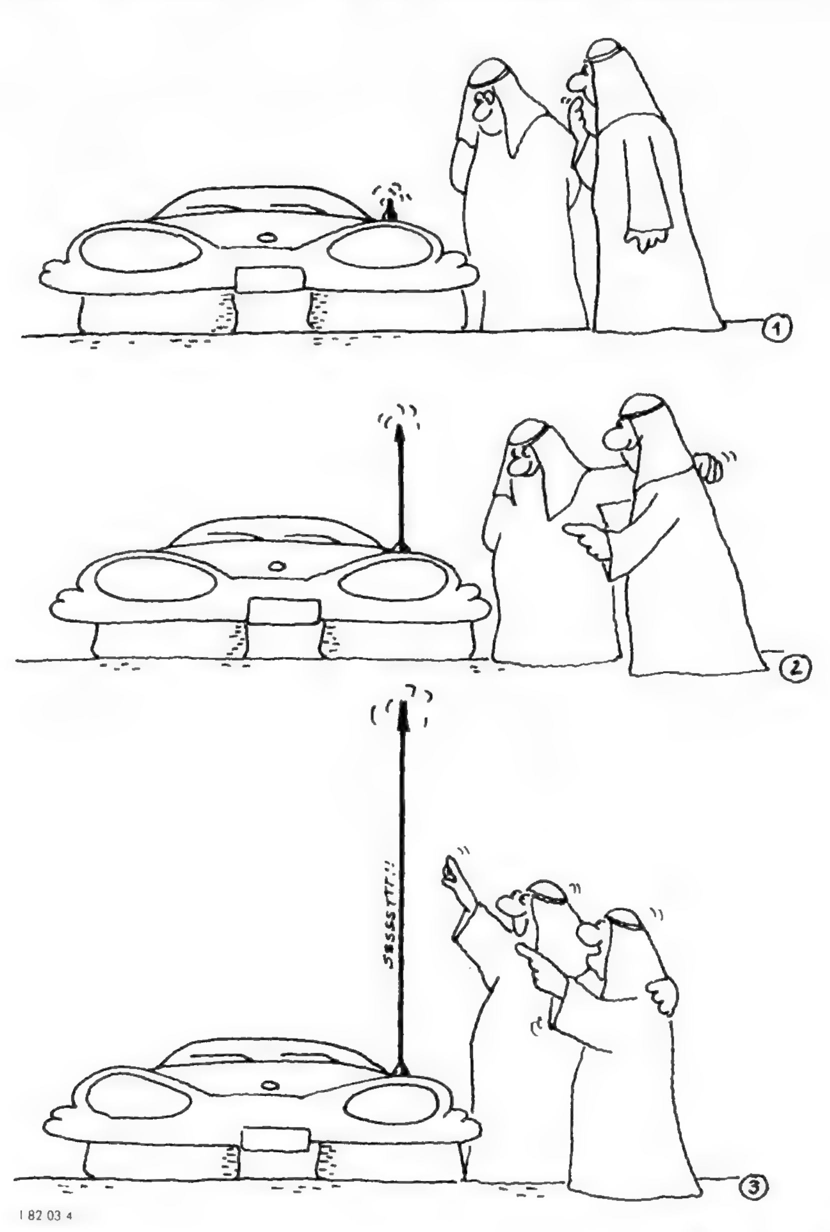
(Der Pate, Apocalypse Now) bot dem Deutschen die Regie des Streifens *Hammett* an. Doch zwei Wochen nach ersten Außenaufnahmen in San Francisco beorderte Coppola abrupt den gesamten Stab zurück ins Studio – „um die Dreharbeiten besser überwachen zu können", vermutet Wenders heute. Denn anschließend wurde das *Hammett*-Drehbuch umgeschrieben, neugeschrieben, revidiert und wieder umgeschrieben. „Im Laufe der insgesamt vier Jahre, die ich hier gearbeitet habe", sagt Wenders, „gab es 30 verschiedene Drehbücher." Das Projekt hatte in der bösartigen Gerüchteküche Hollywoods schnell das Prädikat einer Katastrophenproduktion weg. Was aus den vor der Presse verriegelten Studiotüren drang, glich Berichten vom Untergang der Titanic. Es schien nur wenig Überlebende zu geben.

Über welche Drehbuchfassung es zum Knall kam, ist unbekannt. Allerdings weiß man die Stelle: das Ende der fiktiven Detektivgeschichte aus den zwanziger Jahren um den berühmten Krimi-Schriftsteller Dashiell Hammett (1894 bis 1961).

„*Hammett* war die erste Zoetrope-Produktion", sagt Wenders. „Und Coppola wollte sich und anderen damit offenbar etwas beweisen." Der Deutsche reiste desillusioniert nach Europa zurück. Das belichtete Material lagerte Coppola ein.

Wenders hatte genug Zeit, mit *Lightning Over Water* einen Film über das Sterben des von ihm verehrten Regisseurs Nicholas Ray fertigzustellen und saß abrufbereit in Berlin, um – vertragsgemäß – die schwere Geburt zu Ende zu bringen. Weitere Verzögerungen – Coppola blockierte das Studio mit dem Eigenwerk *Von ganzem Herzen* – brachten Wenders schließlich darauf, in Portugal die Crew eines brasilianischen Freundes zu übernehmen und *Der Stand der Dinge* zu produzieren. Der Film übers Filmemachen kommt nun in die deutschen Kinos. Und Wenders hat inzwischen auch *Hammett* abgeschlossen. Doch Coppola hielt es bis zum Schluß nicht für nötig, dem Kollegen Wenders mitzuteilen, ob der Film in Cannes Premiere haben wird. *Wolf Kohl*

„… HABEN SICH KÜRZLICH EINIGE HERREN AUS EINEM NICHT NÄHER BEZEICHNETEN LAND IM NAHEN OSTEN SO SEHR FÜR DIE **MOTORANTENNE** VON HIRSCHMANN BEGEISTERT, DASS SIE DAS DAZUGEHÖRIGE AUTO UNBESEHEN MITERWORBEN HABEN. HIERZULANDE IST DIE BEGEISTERUNG KAUM GERINGER, ALLENFALLS DIE KAUFKRAFT, WESHALB MAN SICH STATISTISCH GESEHEN ETWAS HÄUFIGER FÜR EINEN NACHTRÄGLICHEN EINBAU ENTSCHEIDET. DER SPASS IST IM ENDEFFEKT DERSELBE …"



I 82 03 4



MÖCHTEN SIE SICH NÄHER INFORMIEREN? DANN SCHREIBEN SIE UNS BITTE: RICHARD HIRSCHMANN, RADIOTECHNISCHES WERK, ABTEILUNG SMV, D-7300 ESSLINGEN/NECKAR

Ascona SR, ein sportliches Erlebnis für Kenner.



Walter Röhrl, Sieger der Rallye Monte Carlo '82 über die Opel-Initiative für mehr

Opel-Initiative für besseres Fahren.

„Mit dieser Initiative liegt Opel bei uns sportlichen Autofahrern genau richtig. Zum Beispiel mit dem Ascona SR. Mit seinem 1.6 S-OHC-Motor bringt er satte 66 kW (90 PS) auf die Straße. Und mit seinem Frontantriebs-Fahrwerk hat man den Ascona SR immer sicher im Griff. Genügend Platz bietet er ebenfalls. Platz fürs Gepäck, Raum

Kraftstoffverbrauch (Superkraftstoff) nach DIN 70030 in l/100 km (mit Schaltgetriebe)			
Ascona SR	im Stadtverkehr	bei 90 km/h	bei 120 km/h
1.6 S-OHC	9.9	6.0	8.3

Was den Ascona SR so sportlich macht: 1.6 S-OHC-Motor, Recaro-Sitze vorn, charakteristisches SR-Design, Schriftzug auf Kofferraumklappe/Hecktür, schwarzer Kühlergrill, Seitenstreifen mit integriertem SR-Schriftzug, Karosseriefläche unter der seitlichen Schutzzierleiste sowie unterhalb und hinter den Stoßfängern in Anthrazit lackiert, Zierleisten und Rückwand in Anthrazit, sportlich abgestimmtes Fahrwerk, Gürtelreifen 195/60 R 14 85 H auf SR-Leichtmetallfelgen 5½ J x 14, von innen einstellbarer integrierter Außenspiegel, Wisch-/Waschanlage für Heckscheibe bei der 5türigen Fließheck-Limousine, Drehzahlmesser, Voltmeter, Kraftstoffverbrauchsanzeige (Econometer), Quarzuhr, 3-Speichen-Sportlenkrad, Warnleuchte für Handbremse, Zigarettenanzünder, Türtasche auch auf der Beifahrerseite, Beleuchtung für Handschuhfach und Koffer-/Gepäckraum, Berlina-Tür- und Seitenwandverkleidung. Günstige Finanzierung und Leasing durch die Opel Kredit Bank.

Abgebildet: Ascona SR, 5türig. Variodach, Halogen-Nebelscheinwerfer, Halogen-Zusatzscheinwerfer sowie Zweischicht-Metallic-Lackierung sind Sonderausstattung.

Sportlichkeit:

für die Familie und sportliches Fahrvergnügen für den Piloten. Und wirtschaftlich ist der Ascona SR in jeder Beziehung. Also, liebe Freunde, jetzt zum nächsten Opel-Händler, damit Sie das sportliche Erlebnis in einer sportlichen Proberunde selbst erleben können."

W. Röhrl/Chr. Geistdörfer, Sieger der Rallye Monte Carlo '82 auf Ascona.



Ottos EROTISCHER Ratgeber

Hallo PLAYBOY-Leser, aufgepaßt! Hier kommt Ottis erotischer Ratgeber, damit der pädagogische Charakter dieser Illustrierten erhalten bleibt...



So. Zur Sache. Die Sexualität umfaßt den ganzen Menschen. Sie spielt sich nicht nur im Kopf ab. Da natürlich auch: Ich zum Beispiel stelle mir gerade vor ... aber lassen wir das!
Heute wollen wir in einen Bereich vordringen, über den man gewöhnlich nicht spricht, weil er unter der Gürtellinie liegt ... Ich meine: das männliche ... Knie! Das männliche Knie wird wie die meisten tertiären Geschlechtsmerkmale in unserer Zivilisation verhüllt.
Dazu dient uns die ... Na??? Die Pille?! Ach was! Die Methode Knaus-Ogino? Unsinn!!! Die Ejakulatio praecox? Quatsch!
Nein: die Hose!! Jawohl! Die Hose bedeckt das männliche Knie!
Es gibt allerdings auch in Europa Naturvölker, die das Knie unbedeckt lassen, zum Beispiel die Bayern. Ihre Hosen enden über dem Knie.



Aber diese Kniefreiheit hat ihren Preis. Die ständige Reizüberflutung kann zu einer sehr schmerzhaften Versteifung des Knies führen.
Ich selbst habe auf meinen Expeditionen in Bayern noch junge Männer **so** *zum Traualtar schreiten sehen ...*

Nein, nein, das männliche Knie sollte gut geschützt werden, damit es seinem vornehmsten Zweck im männlichen Geschlechtsverkehr dienen kann: Der Mann braucht es, um vor seiner Geliebten – verzeihen Sie das offene Wort – um vor ihr niederzuknien, jawohl ... um ihren Rocksaum ... äh ... zu küssen.



Das weibliche Knie spielt hingegen eine recht untergeordnete Rolle. Die Frau braucht ihr Knie eigentlich nur, um es gelegentlich einem allzu aufdringlichen Verehrer voll in die ... ei, ei, ei ...

Also Tschüs bis bald
Euer

Otto!

Liebe Leute von Baileys, für mich ist Irland eine Insel des guten Geschmacks.



Irisch gut die frische Sahne
Irisch gut der echte Whiske
Irisch gut dieser unnachahmliche Geschma

Baileys Original Irish Cream. Ein Schluck Irland.



BRAUCH & HUBE

VERTRIEB ROLAND MARKEN IMPORT

Ob das Hotelzimmer einen Balkon habe, sei ihm ziemlich egal, meint der Kunde im Reisebüro. Auch das Essen in seinem Urlaubsdomizil im Süden interessiere ihn wenig. „Hacken" muß es oder „kacheln", daß sich die Palmen biegen. Wer auf diese Art Reisebüro-Angestellte nervt, hat normalerweise nur eins im Sinn: Windsurfen. Und was da hacken und kacheln soll, ist schlicht und einfach der Motor der Stehsegler – der Wind.

Rund 500 000 Bundesbürger sind in diesem Jahr bereits stolze Brettbesitzer. Die meisten von ihnen dümpeln jedoch an Wochenenden bei leichter Brise auf den Binnenseen und belustigen mit ihren unfreiwillig-komischen Tauchgängen die Spaziergänger am Ufer. Von Jahr zu Jahr werden es allerdings immer mehr, die so vor dem Wind liegen wollen, wie es auf den Werbefotos gezeigt wird: **Starkwindsurfen** – das Tiefschneefahren der Brettartisten. Ein Rausch für den, der's beherrscht, ein Waterloo für alle, die sich überschätzen.

Wo aber hin, wenn man den Kitzel der Geschwindigkeit, das fast schwerelose Dahingleiten über Wellen und Wasser auch mal bei Sonnenschein und Badetemperaturen genießen will?

Das Mekka der Windsurfer ist seit Jahren schon der Gardasee in Oberitalien. Hier bläst's im Sommer fast täglich mit einer Intensität, die selbst hawaii-trainierten Steuermännern manchmal das Segel aus den Händen reißt. Torbole, Riva und Malcesine heißen die Stützpunkte für Starkwindsurfer, die sich morgens bis etwa elf Uhr vom Nordwind Richtung Süden pusten lassen, um dann ab Mittag mit dem bei schönem Wetter pünktlich einsetzenden Südsturm wieder zurückzudüsen.

Während der Gardasee inzwischen fest in deutscher Hand ist und manchmal fast schon überläuft, wandern einige Surfer bereits nach Sardinien ab. Aus einer Ecke zieht's hier immer. Allein sieben Winde haben die Einheimischen mit Namen ausgestattet. Die besten Orte liegen an der Nordküste der Insel.

Europas bester Brandungs-Surfer, der bei Wettkämpfen auf Hawaii den Spezialisten schon den Schneid abgekauft hat, ist Jürgen Hönscheid. Seine Heimat ist das wohl extremste Revier des alten Kontinents: die Nordseeinsel Sylt. Hier muß so mancher Surfer das Handtuch und das Segel werfen, der sich für einen der Größten hält. Generell heißt es dort: Vorsicht vor Strömungen sowie Ebbe und Flut. Und: warm anziehen.

Kalte Füße, aber sicheren Starkwind gibt's in einer Gegend, von der man sonst nur im Winter hört: St. Moritz. Die von

Gletscherwasser gespeisten Seen ringsherum, die auch im Sommer selten wärmer als 10 bis 14 Grad werden, haben einen Wind, der sich ähnlich wie am Gardasee nach der Uhr richtet. Pünktlich ab elf Uhr bläst's mit Macht vom Malojapaß her.

Griechenland mit seinen vielen tausend Inseln und Inselchen dagegen ist im Sommer warm genug. Geheimtip für die Starkwind-Spezialisten: Paros. Hoch im Kurs stehen im Mittelmeer auch Zypern und Malta. Und am Rande Europas tummeln sich die Könner am liebsten rund um das Kanaren-Eiland Fuerteventura, auf dem Roten Meer und hier insbesondere im israelischen Eilat.

Einen weiteren Stützpunkt hat jetzt eine deutsche Surfschule entdeckt und eingerichtet. „Jeder spricht vom Wind, wir haben ihn“, lautet der selbstbewußte Spruch der Leute in Tarifa an der Costa de la Luz. Am südlichsten Zipfel Europas, wo Brisen und Strömungen vom Atlantik und vom Mittelmeer aufeinandertreffen, soll es – laut amtlichen spanischen Messungen – an mehr als 340 Tagen im Jahr ordentlich wehen. Folglich: Nichts für Püppis. Sonnenanbeter sollen zu Hause bleiben. Denn hier geht's um Surfen in höchster Potenz.

Wer zu seinem Surfglück neben sechs Windstärken auch noch sechs Meter hohe Wellen braucht,



dem bleibt nur eins: hin nach Hawaii. Die Kailua-Bay im Norden der Hauptinsel Oahu ist für die Brandungssurfer das beste Revier der Welt. An die Strände Pipeline-Banzaii, Kuilima und Haleiwa brechen Wellen, die auch Surfer mit eisernem Stand und Schwielen an den Händen aus dem Gleichgewicht bringen. Wer hier einmal über die Brecher gejumpt ist und sich die Konkurrenz von oben angeschaut hat, begreift, daß Starkwind- und Brandungssurfen ein sinnliches Vergnügen ist. *Günter Reimann*

WORLD FAMOUS

Rothmans
KING SIZE
BY SPECIAL APPOINTMENT
FILTER TIPPED
ROTHMANS OF PALL MALL · ESTABLISHED 1890

ROTHMANS KING SIZE

Das Typische der ROTHMANS King Size erkennen Sie schon beim ersten Zug.
Goldgelbe und besonders wertvolle Tabake geben der Marke ihre unverwechselbare Geschmacksnote.
ROTHMANS King Size. In 157 Ländern und an Bord von über 140 Schiffahrts- und 100 Luftlinien.

Best tobacco money can buy

Geschmack hat sie international berühmt gemacht.

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,0 mg Nikotin und 14 mg Kondensat (Teer).(Durchschnittswerte nach DIN).

HOTELS

Mitten im Dreieck Nürnberg–Regensburg–Weiden steht das kleinste Hotel Deutschlands: das **Ehhäusl** (Seminargasse 8, 8450 Amberg, Telefon 0 96 21/2 22 11). Hinter der nicht einmal fünf Meter breiten Fassade verbergen sich, ohne trennende Türen locker in- und übereinander verschachtelt, Frühstücksraum, Kaminzimmer mit Bar, Schlafgemach, Duschbad und WC, Wannenbad und Schreibecke – komfortable Herberge für zwei Personen. Hausdame Maria Sommer bewirtschaftet das Mini-Hotel von ihrer zehn Gehminuten entfernten Wohnung aus. Begrüßungstrunk und Frühstück sind ebenso im Übernachtungspreis (150 Mark pro Paar) enthalten wie der Garagenplatz. Was heute gastronomisches Vergnügen bereitet, diente seinerzeit gesetzlicher Pflichterfüllung. 1728 hatte nämlich ein allmächtiger Landesvater bei strenger Strafe angeordnet, daß nur vor den Traualtar treten durfte, wer den Besitz eines Hauses nachweisen konnte. Das brachte einen pfiffigen Oberpfälzer Geschäftsmann auf die Idee, sein Anwesen nächteweise an Heiratswillige zu vermieten, worauf sich der Volksmund damals den Reim machte: „Wollte man ein Mädchen frei'n, mußt' man Hausbesitzer sein. Drum erwarb man dieses Haus, hernach flog man wieder aus." *Roland Herbert*

•

Was im 6. Jahrhundert im lieblichen Umbrien als Abtei der Heiligen Severo und Martirio gegründet wurde, heißt heute schlicht **La Badia** (La Badia, I-05019 Orvieto, Telefon 0 03 97 63/9 03 59). Die engen Mönchszellen sind komfortablen Hotelzimmern gewichen, in denen man sich unweit der Autostrada del Sole A-1 getrost der Gastfreundschaft des Grafen Fiumi anvertrauen kann: Salon mit Kamin und Innentreppe zum Schlafgemach auf der Empore (bis 190 Mark) lassen auf Anhieb unheilige Gedanken aufkommen. Gespeist wird im alten Wandelgang: beispielsweise Spanferkel am Spieß. Das angenehme Empfinden von „serenità", das die gelungene Restaurierung des Klosters hervorruft, ist mit „heiterem Frieden" nur annähernd übersetzbar. *Hannelore Hauser*

UND WEM DAS NICHT REICHT...

WO EINST DIE *Paris-Match*-Redaktion arbeitete, ruht heute der anspruchsvolle Gast in Paris. In der Rue François 1er öffnete das teuerste Hotel der Welt seine Pforten. In unmittelbarer Nachbarschaft des alten und noblen George V entstanden 73 Suiten und Appartements, von denen keines dem anderen gleicht.

Im *Nova-Park Elysées* (Telefon 0 03 31/5 62 63 64) ist ein Chauffeur-Zimmerchen schon für 400 Mark zu haben, während die Königssuite mit 450 Quadratmetern und drei Aussichtsterrassen 14 000 Mark pro Nacht kostet. Hier können die Männer von Öl und Allah dann hinter kugelsicherem Glas in die Heimat funken.



Auch ihre Leibwächter dürfen entspannen: Im Telex-Raum überwachen sie auf sechs Bildschirmen die Sicherheit.

In der Miete eingeschlossen ist der hoteleigene „Silver Shadow" vor der Tür. Sein Schweizer Kennzeichen weist auf den Urheber dieser Luxusherberge hin: René Hatt, Präsident der Nova-Park-Hotelgruppe in Zürich, ist weitschweifig wie sein Bau, wenn es darum geht, Hotelphilosophie zu entwickeln. Er will seine Klientel „happy" sehen. Und wenn Geschäftsleute schon nicht auf die Mark gucken, so muß es Silber auf dem Tisch, Gold an den Armaturen und geschliffene Lava im Bad sein.

Der Trend, so ahnt Hatt, geht weg von den billigen Bettenburgen hin zu individuellem Wohnen; und seine Gäste müßten nicht zur „Stadt", sondern die Stadt müsse zu ihnen ins Hotel kommen. Diese Dorfbeisel-Idee ist denn auch in Paris in die richtigen Dimensionen übersetzt worden: Sechs Restaurants, zehn Bars, vier Klubs und ein Büro-Center knubbeln sich im *Nova-Park Elysées*. Zur Abrundung der Glückseligkeit hat der Schweizer Farbpsychologe Max Lüscher kräftig Rot und Violett aufmischen lassen. *Wilfried Achterfeld*

ESSEN & TRINKEN

Der Hotelkunde kennt das schon: Beim Frühstück ist Sperrstunde meistens um zehn Uhr morgens, von Phantasie und Qualität ganz zu schweigen. Ausweichen kann nur, wer die besten Breakfast-Adressen kennt – Läden, in denen auch noch notorische Langschläfer frische Brötchen serviert bekommen.



Der PLAYBOY *sagt, wo in Deutschland Frühstücken wirklich Spaß macht.*

Hamburg: In ihrem *Buffet Trześniewski* (Börsenstraße 3, Telefon 0 40/36 50 92, montags bis freitags 9 bis 18.30 Uhr, samstags 9 bis 14 Uhr, sonntags geschlossen) haben Galerist Hans Neuendorf und Fotograf Werner Bokelberg die Tradition des Wiener Mutterhauses teilweise übernommen. 18 unterschiedliche Aufstrich-Sorten werden auf Graubrot (eine Mark pro Scheibe) geschmiert. Die vielen Kaffeevarianten zwischen Braunem und Einspänner fielen dagegen unter den kühlen Marmortresen. Wer die Spezialitäten nicht im Stehimbiß einnehmen mag, kann sie sich auch per Blitzkurier nach Hause liefern lassen. Allerdings lohnt nur eine große Bestellung. Denn sechs Mark plus Fahrgeld sind obligatorisch.

Die ungebrochene Beziehung zur K.u.K.-Kaffeehaus-Kultur hält sich auch in der *Wiener Marie* (Rentzelstraße 36–40, Telefon 0 40/44 56 57, dienstags bis sonntags zwischen 17 und 1 Uhr). Der Laden ist aber nicht nur etwas für ausgesprochene Langschläfer, sondern ein Tip für Leute, die noch spät am Tag frische Semmeln oder knuspriges Brot haben möchten. Sie werden mitten im Lokal gebacken und obendrein gratis zu deftiger Wiener Kost gereicht. *Marie*-Wirt Peter Haass hält G'selchtes, Surbraten, Palatschinken, Verlängerten und Heurigen bereit, ein ungarisches Trio sorgt für Schmelz live.

Berlin: Eine Kneipe, die beim Frühstück etwas auf sich hält, hat zwischen Dahlem und Kreuzberg wenigstens bis 14 Uhr Müsli, Omelette, Aufschnitt oder Joghurt parat. Außer an Heiligabend ist zum Beispiel das *Bistroquet* (Uhlandstraße 49, Telefon 0 30/8 82 18 08, 9 bis 4.30 Uhr) stets geöffnet. Für zivile drei Mark gibt's bereits das kleine Frühstück mit Ei, 6,50 Mark kostet die nahrhafte Variante. Wer mag, kann sich von der Karte noch bis mitten in der Nacht hinein die passenden Kleinigkeiten zusammenstellen. Kein Frühstück mehr, sondern ein Spätstück.

Düsseldorf: Draußen vor der Stadt, und zwar in Büderich, geben sich sonntags Politiker und Wirtschaftsbosse ein Stelldichein. Der *Lindenhof* (Meerbusch 1, Zufahrt über Dorfstraße 48, Telefon 0 21 05/26 64, sonntags von 11 Uhr, werktags von 18 bis 1 Uhr) stellt sich zum Brunch besonders auf seine honorigen Gäste ein. Zugang zu Lachs, Champagner und Wildpastete findet jedoch nur, wer telefonisch ein Gedeck (21 Mark) reserviert hat.

Köln: „Sonderwünsche, für die das Personal im Umkreis die notwendigen Ingredienzien besorgen kann, werden erfüllt." Das ist die Devise vom *Café D'Or* (Kettengasse 23–25, Telefon 02 21/21 32 72, 9.30 bis 24 Uhr). Weniger extravagante Gäste sind mit dem Standard-Frühstück (fünf Mark) gut bedient, das im Sommer auch im Freien aufgefahren wird.

Frankfurt: Drei Stockwerke und Platz für 150 Gäste hält Michael Rimbach („Café Laumer") im renovierten Barockgebäude *Hauptwache* zwischen 7 und 20 Uhr bereit. Die Auswahl in den Snack-Vitrinen reicht von Lothringer Specktorte und Zwiebelkuchen bis zu Züricher Spezialitäten nach Vorbild der Confiserie Sprüngli.

Heidelberg: Auch am Neckar macht sich ein neues Frühstücks-Feeling breit. Beispiel: das *Schafheutle* (Hauptstraße 94, Telefon 0 62 21/2 13 16, 9 bis 18 Uhr, sonn- und feiertags geschlossen), in das vorzugsweise die Insider der großen studentischen Schlafmützengilde drängen. Solange die hausgemachten exquisiten Butterhörnle und Brioches reichen, wird Frühstück serviert – meist bis zum späten Nachmittag (Preis pro Gedeck: 5 bis 7,20 Mark). Hängt Petrus die Sonne raus, kann man den Tag bequem unter Zwetschgen- und Kirschbäumen vertrödeln. Der Garten kann getrost 150 Gäste verkraften.

München: Liegt's am Wetter, am Schlendrian oder am Sinn für Kultur? Die bayerische Landeshauptstadt ist ein Dorado für Frühstückler. Neueste Errungenschaft: das *Café Extrablatt* des Journalisten Michael Graeter (PLAYBOY 4/82). Während jedoch der Prominenten-Kolumnist vor allem Schwabinger Kneipengänger anzieht, drängen sich isarnah am Baldeplatz in einem Bistro die Leute, die sich von der New Wave musikalisch wie mo-



Der Country-Duft für den Mann.
Vollkommen. Frisch. Frei und ungezwungen.



disch anstecken ließen. Im *Zoozie's* (sprich: Susis, Wittelsbacher Straße 15, Telefon 0 89/2 01 00 59, 10 bis 1 Uhr) herrscht sonntags Szene-Trubel, wenn sich beim Brunch (15 Mark ohne Getränke) bis 15 Uhr Nahrhaftes und Überraschendes auf den Büfett-Tischen türmt: Lachs, Krabben, Langustinos, Negerküsse und Kaugummi. An den anderen Tagen wird Frühstück serviert, solange die Semmeln reichen. Die kleine Version kommt auf 6,50, die große mit Joghurt und Ei auf 8 Mark.

Im Stadtteil Lehel greifen Paradiesvögel neben Honoratioren an den insgesamt nur 15 Tischen in die vollen. Der *Mariannenhof* (Mariannenstraße 1, Telefon 0 89/22 08 64, dienstags bis sonntags von 10 bis 1 Uhr geöffnet, montags geschlossen), eine ehemalige Vorstadtbeizen, hat den alten Charme behalten. Bis 18 Uhr stehen das kleine (5,80 Mark), das große (8,20 Mark) oder das amerikanische Frühstück mit bacon & beans (6,40 Mark) zur Debatte. Sonntags liegt ein knackiges Büfett aus: Frische Pasteten, kalter Braten, Salate, Süßspeisen und Getränke veranschlagen die Besitzer des langgezogenen Wohnzimmers mit 17,50 Mark pro Person.

Neuhausen, ein schlichtes Viertel mit sprödem Charme, hat mit dem *Café Ruffini* (Ruffini-/Ecke Orffstraße, Telefon 0 89/16 11 60, dienstags bis samstags 10 bis 23 Uhr, sonntags 10 bis 18 Uhr, montags geschlossen) einen idealen Treffpunkt für Langschläfer aller Couleur. Auf den beruhigend-grünen Stühlen läßt sich zwischen Einsamkeit und Geselligkeit, Meditation und Information (aus einer wohlsortierten Handbibliothek) sowie drei verschiedenen Frühstücken zwischen 4 und 13 Mark wählen. Bei Sonnenschein herrscht Andrang auf dem Balkon im ersten Stock. Sonnenschirme hat's reichlich. Liegestühle gehören allerdings noch nicht zum Mobiliar. *Adelheid Willich*

•

Das Gästebuch liest sich wie ein *Who's Who,* hochkarätige Taktstock-Artisten sind gleich reihenweise vertreten: Lennie Bernstein, Georg Solti, Herbert von Karajan – natürlich immer mit ganzen Orchestern im Gefolge. Was die Göttlichen der E-Musik magisch ins **Fischereihafen Restaurant** in der Nachbarschaft finsterer Hafenspeicher lockt (Große Elbstraße 143, 2000 Hamburg 50, Telefon 0 40/38 18 16, geöffnet täglich von 11.30 bis 22.30 Uhr), ist gewiß nicht das Defilee der Damen vom horizontalen Gewerbe links und rechts der holprigen Anfahrt. Gastro-Senkrechtstarter Rüdiger Kowalke, Küchenchef Wolf-Dieter Klunker und ihre zwanzigköpfige Brigade sind einfach Weltklasse. Das Haus nutzt sein historisches Privileg, als einziger gastronomischer Betrieb in der Auktionshalle direkt nebenan mitsteigern zu dürfen, weshalb die Gäste stets fangfrische Fische und Krustentiere auf den Tisch bekommen. Neben ganzen Hummern (Pfund 75 Mark), Altonaer Pfannenfisch (16,50 Mark), Aalterrine (19,50 Mark) sowie dem siebengängigen Menü (95 Mark) erscheinen Steak und Hasenfilet auf der Karte wie Fremdkörper. *Hanns O. Janssen*

•

Wer es finden will, muß sich schon Mühe geben: 15 Kilometer vom schwäbischen Günzburg entfernt, versteckt sich am nördlichen Rand des Donaumooses das Schloß Oberstotzingen mit seinem Restaurant **Vogelherd** (Telefon 0 73 25/60 14, montags ganz, dienstags bis 18 Uhr geschlossen, Reservierung ist ratsam). Schloßherr Urs Wilhelm bereitet mit Gespür Fein-Abgestimmtes. Zum Beispiel ein Menü mit Steinpilzsalat und zart schmelzender Gänsestopfleber, Filet vom St. Petersfisch an Safransauce und wildem Reis, mild-saftiges Sauté vom Rehfilet und lokker-cremige Mousse au chocolat zum Dessert – mit 83 Mark fair berechnet. Wer nach den kulinarischen Verführungen die erwachte Sinnenfreude ausleben möchte, kann das in einem der sieben Zimmer (Doppelzimmer 60 bis 70 Mark). So kommt er auch in den Genuß eines Frühstücks (15 Mark), das in der deutschen Hotellerie selten ist: Parmaschinken, zehn Käsesorten und selbstgemachte Konfitüre machen selbst den größten Frühstücksmuffel lebendig. *Andreas Lukoschik*

MUTTI, ICH BIN IM KRIEG

Bei „Bill Bob's Texas Saloon" in Fort Worth und im „Palomino Club" von Los Angeles stehen die beiden ersten lügenden Telefonzellen der Welt. Wer den Weg nach Hause scheut, aber keine gute Ausrede hat, kann per Knopfdruck unter 15 verschiedenen Hintergrundszenen wählen: darunter Gewehrfeuer mit Explosionen und Fliegeralarm, Dschungel bei Nacht, Krankenhausgeräusche mit schriller Schwesternstimme, Verkehrschaos, Panik im Kaufhaus und Flughafenlärm. Sehr beliebt, so Erfinder Mason Zelazny (31), ist die Gefängnis-Taste: Abgebrannte Studenten kitzeln damit erfolgreich 100-Dollar-Kautionen aus väterlichen Brieftaschen.

Komfort. Eleganz. Luxus. Sport.



Qualität, die Sie beim Fahren fühlen.

Kraftstoffverbrauch nach DIN 70030 in l/100 km (Superkraftstoff)			
Monza	im Stadt-verkehr	bei 90 km/h	bei 120 km/h
2.5 E-Motor	14.5/14.5*	8.3/7.5*	10.4/9.6*

*mit 5-Gang-Schaltgetriebe (Sonderausstattung)

Opel-Initiative für besseres Fahren.

Monza und Monza C. Drei Motoren stehen zur Wahl: 2.5 E mit 100 kW (136 PS) mit L-Jetronic-Kraftstoffeinspritzung serienmäßig, 3.0 S mit 110 kW (150 PS) und 3.0 E mit 132 kW (180 PS) als Sonderausstattung. Abgebildet ist der Monza C 2.5 E mit S-Ausstattung. Getönte Rundumverglasung, Scheinwerfer-Wischer-/Waschanlage und Zweischicht-Metallic-Lackierung sind Sonderausstattungen. Günstige Finanzierung und Leasing durch die Opel Kredit Bank. ADAM OPEL Aktiengesellschaft, Rüsselsheim.

BÜCHER



Zugegeben, ein Bürgerschreck hat's heutzutage nicht mehr ganz leicht im vergoldeten Westen – schließlich lassen sich die Bürger im allgemeinen viel zu gern erschrecken. Da kann einer auf dem Papier noch so arrogant, herausfordernd, anarchistisch und geil sein wie Edward Limonow in seinem autobiographischen Roman-Erstling **Fuck off, Amerika** (Scherz, 26 Mark), solange er nicht mit vermummtem Gesicht Schaufensterscheiben einwirft oder sich im Jugendfunk über die erstaunliche Empfängnis der Jungfrau Maria laut seine Gedanken macht, wird man ihm zumeist eher freundlich applaudieren. Und wenn so ein Autor auch noch schön schmuddelig-versoffen lebt und querbeet bumst wie eine Kreuzung aus Charles Bukowski und Henry Miller, wenn er gar eine Möse eine Möse nennt und einen Schwanz einen Schwanz, dann muß man auf die professionellen Etikettenkleber nicht lange warten: „Es ist", heißt es im reputierlichen *Figaro Littéraire* über seinen stürmischen US-Rundumschlag, „als sei Henry Miller wieder auferstanden." Nun ja.

1974 hatte es Limonow, den mißratenen Sohn eines NKWD-Offiziers, aus der Moskauer Samisdat-Szene nach New York verschlagen. Doch da saß er bald wieder im Underground; diesmal als Wohlfahrtsempfänger unter Emigranten. Sozusagen ein Russki am Hofe König Mammons. Und nun hat dieses selbsternannte Genie, ein „Bündel Wut in Jeans", sich den ganzen Frust von der russischen Seele geschrieben. Dabei präsentiert er Herzensergießungen und erotische Eskapaden nicht ohne Selbstironie und ist bei aller Aggressivität und Ungerechtigkeit oft saukomisch.

Gewiß, Limonows Amerika-Bild wirkt manchmal reichlich unscharf, wie aus blutunterlaufenen Augen durch das geriffelte Lokusfenster einer Frittenbude gesehen. Aber wer will das lange beklagen, wenn ihm dafür an anderer Stelle lakonisch-präzise Einsichten wie die folgende geboten werden? In Amerika, heißt es da zum Beispiel, könne man „ein Auto haben, nach Montreal fahren und trotzdem in der Scheiße sitzen". *Hans J. Becker*

•

Was für DDR-Autoren und ihre ausgetriebenen Kollegen stets ein brennendes Thema war, hat die westdeutsche Literatur bislang kaum bewegt. Als erster Bun-

BUCH TIPS

Walter Jens (Hrsg.): **IN LETZTER STUNDE,** acht kritische Stimmen von Bastian bis Mechtersheimer zum heißen Thema Frieden; Kindler, 19,80 Mark.

David Dalton: **ROLLING STONES – DIE ERSTEN ZWANZIG JAHRE,** das beste Lese- und Bilderbuch über die ehemals bösen Buben des Rockgeschehens; Rogner & Bernhard, 29,80 Mark.

Wolinski: **MEINE DAMEN, MEIN KÖRPER GEHÖRT IHNEN!,** herzerquickende Cartoons rücken den Frustrationen des modernen Alltags auf die Pelle; Bahia-Verlag, 19,80 Mark.

Anthony Burgess: **1985,** Zukunftsvisionen aus einem gebeutelten England; Heyne, 6,80 Mark.

Arnulf Baring: **MACHTWECHSEL,** spannende Einblicke in die Politik der Ära Brandt/Scheel; Deutsche Verlagsanstalt, 42 Mark.

Irwin Shaw: **DER WOHLTÄTER,** ein Überfall, der verhindert wird und trotzdem seine Spuren hinterläßt; Knaus, 36 Mark.

Patricia Highsmith: **KEINER VON UNS,** elf Erzählungen, in denen sich Betrüger, Sadisten, Feiglinge und Flippies als brave Bürger kostümieren; Diogenes, 29 Mark.

Uwe Wolff: **PAPA FAUST,** Frauenbewegung und alternative Szene – zur Abwechslung mal nicht bierernst, sondern erfrischend komisch und geistreich; Rogner's Edition bei Ullstein, 12,80 Mark.

EMPFOHLEN VON DER PLAYBOY-REDAKTION

BÜCHER



des- deutscher seiner Schriftsteller-Generation hat sich jetzt Prosaist Peter Schneider mit der deutschen Teilung auseinandergesetzt. Schneider hat Geschichten über das zweimalige Deutschland gesammelt, **Der Mauerspringer** (Luchterhand, 20 Mark) hat sie als fiktiver Ich-Erzähler zu einer Montage zusammengesetzt.

Da taucht jener Verrückte wieder auf, der vor Jahren Schlagzeilen machte, als er von der „Friedensgrenze" Hinrichtungsmaschinen abmontierte und dabei ums Leben kam. Da gibt es den pathologischen Mauerspringer (West), der mal als Stabhochspringer, mal als Kraxelkünstler drüben landet, um regelmäßig wieder abgeschoben zu werden, da gelangt ein Trio cinemascope-besessener Westernfans (Ost) auf Schleichwegen in die Lichtspielhäuser am Ku'damm, und da ist eben jener Ich-Erzähler, der Gedanken und Erinnerungen hin und her transportiert.

Schneider, einst literarischer Chronist der 68er Bewegung, läßt nie Zweifel aufkommen, daß nicht die tragikomischen Helden verrückt sind, sondern die Umstände, in denen sie leben. Er seziert deutsche Wirklichkeit auf beiden Seiten der Mauer und legt dabei auch die Mauer im Kopf frei – eine Mauer aus Vorurteilen, Zerrbildern und Phrasen.

Als genauer Beobachter stellt Schneider Figuren und ihr Verhalten unpratentiös und glaubwürdig dar, kommentiert mit beißendem Spott und beklommener Betroffenheit. *Werner Wunderlich*

Klo ohne Angst

„Das Boot" und „Taxi zum Klo" steht in riesigen Buchstaben auf amerikanischen Kinoplakaten. Die Filme von Wolfgang Petersen und Frank Ripploh, seit Monaten ausverkauft, laufen unter deutschen Titeln und in deutscher Sprache, und damit haben die Filmemacher in den USA weit mehr Erfolg als die Bonner Reiseminister. Denn deren „German ostpolitik" erzeugt in der besseren amerikanischen Gesellschaft, die neuerdings sehr gerne mit deutschen Wortbrokken um sich wirft, allenfalls „angst".

•

Der mexikanische Detektiv Hector Belascoarán Shayne hat gleichzeitig drei Fälle zu lösen. Die Entführer einer 17jährigen

WER DROHT DEM MANN VOM DRITTEN MANN?

Der Anrufer hatte eine rauhe, harte Stimme. Er sprach ein Kauderwelsch, das wohl Englisch sein sollte.

„Ich verstehe kein Wort", sagte der alte Mann am anderen Ende der Leitung.

„Sprechen Sie Französisch?" fragte die rauhe Stimme.

„Ich verstehe es zumindest", sagte der alte Mann.

„*Bien.* Sind Sie bereit, drei Mitglieder der Roten Brigaden zu empfangen?"

„Nein", sagte der alte Mann.

„Warum nicht?"

„Weil ich morgen Frankreich verlasse", sagte der alte Mann. Es knackte in der Leitung.

Dieses Telefongespräch zwischen einem Unbekannten und dem Schriftsteller Graham Greene fand Weihnachten 1980 statt. Der inzwischen 77jährige Autor von legendären Bestsellern wie *Der dritte Mann* und *Unser Mann in Havanna* befand sich damals in seinem bescheidenen Zweizimmerappartement in Antibes an der Côte d'Azur. Das Telefongespräch sollte zum Auslöser eines Buchprojektes werden, das die Unterwelt in Südfrankreich, die gesamte literarische Welt in heftigste Spannung versetzt – und dessen deutsche Ausgabe im Sommer bei Paul Zsolnay in Wien erscheint. Titel: *Ich klage an* – nach dem großen Vorbild von Emile Zola.

Was will der alte Graham Greene am Ende seiner Tage anklagen? Ein Zitat aus den ersten Fahnen genügt als Antwort: „Ich warne alle, die an die Côte d'Azur kommen und dort leben wollen: Meiden Sie Nizza – es ist das bevorzugte Nest für das mächtigste Gangstermilieu in Südfrankreich ... Die Gangster werden dort von der Polizei geschützt und arbeiten eng mit ihr zusammen. Die Justiz ist machtlos."

Wie ist Graham Greene, der Altmeister der Hintertreppen-Beleuchtung, auf die Idee gekommen, das sonnige Nizza als finsteres Babylon von Prostitution, Korruption, Glücksspiel, Drogenhandel, Erpressung und bezahltem Mord zu entlarven?

Nach dem mysteriösen Anruf auf seiner Geheimnummer informierte er ein Mitglied des französischen Justizministeriums. Er wurde aufgeklärt: In Nizza käme alles zusammen, Terroristen von den Roten Brigaden Italiens und der ETA des Baskenlandes, dazu Gangster und Ganoven jeder Art.



Graham Greene witterte gigantischen Unrat – schillernder Stoff für ein dokumentarisches Buch. Und er begann zu recherchieren. Dabei stieß er auf abenteuerliche Details.

Da war Jean-Dominique Frantoni, einer der wichtigsten Anteil-Eigner der beiden Spielcasinos von Nizza – dem „Rühl" und dem „Palace Méditerranée" –, spurlos verschwunden, als die Steuerfahndung nach dem Verbleib von 45 Millionen Mark forschte.

Da war auch Agnes Roux, die Tochter des Casino-Millionärs Rühl, verschwunden, nachdem sie ihre Anteile an dem Spieltempel ihres Vaters veräußert hatte. Die französische Geheimpolizei ist überzeugt, daß Agnes Roux ermordet wurde – nur gelang es bis heute nicht, ihren Leichnam zu finden.

Graham Greene arbeitete sich immer tiefer in den Morast von Nizza vor. Was dazu führte, daß er plötzlich anonyme Zettel bekam: „Hör auf zu reden!" Die Mätresse eines Gangsters enthüllte ihm einen Mordplan: „Es wird aussehen wie ein Autounfall."

Der Bürgermeister von Nizza, dessen Familie seit einem halben Jahrhundert die Stadt beherrscht, beteuerte plötzlich in englischen Zeitungen, eine wie weiße Weste er habe – und daß Greene zu einer großen linken Verschwörung gegen ihn und die braven Bürger von Nizza gehöre. Der Autor blieb cool und schrieb. Aber wenn er ausgeht, hat er eine Dose K.-o.-Spray in der Tasche ... *Benjamin Var*

138 Grand Prix Siege.
11 Weltmeister.
Die beste Basis für einen Super-Breitreifen.

Der Goodyear NCT wurde mit unserer ganzen Rennsport-Erfahrung entwickelt. 136 Grand Prix Siege, 11 Weltmeister und unzählige andere Erfolge sind da eine ganz „flotte" Basis.

Mit dem NCT will Goodyear all jenen den Hochleistungsreifen anbieten, die Wagen fahren, die mit weniger Reifen einfach „unter-bereift" wären.

Fahren Sie ihn. Um zu erfahren, was Höchstleistung ist.





NCT SUPER BREIT REIFEN

Unser Attrakti
alle attraktiv,
zwar viele Trä
aber wenig Sc
haben.

* Mit dieser Wüstenrot-Initiative liegen Sie goldrichtig, wenn Sie heute viele Pläne schmieden – aber noch nicht genau wissen, welcher Ihnen später der wichtigste ist.

Bei unserem Attraktiv-Tarif nutzen Sie nicht nur die volle staatliche Bausparprämie,

Das Glück braucht ein Zuhause – bauen wir's auf.

wüstenrot

BÜCHER

bekämpft er in Anarcho-Manier: Mit einer Überdosis Dynamit vernichtet er das Instrumentarium der Kidnapper – vom Lieferwagen bis zum Porno-Heimstudio. Bei der Klärung eines Mordfalls (Opfer: ein tuntiger Industrieller) muß er selbst kräftig einstecken – er verliert ein Auge. Was jedoch kein Grund ist, Fall Nummer drei ad acta zu legen: die Suche nach einem toten Revoluzzer aus den dreißiger Jahren, der so tot gar nicht zu sein scheint. Wenn einem das alles dann mit dem Titel **Eine leichte Sache** (Goldmann, 5,80 Mark) serviert wird, weiß man, wo's langgeht: Der Spanier Paco Ignacio Taibo II., in Mexiko aufgewachsener Zeitungswissenschaftler, hat mit seinem brillant-humorvollen Roman eine neue Literatur-Gattung kreiert – den anarchistischen Krimi. *Sabine Kastius*

•

Indochina 1885: Chinesen, Franzosen und primitive Bergvölker kämpfen um Opium. Chancen hat nur, wer das Intrigenspiel beherrscht. Niau, Häuptlingstochter der Wilden, kennt alle Tricks. Ungerührt betatscht sie sogar gepfählte Köpfe. Ihr Credo: „Es ist schön zu töten." Daß die Hartgesottene schließlich auf einen anderen Geschmack kommt, hängt mit ihrer Vorliebe für die europäische Zivilisation zusammen. Sie heiratet einen Offizier der französischen Kolonialarmee, avanciert zur Herzogin und macht als sklavenhandelnde Puffmutter eine aufregende Karriere. Der in China geborene Asien-Kenner Lucien Bodard schachtelt um **Das Mädchen aus dem Dschungel** (Piper, 34 Mark) ein Epos mit monströsen Grausamkeiten und frappierenden Schachzügen. Mit seinem Roman setzt er so dem Asien der Jahrhundertwende ein literarisches Denkmal. Wen die blutigen Massaker aufregen, der kann bei der hautnahen Schilderung französischer und fernöstlicher Bettkünste entspannen. *Utz Weber*

•

Was für ein Land, was für Männer – sie lamentieren über ihre Väter, schleppen so manches seelische Muttermal mit sich herum. Sie lassen sich seit zehn Jahren von couragierten Emmas anpflaumen und blicken immer häufiger ratlos beim Rasieren in den Spiegel. **Unterm Strich** (Beltz & Gelberg, 16,80 Mark): Heutzutage stehen sich Männer um die 30 gerne selbst im Wege. Ein Krankenpfleger mit Freundin und Tochter zum Beispiel fürchtet den Alltagstrott und drückt sich schamhaft auf sexuellen Nebengleisen herum. Ein Fernfahrer mit der Phobie, von Frauen letztlich nur „einen Tritt in die Eier" zu bekommen, hält Sex nur noch für oberflächlich. Und ein Lehrer, „frustrierter Linker der 68er Generation", kommt vor lauter Nachdenken nicht mehr zum Spaß an der Freude. Sie alle und noch eine Reihe mehr verunsicherter deutscher Stammhalter hat der Freiburger Psychologe Ulrich Kind in ausführlichen Interviews zum Reden gebracht. Die symptomatischen und deshalb lesenswerten Protokolle klingen wie Klagegesänge auf eine desorientierte (Männer-)Gesellschaft. Kernfrage: Darf ich weich sein und Gefühle zeigen? Der Kind im Manne rät pauschal: „Macht nicht auf cool!" Doch Rezepte gegen die Katerstimmung bei seinen Altersgenossen hat der 31jährige DDR-Emigrant nicht parat. Wie wär's denn mit ein bißchen mehr Lebensfreude? *Jürgen Kalwa*

JETZT MACHT ES SERGE MIT EINER PUPPE

„DURCH DEN SUCHER der Spiegelreflex muß ich erkennen, daß die Süße einen Rolls-Royce-Hintern hat. Fehlt nur das zitronengelbe Nummernschild L. A. Ich schiebe meine Kamera unter die Karosserie, sie ihren karminroten Fingernagel ins Auspuffrohr. Ende." Tagebucheintrag des Allround-Genies Serge Gainsbourgh, der für seinen ersten Fotoband eine nicht eben aufwendige Szenerie benötigte: ein Mädchen, ein eisernes Bettgestell, eine billige Deckenleuchte und einige Schaufensterpuppen. Bis *Bambou und die Puppen* (Swan, 69 Mark) endlich im Kasten waren, hat er sein Modell „geschunden wie ein Legionär in Tonking".

TREFFS

Die Massenbordelle des alten Rom und die Tanzetablissements entlang des Londoner Strand hatten einen Nenner: Sie wollten dem kleinen Mann seine Illusionen von den Palästen der Noblen bestätigen. Das Konzept funktioniert noch heute. So erwarb der findige Hamburger Manfred Woitalla vor zwei Jahren im Palazzo des Münchner Kunsthauses Bernheimer den Beinahe-Kadaver eines großen Kinos. „Bayern", sagt Woitalla, „war für mich immer Ludwig II. Ich habe die Schlangen vor den Königsschlössern gesehen. Die suchten etwas, das ich ihnen gerne vermitteln wollte. Nostalgie mit dem i-Tüpfelchen des Zeitgemäßen." So entstand der **Lenbach-Palast** (Lenbachplatz 3, 8000 München 2, Telefon 0 89/ 59 50 80, täglich von 21 bis 4 Uhr).



Als Leitmotiv ließ Woitalla einen greisen Freskenmaler Szenen aus Wagner-Opern in die riesigen Deckenkassetten pinseln und tonnenschwere Riesenkronleuchter aus Spanien aufhängen. Hinter goldbesticktem, blutrotem Samtvorhang findet ein ganzes Orchester Platz. Die knöcheltiefen Teppiche: Shocking Pink.

Das Resultat für drei Millionen Mark sperrt einem den Mund auf: 450 Tänzer bewegen sich im Bann greller Blitze, die das bayrische Königswappen in 15 Meter Höhe umspielen. Die Eintrittspreise sind volkstümlich und von der Prominenz des jeweiligen Orchesters bestimmt: von 3 bis 20 Mark für Herren, Damen frei.

Das bunte Gemisch aus Sekretärinnen, Gastarbeitern, Buchhaltern, Nutten, wunderhübschem Grünzeug und älteren Jahrgängen zahlt für Drinks bis zu 10, für die Bohnensuppe 7,50 Mark. Und die Portion Räucherlachs ist mit 15 Mark immer noch preiswert. *Franz Spelman*

Solange es noch Männer gibt. Wilkinson.

WILKINSON CONTACT

Der einzige Schwingkopf-Rasierer mit den dreifach-veredelten Klingen.

Der Schwingkopf des Wilkinsor
Contact garantiert den idealen
Rasierwinkel an jeder
Bartpartie. Und nur Wilkinson
Klingen sind sechsfach
geschliffen, viermal abgeleder
und dreifach-veredelt.
Denn erst die Klinge macht
das System perfekt.



Auch in Österreich und der Schweiz erhältlich.

WILKINSON SWORD

Auf die Klinge kommt es an.

Die CONTACT-Doppelklinge paßt auch in jeden anderen Schwingkopf-Rasierer.



Diebels Alt. Das Premium-Alt aus der Privatbrauerei Diebels in Issum. Eine große Altbier-Spezialität aus dem Herzen des Altbier-Stammlandes – dem Niederrhein.

Diebels Alt
Das freundliche Alt

DER PLAYBOY BERATER

Ein paar Singles, die ich vorigen Sommer im Club Méditerranée besonders lustig fand, habe ich zu mir eingeladen. Da ich nun die Chance habe, mich einmal selbst als Animateur zu profilieren, hätte ich gerne ein paar Tips. Welche Spielchen gibt's denn so halbwegs zwischen Kinderparty und Gruppensex? – D. S., Rüsselsheim.

Zentaurenkämpfe im Swimmingpool: Die Mädchen reiten auf den Schultern der Männer und versuchen, einander ins Wasser zu werfen. Im Garten: Ein Seil wird zum Kreis geknüpft. Alle Männer halten es mit beiden Händen. Die Mädchen verteilen sich im Umkreis, etwa zwei Meter von den Männern entfernt. Nach dem Startschuß muß jeder versuchen, die Dulcinea seiner Wahl zu küssen, also die ganze Seilschaft in ihre Richtung zu ziehen. Dann ein Psycho-Spiel: Man wirft einander ein geknotetes Taschentuch zu und ruft dabei „Normal" oder „Pervers". Wem es zufliegt, der muß schnell eine sexuelle Spezialität nennen („Missionarsstellung!" – „69!"), jeweils, was ihm zu dem Stichwort passend erscheint. Zum Schluß Würfel kreisen lassen. Mann und Mädchen, die als erste Sechsen würfeln, dürfen einander entkleiden, aber befristet: Die Würfelei geht inzwischen weiter. Er wird abgelöst, wenn der nächste Mann, sie, wenn das nächste Mädchen eine Sex würfelt.

Fisch und Wild, so haben mich Geschäftsfreunde unterrichtet, dürften nach den strengen Bräuchen der Nouvelle Cuisine eigentlich nur mit Zutaten kombiniert werden, die zu ihrer Umwelt gehört haben: so beispielsweise Pfifferlinge zum Reh oder Algen zum Loup. Die Regel leuchtet mir ein, aber anscheinend kennt man sie in keinem einzigen der Restaurants, wohin ich meine Gäste auszuführen pflege. Haben Sie vielleicht einen Spezialtip? – K. G., Frankfurt.

Ja: Berichtigen Sie Ihre Spesenesser. „Spinat paßt ausgezeichnet zu Fisch und ist doch nie im Leben damit in Berührung gekommen", sagt Drei-Sterne-Koch Eckart Witzigmann. „Was miteinander harmoniert, muß man erproben, nicht reglementieren."

Wissen Sie schon, wie Neu-Französisch geht? Ein Mädchen, das ich neulich nach Hause gebracht habe, erlaubte mir nicht, meine Zungenfertigkeit zu beweisen. Sie klemmte meinen Kopf nur zwischen die Schenkel, um mir mit ihrer kleinen Klitoris in die Lippen zu stoßen, bis es ihr kam. Dabei war das Mädchen mit ihrer Zunge an meinem anderen Ende ausgesprochen aktiv. Ich kam mir beinahe vergewaltigt vor, weil sie mir überhaupt



keine Initiative zugestand. Was machen Sie aus so einer Nummer? – P. M., Stuttgart.

Gefallen lassen. Wenn es einem emanzipierten Mädchen mal Spaß macht, sich als Männchen zu erproben, wäre es recht lieblos, unsere Überlegenheit vorzuführen.

Am liebsten hätte ich in der Oldtimer-Abteilung des Deutschen Museums in München übernachtet, weil ich mich nicht vom Anblick der alten Horchs, Maybachs und Daimlers losreißen konnte. Werden diese Karossen heute noch irgendwo in der Welt gebaut? Oder wenigstens etwas Annäherndes in dem Stil? – I. K., Darmstadt.

Wenn Ihnen das aristokratische Fahrgefühl 245 000 Mark wert ist, gönnen Sie sich doch ein Clénet-Cabriolet. Von diesem sechs Meter langen Zweisitzer stellt der Franzose Alain Clénet in seiner kalifornischen Manufaktur limitierte 250 Exemplare her. 60 laufen bereits. Der stille Achtzylinder (157 PS aus 5,7 Liter Hubraum, 190 km/h) stammt vom Lincoln Continental ab. Die Armaturen sind von VDO, die Scheiben vom VW-Käfer. Der Europa-Importeur (Auto-Taffet, Darmstädter Landstraße 156, 6000 Frankfurt) gibt sechs Monate Lieferfrist an. Mit ins Bett nehmen werden Sie diesen Roadster allerdings kaum. Er wiegt, trotz Kunststoff-Karosserie, satte zwei Tonnen.

Da Croupiers keine Trinkgelder annehmen dürfen, sind sie auf die Chips angewiesen, die der Gewinner in den Tronc steckt. Wie hoch ist der angemessene Betrag, den man dem Spielbankpersonal zukommen läßt? Oder gibt es da vielleicht Unterschiede zwischen den verschiedenen Casinos auf der Welt? – C. S., Bergisch-Gladbach.

Man spendiert in deutschen Spielbanken nicht weniger als zehn Mark, und bei größeren Gewinnen runde drei Prozent der Summe, die beim Treffen eines Pleines über den Tisch kommt. Das ist auch internationale Sitte, von der nur die Yankees eine kleine Ausnahme machen: In Las Vegas gibt man nicht beim Auszahlen, sondern beim Verlassen des Spieltisches.

Man kann eine Bitte abschlagen oder einen Ball, aber wieso sagt man das auch von Wasser? – M. S., Singen.

Darauf weiß niemand eine bessere Antwort als Dr. Ernst Wasserzieher, Herausgeber von „Woher? Ableitendes Wörterbuch der Deutschen Sprache" (Dümmler Verlag, Bonn 1962). Die Floskel ist so alt wie unsere Sprache und stammt etwa aus der Zeit, als Germanen Europa besiedelt haben. Die ersten ließen sich an Küsten und Flußläufen nieder und errichteten Dämme. Man rammte Pfähle ein, verband sie mit Weidengerten und füllte die Zwischenräume mit Erde. Die Tätigkeit, das Wasser vom Land zu trennen, hieß Wasser abschlagen. Die existentielle Bedeutung führte noch Jahrtausende weiter zu bildhaften Vergleichen, die sich sprachlich bis heute gehalten haben: Eine nicht sehr sorgfältige Addition ist eine „überschlägige Rechnung", eine Preisminderung „Abschlag", eine Rate „Abschlagszahlung". Wenn Sie Wasser abschlagen, greifen Sie jedenfalls ins Urige zurück. Feinere Gentlemen sagen heute: „Ich möchte die Porzellansammlung des Hauses besichtigen."

Im „Carlton" in Bonn habe ich einen unvergleichlichen Striptease erlebt – an Schlichtheit der Darbietung, wie diese Dame ihre Klamotten von sich warf, nicht mehr zu unterbieten. Da frage ich mich, warum unsere Richter, zum Beispiel in meiner Heimatstadt Augsburg, immer noch so vehement gegen Peep-Shows vorgehen. Mit welchem Recht zwingt mich der Gesetzgeber, horrend überteuerten Whisky zu trinken, damit ich einer langweiligen Dame beim Ausziehen zusehen darf? – C. T., Augsburg.

Da die Bundesregierung sich solcher Vergleiche bisher enthalten hat, ist das Bundesverwaltungsgericht in die Lücke gesprungen. Nach dem Urteil dieser höchstrichterlichen Juroren aus Berlin ist Striptease dem Guckkastensex vorzuziehen, weil eine Tänzerin sich „in der Tradition der herkömmlichen Bühnen- oder Tanzschau" bewege, wobei ihr Auftritt „die personale Objektsituation der Darstellerin unberührt" lasse. Hingegen sei

der Spagat im Automaten-Salon eine der sexuellen Stimulierung dienende Sache zur Betrachtung gegen Entgelt, wodurch die Würde der zur Schau gestellten Frau verletzt werde. Auf deutsch: Die Bonner Ausziehpuppe hat Ihnen genau das geboten, was die Juristen wollen: keine Stimulierung.

Meiner in München geborenen Freundin wollte ich eigentlich zum 20. Geburtstag eine alte *Abendzeitung* schenken. Damit sie lesen kann, was sonst noch alles am 18. April 1962 passierte, als sie das Licht der Welt erblickt hat. Zu meiner großen Enttäuschung waren die Zeitungsleute sehr muffig und lehnten es strikt ab, ein Archiv-Exemplar herauszurücken. Inzwischen hat auch die *FAZ* meine Bitte um eine alte Ausgabe höflich abgelehnt, weil sie solche Wünsche angeblich zu oft erfüllen müßte. Was kann ich nun noch unternehmen? – D. F., Offenbach.

Wenn Sie sich mit einer Reproduktion in Originalgröße von der Titelseite der FAZ, SZ oder „Welt" (auch BZ und „Völkischen Beobachter" hält man vorrätig) begnügen, hilft Ihnen der Verlag Internationale Geschenke (Postfach 322, 8100 Garmisch, Telefon 0 88 21/5 89 54). Gegen Vorausscheck erhalten Sie innerhalb vier Wochen die gewünschte Zeitungsseite. Einfache Kopien kosten 30 Mark (plus 2,50 Mark Porto), und 60 Mark, wenn Sie eine Reproduktion auf Hochglanzkarton wollen, in dem sich Ihre Freundin spiegeln kann.

Leichtathleten dopen sich unschädlich und chemiefrei durch Einspritzung von Eigenblut. Kann ich das auch machen? – D. E., Marburg.

Um die richtigen Konserven von Ihrem Blut zu produzieren, müßten Sie erst ein Abonnement bei der Lufthansa abschließen. Denn nur beim Training in mindestens 2000 Meter Höhe reichert sich der Saft so mit roten, sauerstoffreichen Blutkörperchen an, daß sich das Abzapfen lohnt. Und davon dürfen Sie auch nicht mehr als einen Liter pro Trainingstag beiseite bringen. Vor allem aber warnt Lothar Hirsch, Bundestrainer der Langstreckenläufer, daß Blutdoping nicht ganz ungefährlich sein kann: Der sowjetische Rekord-Renner Alexander Antipow kann nach einschlägigen Experimenten nur noch wie ein Infarktpatient hoppeln.

Neulich habe ich ein polnisches Auto mit einem PLAYBOY-Aufkleber gesehen: Darauf guckte das Häschen nach rechts. Auf meinem Sticker dagegen blickt es nach links. Was hat das zu bedeuten? Wollt Ihr es euch mit keiner Seite verderben? – T. K., Mölln.

Unser Logo (so die Expertenbezeichnung für unser gesetzlich geschütztes Markenzeichen) blickt prinzipiell nach links. Da überall, wo die lateinische Schreibweise verbreitet ist, von links nach rechts gelesen wird, schaut unser Häschen immer der Blickrichtung entgegen. Häschen, die nach rechts sehen, sind falsche Hasen.

Bevor wir uns lieben, lege ich immer Shakin' Stevens auf, und dieser Rhythmus paßt auch recht gut. Dabei habe ich aber im Hinterkopf, was wir in der Schule lernten: daß nämlich jede Art von Geräuschen (also auch Background-Musik) die Konzentration und Leistungsfähigkeit herabsetzt. Könnte ich noch besser in Form sein, wenn ich mit meiner Freundin phonfrei vögele? Mit ihrer Bekannten habe ich es mal in aller Stille versucht, bin aber bei der dritten Zugabe eingeschlafen. Mit Musik wäre mir das nicht passiert. Wenn uns die Lehrer aber nicht belogen haben,



als sie uns vor musikalischer Berieselung bei den Hausaufgaben warnten, dann müßte die Warnung doch erst recht für die Bettgymnastik gelten – oder? – B. K., Kassel.

Wir hatten auch mal Lehrer, die behaupteten, daß emsige Bumser bucklig werden. Inzwischen existieren jedoch nicht nur darüber neuere Erkenntnisse, sondern auch über die Leistungsfähigkeit von Schülern, die lautstark (95 Dezibel) mit Musik beschallt wurden. Daraus resümieren die Psychologen Margarete Krenauer und Wolfgang Schönpflug von der Freien Universität Berlin: Musik stört nicht im geringsten. Vergessen Sie also unbesorgt, was man in der Schule gesagt hat, und Sie haben mehr von Muschi mit Musik.

Ein Bekannter hat mir seinen Anrufumleiter vorgeführt. Mit dem hochinteressanten Apparätchen kann man sich ins Telefonnetz einschalten. Der stolze Besitzer erklärte mir, daß er nur Vorwahl-, Hotel- und Zimmerapparat-Nummer eintippen braucht, damit alle Anrufer, die bei ihm zu Hause anklingeln, automatisch auf seinem Telefon im Hotel ankommen. Unsympathisch ist mir, daß das 1000 Mark teure Spielzeug nicht von der Bundespost legalisiert ist und nur von anonymen Händlern angeboten wird. Was riskiere ich, wenn ich mir eines zulege? – R. M., Nürnberg.

Der Besitz von Anrufumleitern, wie sie zum Beispiel die Firma Niemand-Electronic (Telefon 0 89/34 55 55) anbietet, ist nach Auskunft des Postministers nicht verboten. Illegal ist nur die Benutzung, weil sie gegen das Sendemonopol der Post verstößt. Das Postministerium experimentiert außerdem selbst mit Nacheinanderschaltungen und will diesen Service 1983 jedem Kunden zugänglich machen. Wenn Sie einstweilen schon zum kleinen Kreis der legalen Probanden gehören wollen, bewerben Sie sich doch bitte bei Kurt Gscheidle, Adenauerallee 81, 5300 Bonn 1.

Wenn ich nach einem blauen Abend sieben Stunden schlafen kann, bin ich am andern Tag wieder völlig fit. Wenn ich dagegen bei einem Mittagessen dem Alkohol so zuspreche wie meine Geschäftsfreunde, bin ich den Rest des Tages nicht mehr ganz einsatzfähig. Frage also: Könnte man durch ein Mittagsschläfchen den zuviel des Guten getankten Alkohol abbauen? – L. H., Trier.

Neenee. Der Körper kann stündlich etwa 0,1 bis höchstens 0,15 Promille abbauen. Wenn Sie beispielsweise 1,8 Promille intus haben, brauchen Sie etwa 18 Stunden, um wieder auf Null zu kommen.

Gegen das Heimweh nach den USA hilft mir nur Fernsehen. Können Sie mir ein paar noble Hotels nennen, die außer deutschem auch amerikanisches TV zeigen? – J. C. M., Kaiserslautern.

Unsere Umfrage hat ergeben, daß Hotels mit US-Antenne sogar unter den feinsten selten sind. Fernsehprogramme des Soldatensenders American Forces Network bieten in Berlin Kempinski und Steigenberger. In Frankfurt das Airporthotel, der Frankfurter Hof, Intercontinental und Sheraton. In Mainz das Hilton. In Stuttgart das Graf Zeppelin. In Wiesbaden der Nassauer Hof. In München sind es Hilton, Sheraton, und nachdem alle Hausapparate für Zusatzempfang gerüstet sind, auch das Arabella.

Der Playboy-Berater kann leider nicht alle Anfragen veröffentlichen. Aber wir beantworten Fragen, die im PLAYBOY behandelte Themen betreffen, wenn Sie einen frankierten Rückumschlag beifügen. Unsere Anschrift: Playboy-Berater, Playboy-Redaktion, Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83.



Perfektion mit System. **PENTAX**

THE NEW HEAD DIRECTOR

GRAPHITE

Test-Ergebnis
im deutschen
»tennis magazin«:
HEAD Director ist die
Nummer 1
aller Oversize Rackets

HEAD

DIRECTOR

DIRECTOR GRAPHITE

Das beste Racket auf dem Markt

HEAD stellt Ihnen mit Stolz die HEAD Director Rackets vor.
Der HEAD Director – in einer besonders aerodynamischen ovalen Form entworfen – ist ein Oversize Racket, das sowohl kraftvoll wie auch exzellent leicht spielbar ist. Die Ballkontrolle, die so oft bei Oversize Rackets eine Schwachstelle ist, ist beim HEAD Director kein Problem mehr.
Wenn Sie ein Racket suchen, das die Vorteile eines Oversize Rackets verbindet mit der besten Spielbarkeit (sowohl für besseres Service wie für Volleys und höhere Leistung), dann ist der Director für Sie geschaffen: ein großer Gewinner.

AMF
Head

Wir möchten, daß Sie gewinnen.



INSIDER

Die Engel bitten zur Kasse: Autoklubs auf dem Prüfstand

PANNE AUF DER AUTOBAHN. Sie hetzen zur nächsten Notrufsäule, und zehn Minuten später kommt Hilfe – mit 95prozentiger Sicherheit von einem „gelben Engel" des ADAC, denn Pannendienste der übrigen Klubs sind dünn gesät.

Wenn sich der Retter in der Not kurz darauf die ölverschmierten Finger am Putzlappen reibt, ist dessen beiläufige Frage „Sind Sie eigentlich Mitglied?" so sicher wie das Amen in der Kirche. Fast verschämt gestehen Sie, es nicht zu sein, haben jedoch längst eingesehen, daß 4,50 Mark Monatsbeitrag allemal billiger sind, als ein einziges Mal pro Jahr einen privaten Pannendienst zu rufen.

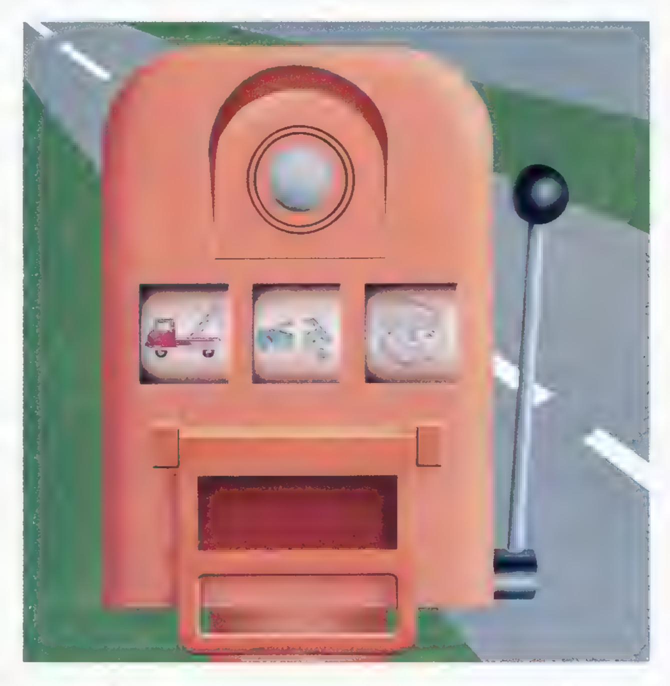
Diese Einsicht teilen Sie mit 40 Prozent aller deutschen Autofahrer, von denen wiederum drei Viertel dem Allgemeinen Deutschen Automobil-Club (ADAC, Baumgartnerstraße 53, 8000 München 70, Telefon 0 89/7 67 61) angehören. In Zahlen sind das 6,8 Millionen, pro Werktag kommen 2000 hinzu – ein Zulauf, bei dem Gewerkschafts- und Parteiführer vor Neid erblassen würden. Ganz zu schweigen von den 367,2 Millionen Mark, die jährlich an Mitgliedsbeiträgen in die Vereinskasse strömen.

Okay. Also mal angenommen, Sie sind drin. Aber die Angst vor der nächsten Panne reicht Ihnen als Antwort auf die Frage nach dem „Warum?" nicht aus. Dann können Sie das Problem rein ökonomisch lösen: mit einem Austritt.

Damit verpassen Sie gar nichts. Die „gelben Engel" müssen Ihnen nämlich auch dann helfen, wenn Sie keine Mitgliedskarte besitzen. Andernfalls verlöre der Klub den Status eines ideellen Vereins und müßte – weitaus unangenehmere Folge als für Sie – Steuern zahlen.

Ein Schmarotzer sind Sie deshalb noch lange nicht, weil Sie den Kassierern auch als Nichtmitglied kaum entgehen können. Todsicher kaufen Sie irgendwann einen Reiseführer aus dem ADAC-Verlag, buchen bei der ADAC-Reise GmbH oder erstehen beim „Gemischtwarenkonzern ADAC" Luftpumpe, Verbandskasten und Schneeketten.

Nur eines bekommen Sie nicht, wenn Sie draußen bleiben: die diversen Schutzbriefe für In- und Auslandsreisen, die von allen sechs führenden deutschen Automobilklubs zu Jahrespreisen zwischen 50 und 60 Mark gehandelt werden.



Diese Leistungen offerieren aber auch 50 deutsche Versicherungen gegen exakt den gleichen Prämienbetrag. Nur: Das Geschäftsgebaren dieser Institute unterscheidet sich in zwei Punkten von dem der Klubs. Sie müssen nicht extra einen Mitgliedsbeitrag entrichten und brauchen nicht daran zu glauben, daß man Ihnen aus reiner Nächstenliebe hilft. Die Versicherungen geben nämlich offen zu, daß sie verdienen wollen.

Lediglich einer der Klubs ist deutlich billiger als die Konkurrenz: der Auto-Club Europa (ACE, Schmiedener Straße 233, 7000 Stuttgart 50, Telefon 07 11/5 06 71). Um ihm beizutreten, müssen Sie jedoch anderweitig zahlen: als Mitglied einer DGB-Gewerkschaft.

Aber welchen Klub soll man wählen, wenn es schon einer sein muß? Die Illusion, daß auch nur einer von ihnen Bäume ausreißt, wenn es um verkehrspolitische Belange oder Ihre Interessen als Verbraucher geht, können Sie sich nämlich gleich abschminken.

Sinn bekommt die Mitgliedschaft erst, wenn Sie ein eigenes Süppchen zu kochen haben. Etwa als Renn- oder Rallye-Fahrer, als Motorbootsbesitzer oder als Camper. Allerdings müßten Sie, beim ADAC zum Beispiel, zusätzlich noch Mitglied in einem Ortsklub werden, was jährlich weitere runde 50 Mark kostet. Dafür sprudeln dann für Sie und Ihresgleichen ein paar Millionen aus der Münchner Hauptkasse: für das Ausrichten von Rennen und Rallyes, für Bootsliege- und Campingplätze.

Und nur als Mitglied eines Ortsklubs – beim ADAC sind das gerade 1,5 Prozent der Beitragszahler – haben Sie auch die Chance, als Funktionär maximal bis zur Gauspitze vorzudringen.

Wer besonderen Wert auf Geselligkeit der gehobenen Art legt, ist mit einer Mitgliedschaft im Automobilclub von Deutschland (AvD, Lyoner Straße 16, 6000 Frankfurt 71, Telefon 06 11/6 60 61) bestens bedient. Mit Adelsprädikat hat man dort gute Chancen, ins Präsidium der 560 000köpfigen Gemeinde aufzurücken.

Wer sich für den Deutschen Touring-Automobil-Club (DTC, Amalienburgstraße 23, 8000 München 60, Telefon 0 89/8 11 10 48) entscheidet, gehört dem ältesten der deutschen Klubs an – nicht mehr und nicht weniger.

Der Kraftfahrer-Schutz (KS, Uhlandstraße 7, 8000 München 2, Telefon 0 89/53 08 55) bietet sich vorrangig den Fans von Trucker-Turnieren an.

Und im Kraftfahrer-Verband Deutscher Beamten (KVDB, Oberntiefer Straße 20, 8532 Bad Windsheim, Telefon 0 98 41/20 81) schließlich sind vorwiegend die Öffentlich-Bediensteten unter sich.

Mit den deutschen Automobilklubs ist es folglich wie mit den Religionen: Man muß nur fest an sie glauben.


SOLLTEN BREITREIFEN REGENREIFEN SEIN?
JA. JA. JA. JA. NEU:
Sagt Uniroyal. Denn jeder zweite Tag in Deutschland ist ein Regentag. Und bei Regen steigen die Unfallziffern sprunghaft an.
Sagt Uniroyal. Wir bauen unseren Breitreifen als Regenreifen – mit besonders rutschfester Laufflächenmischung und raffinierter Feinlamellierung.
Sagt Uniroyal. Unser Breit-Regenreifen-Profil hat breite Mittelrillen, die das Wasser in Längsrichtung, und Querkanäle, die das Wasser seitlich verdrängen.
Sagt der letzte 70er-SR-Reifen-Test (A-M-S Juni 81): Der Uniroyal Rallye 280/70 erhielt als einziger die Traumnote Eins für Fahrverhalten bei Nässe.
UNIROYAL
UNIROYAL BREIT-REGENREIFEN.

PLAYBOY INTERNATIONAL

WIR ÜBER UNS



VIELSEITIG

Aus der Anwaltsgehilfin Sibylle Rauch wurde unsere Miß Juni '79. Aus der Playmate dann eine Schauspielerin. Jetzt läßt sie neue Töne hören. Auf der A-Seite ihrer ersten Schallplatte bekennt Sibylle: „I am a Playmate."



SCHLAGKRÄFTIG

Der Herr, der hier am Zeichenkünstler LeRoy Neiman die Schlagkraft seiner Rechten demonstriert, ist Sylvester Stallone. Tatort war eine vom US-PLAYBOY gesponsorte Ausstellung im „Institute of Contemporary Art" in Los Angeles, wo auch Porträts von Andy Warhol gezeigt wurden. Im Hintergrund: der „Rocky"-Held, wie Neiman ihn sieht.





ADELIG

„Adel verpflichtet", dachte Prinz Hubertus von Hohenlohe und plazierte sich in seiner ersten Saison im alpinen Skilauf gleich auf Platz vier der World-Cup-Kombination. Wir vermuten: Das Bunny auf seiner PLAYBOY-Skibrille hat ihm Glück gebracht.



TÜCHTIG

Obwohl Silvia Kaiser, unsere Playmate vom April '81, nicht unbedingt der landläufigen Vorstellung eines deutschen Bierbrauers entspricht, kann sie mit Hopfen und Malz recht gut umgehen. Gelernt hat sie das von Jean Pütz, der sie als Assistentin für die Folge „Bierbrauen" seiner Sendereihe „Hobbythek" engagierte. Na denn . . . Prost!

SOLLEN WIR UNS VON DEN GASTARBEITERN TRENNEN?

ZWEI KLASSEN

Von den Absahnern ja, von den Integrationswilligen nein!

Uwe Friedrich
Kraftfahrer
Köln

TRUGSCHLUSS

Das Hotel- und Gaststättengewerbe ist international. Seit eh und je wanderten Köche, Kellner und Hotelkaufleute über die Grenzen – lange schon, bevor der Begriff Gastarbeiter erfunden wurde.

Aus Deutschland gehen sehr viele junge Fachleute ins Ausland – und kommen oft nicht wieder. Denn ein Hotel- und Restaurantfachmann „Made in Germany“ ist weltweit gesucht und anerkannt.

Auf der anderen Seite waren es Ausländer, die in den vergangenen Jahrzehnten unsere Betriebe, insbesondere die saisonabhängigen, in Gang gehalten haben. Diese waren noch bereit, dem Gast zu dienen, auch sonn- und feiertags und nachts, um Arbeiten auszuführen, die unter der Würde eines Deutschen zu liegen schienen.

Sollen wir diese jetzt wegschicken, nur weil die Ämter diese Tätigkeiten endlich auch deutschen Arbeitslosen zumuten dürfen, die dann widerwillig und lustlos antreten? Wer weiß, für wie lange?



Leo Imhoff
Präsident des
Deutschen Hotel- und
Gaststättenverbandes
Bonn

GEGENFRAGE

Sollen sich denn die Afghanen von den Russen trennen?

Michael Janßen
Zeitsoldat
Dortmund

SUBTIL UND PRÄVENTIV

Es will mir nicht in den Kopf, daß wir im Gegensatz zu den Schweizern nicht die Möglichkeit haben, von unserem Stimm- und Wahlrecht Gebrauch zu machen, um uns zumindest zeitweise der drückenden Ausländerlast zu entledigen. Die Deutschen sollen per Wahl darüber entscheiden, ob eine befristete Arbeitserlaubnis – zum Beispiel für ein Jahr – nicht der gescheitere Weg wäre.

Die Ausländer dürfen nicht die Rolle der Juden im Dritten Reich übernehmen; deswegen müssen subtile Präventivmaßnahmen getroffen werden.

Siegfried Goldberg
Kaufmann
Düsseldorf

ABSCHIEBEN

Zuerst muß der Zustrom weiterer Ausländer in die Bundesrepublik Deutschland unterbunden werden. Die Grenzen der Aufnahmefähigkeit sind bei über fünf Millionen Ausländern überschritten.

Angesichts von rund zwei Millionen Arbeitslosen ist es Aufgabe des Staates, zuerst die Arbeitsplätze der eigenen Landsleute zu sichern, bevor Ausländer diese Arbeitsplätze einnehmen. Wenn dann noch mit hohen Leistungen an Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe Gastarbeiter unterstützt werden müssen, ist die Grenze des sozial Zumutbaren erreicht.

Neben einem Stopp des weiteren Zuzuges ist die schrittweise Rückführung der Gastarbeiter in ihre Heimatländer geboten. Hierfür sollte die Bundesrepublik Deutschland beispielsweise Entwicklungshilfegelder nehmen, um den bisherigen Gastarbeitern einen wirtschaftlichen Aufstieg in ihrem eigenen Land zu ermöglichen. Eine derartige Politik ist menschlicher und sozialer, als hier bei uns neue soziale Spannungen zu schaffen.

Derartige Maßnahmen halte ich für notwendig, und zwar nicht nur zur Sicherung der Arbeitsplätze unserer Landsleute, sondern auch zur Erhaltung der Kultur und der nationalen Identität unseres Volkes und der Völker, die Arbeitskräfte nach hierher entsandt haben.



Martin Mußgnug
Parteivorsitzender der
Nationaldemokratischen
Partei Deutschlands
Stuttgart

PLAYBOY-UMFRAGE

57 Prozent erklären: Keine Aufenthaltsgenehmigungen für Ausländer, die hier keine Arbeit finden.

32 Prozent fordern: Wir sollten uns grundsätzlich von den Gastarbeitern trennen, damit Deutsche die freiwerdenden Arbeitsplätze besetzen können.

10 Prozent aller Befragten meinen, die Gastarbeiter sollen in der Bundesrepublik bleiben, auch wenn vorübergehend oder überhaupt keine Arbeit vorhanden ist.

1 Prozent hat keine Meinung.

Diese Ergebnisse ermittelte das Hamburger Marktforschungsinstitut Kehrmann im Auftrag des PLAYBOY.

WIE GEHABT

Bei jedem „Ja“, bei jeder Rechtfertigung für eine Trennung steigt in mir die Angst, es könnte schon wieder zu spät sein.

Thomas Engelhardt
Student
Karlsruhe

GEFAHR DER PARALYSE

Mein vom militärischen Denken bereits paralysiertes Gehirn kann dazu nur folgende Gesichtspunkte zur Diskussion stellen:

Ja, wir müssen uns von den Gastarbeitern trennen, wegen der Gefahr Nummer eins, der Spionage: Unter der Fassade eines friedfertigen, harmlosen Gastarbeiters wird alles getan, um durch geheimdienstliche Tätigkeiten den mageren Lohn aufzubessern.

Wegen der Gefahr Nummer zwei, der Zersetzung: Die Diskussionen über die Gastarbeiterfrage sind ein Beispiel dafür, wie geschickt es die Ausländer verstehen,

Wer viel leistet, kann sich das Besondere gönnen. Porsche 928 S.

Um Ihrer anspruchsvollen Lebensart auch im automobilen Bereich den entsprechenden Ausdruck zu verleihen, bietet sich mit diesem Sportwagen die exklusive Alternative zum herkömmlichen Angebot.

Wenn Sie wissen wollen, was am Porschefahren das Besondere ist, dann sollten Sie es einfach selbst ausprobieren. Schreiben Sie uns. Oder rufen Sie uns an.

Dr. Ing. h. c. F. Porsche Aktiengesellschaft,
Postfach 40 06 40, 7000 Stuttgart 40,
Telefon 07 11/82 03 339



Strenger, Stuttgart

uns Deutsche uneinig zu machen und damit den Zusammenhalt des deutschen Volkes zu zerrütten.

Und wegen der Gefahr Nummer drei, der Sabotage: Durch schlechte Arbeitsmoral, Faulheit, bestimmte traditionelle Gewohnheiten, die den Arbeitsprozeß sabotieren, wie zum Beispiel Siesta, Teatime und so weiter, kann die Kontinuität der Arbeit vor allem in den Waffenfabriken nicht gewährleistet werden, was unübersehbare Folgen für die Verteidigungsfähigkeit haben kann.

Markus Franz
Soldat
Mülheim/Ruhr

BROTKRÜMEL

Gastarbeiter – gibt es die wirklich? Sind sie Gäste? Viele von ihnen sind schon so lange in Deutschland, daß es an der Zeit ist, sie Mitbürger zu nennen – noch mehr, sie sollten auch so behandelt werden. Der Weg ist steinig. Bei dem Begriff Integration scheiden sich die Geister, vermischt werden sozialpolitische und Ansichten vom Biertisch wie Krümel aus verschiedenen Brotsorten.

Es geht überhaupt nicht darum, Ausländer, die jahrelang hier sind und arbeiten, zurückzuschicken. Aber es wird notwendig – denk' ich an Berlin –, den Zug zu stoppen und denen, die zurückkehren wollen, konkrete Hilfe zu geben.

Eingliederung, Beteiligung und verständnisvoller Umgang mit ausländischen Bürgern lassen sich nur verwirklichen, wenn der Problemdruck nicht weiter steigt. An der Tatsache, daß in bestimmten Branchen ausländische Arbeitnehmer Fuß gefaßt haben, weil deutsche nicht da waren, läßt sich nicht rütteln. Wir haben nach Arbeitskräften gerufen und viele sind gekommen.

Wer auf Dauer aufgenommen sein will, sollte akzeptieren, Deutscher zu werden, was ihn nicht daran hindert, seine kulturelle Eigenständigkeit zu wahren. Wer sich dazu nicht entschließen kann, sollte seinen Aufenthalt bei uns so einrichten, daß er in seiner Heimat den Anschluß wiederfindet.

Konsequenz: Gerade für Kinder und Jugendliche ist es wichtig, rechtzeitig die deutsche Sprache zu erlernen. Der Schule fällt eine große Aufgabe zu.



Dr. Hanna-Renate Laurien
Senator für
Schulwesen,
Jugend und Sport
Berlin

DIE NEUEN FREUNDE

Als Ostdeutsche erleben wir – unabänderlich und bedauernswert – die Assimilierung der ostdeutschen Stämme mit den westdeutschen. In diesem historischen Prozeß gehen Seins-Elemente verloren, die Kulturpflege, Volkstanz und Folklore nicht retten können. Dies sind nur Zeugen für Vergangenes und Vergehendes. Der Versuch der Integrierung von kulturell und religiös so stark differenzierten Völkern wie dem türkischen und dem deutschen bringt keine Lösung. Ein großer Teil der Türken wünscht sie auch nicht.

Die wachsende Arbeitslosigkeit wird unsere Politiker zwingen, ihre Ausländerpolitik neu zu bedenken. Dankbarkeit allein wird den Gedanken an eine Zwangsrepatriierung von Menschen verbieten. Ist es nicht möglich, daß unsere Regierung und Wirtschaft mit Krediten und Fachkräften den Auf- und Ausbau einer heimischen Industrie in der Türkei unterstützen, anstatt beispielsweise weitere 700 Millionen Mark neuer staatlicher Kredite an Polen zu geben, zur Stützung des polnisch-sowjetischen Systems?

Man muß an der Galata-Brücke in Istanbul erlebt haben, wenn „türkische Gastarbeiter" uns in deutscher Sprache händeschüttelnd begrüßen und uns, völlig Unbekannte, ihren Landsleuten als „deutsche Freunde" vorstellen. Kein Deutscher, Privatmann oder Politiker, darf die Parole „Ausländer raus" annehmen!

Als Ostdeutsche sind wir verpflichtet, den in unseren Heimatländern verbliebenen, in der Sowjetunion, in den Ostblockstaaten zurückgehaltenen Deutschen nach ihrer Aus- oder Umsiedlung Arbeitsplatz und Existenz zu sichern. Kein wirtschaftliches Kalkül verlangt eine solche Verpflichtung, sie entstammt echter Humanität gegenüber unseren Deutschen, wie auch gegenüber unseren türkischen Gastarbeitern, unseren einstigen Helfern und neuen Freunden.

Dr. Erich Lipok
Vorsitzender
der Notverwaltung des
Deutschen Ostens
Jandelsbrunn

SCHADEN VON IHM WENDEN

Gastarbeiter sind kein Problem. Das sind Menschen, die zu uns kommen, um zu arbeiten. Sie tragen viel zum Gedeihen unserer Wirtschaft bei. Dafür werden sie – nach den Maßstäben ihrer Heimat sogar ausgezeichnet – bezahlt. Mit dem wohlverdienten Ertrag können sie sich dann in ihrer Heimat eine Existenz nach ihrem Geschmack aufbauen.

Kritisch wird es durch die Begleiterscheinungen, die zum Teil humanitär begründet sind, aber auch verdrängt werden: Gasteinwanderer, die hier bleiben wollen, Gastkinder, deren Anteil sich in einer Generation verfünffacht, Gastarbeitslose, die ohne tradierte Hemmungen das soziale Netz strapazieren, Gastkriminelle, die wir uns nicht getrauen, rasch zu entfernen.

Außer Gastarbeitern haben wir eine heimliche oder unheimliche Masseneinwanderung. Unsere knapp 250 000 Quadratkilometer ertragen langfristig vielleicht 50 Millionen Menschen, allerdings bei wesentlich schonenderem Umgang mit Atemluft und Trinkwasser. Die eigene Bevölkerung reagiert seit vielen Jahren mit einer ebenso drastischen wie nutzlosen Geburteneinschränkung.

„Ich schwöre, daß ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden . . . werde", erklären nach Artikel 56 GG der Bundespräsident und entsprechend alle Minister. Bis jetzt ist jedes Volk in der Geschichte durch Massenunterwanderung vernichtet worden. Hochrechnen darf jeder auch außerhalb von Wahlen.

Wortgeklingel von Assimilation, Integration oder Partizipation hilft nicht. Wer's mag, kann sich hier ein Urteil bilden, ob alle Menschen gleich oder verschieden sind, ob es auch Ende des 20. Jahrhunderts unterschiedliche Völker, Nationen, Rassen, Religionen oder Kulturen gibt, welchen Einfluß das Milieu und welchen die Erblichkeit hat. Ein Slowene ist kein Anatolier.

Die gleiche Sorge macht uns die Ausländerfeindlichkeit der Bevölkerung, die Deutschenfeindlichkeit mancher Politiker und die Unfähigkeit zum Netzdenken – in Wort und Tat.



Robert Scheithauer
Deutsche
Gesellschaft für
Verfassungsrecht
Waldkraiburg

NEIN, DANKE!

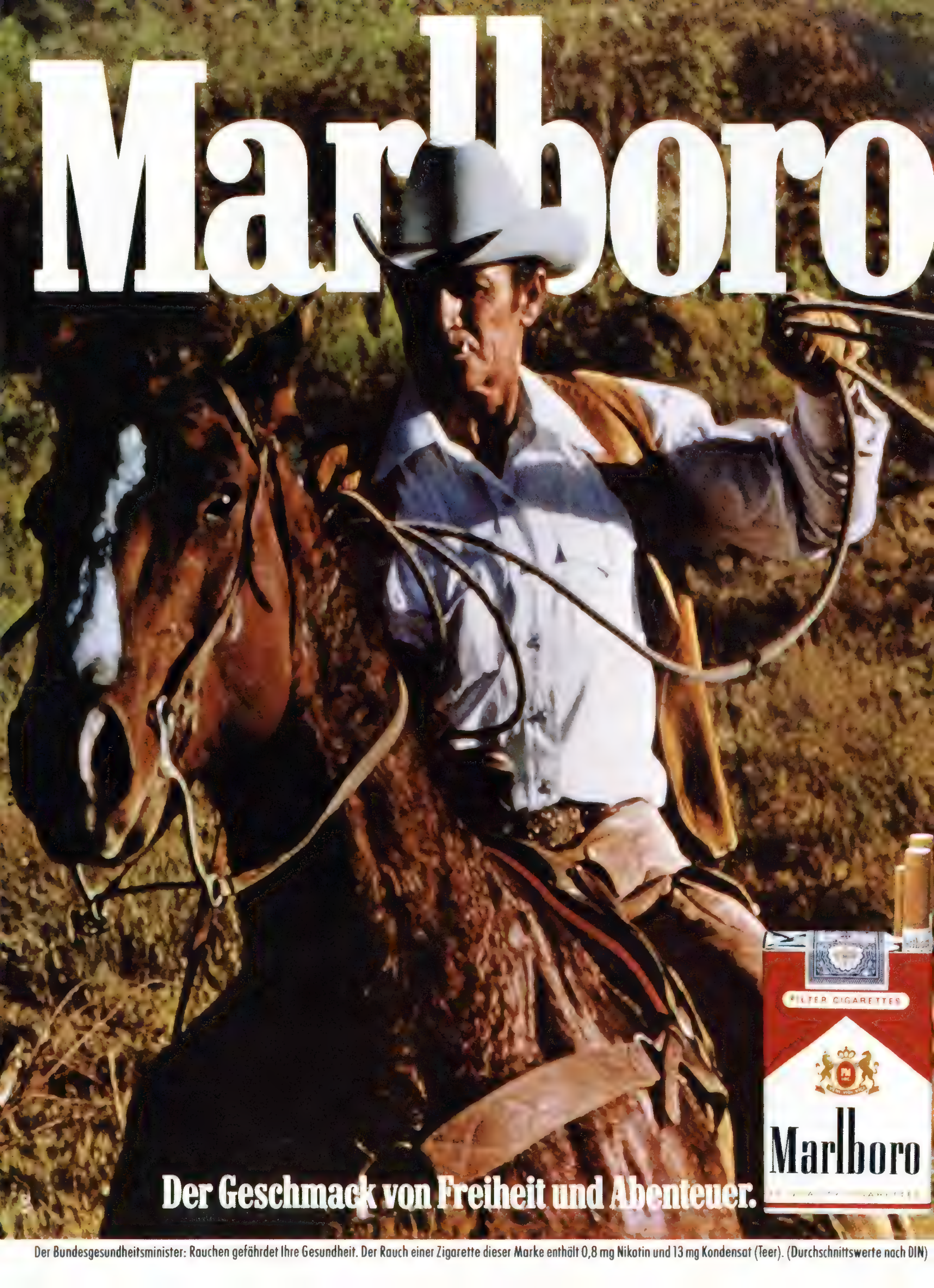
Allerdings sollen wir uns von den Gastarbeitern trennen. Denn auf Leute, die sich hier in Deutschland wie die Könige aufspielen und dann auch noch Arbeitslosengeld von unserem Staat beziehen, kann das Vaterland bestimmt verzichten. Gastarbeiter? Nein, danke!

Reinhard Eschweiler
Gymnasiast
Aachen

FLEXIBILITÄT

Frankfurt hat mit 21 Prozent neben Berlin den höchsten Ausländeranteil. Entsprechend hoch ist der Anteil ausländischer Versicherter an der Gesamt-Mitgliederzahl der Allgemeinen Ortskrankenkasse Frankfurt am Main. Vor diesem Hintergrund halte ich eine zahlenmäßige Begrenzung und größere Flexibilität in der Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer für richtig. Der Arbeitsmarkt würde dagegen trotz der derzeit angespannten Lage einen völligen Verzicht auf ausländische Arbeitnehmer nicht verkraften können.

Unser Sozialversicherungssystem ba-


Marlboro
Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer.
FILTER CIGARETTES
Marlboro
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,8 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)

siert nicht nur auf der Solidarität der Versicherten, sondern auch auf der Solidarität der Generationen. Hierbei können weder die derzeitigen ausländischen Beitragszahler noch deren Kinder außer acht gelassen werden. In beiden Bereichen sind Ausländer – als Arbeitnehmer und als Versicherte – weitgehend integriert. Dazu kommt noch ein moralischer Aspekt, den Max Frisch treffend umrissen hat: „Wir haben Arbeitskräfte gerufen, aber es sind Menschen gekommen."

Aus diesen wirtschaftlichen, sozialen und menschlichen Gesichtspunkten bin ich für eine zahlenmäßige Begrenzung der Gastarbeiter, nicht aber für eine Trennung von ihnen.



Hans-Georg Kraushaar
Geschäftsführer der
Allgemeinen
Ortskrankenkasse
Frankfurt

KLEIDERORDNUNG

Da mir das Hemd näher ist als die Jacke und ich keine effektivere Möglichkeit sehe, der Arbeitslosigkeit Einhalt zu gebieten und gleichzeitig den Staatsfinanzen etwas auf die Sprünge zu helfen, muß ich diese Frage bejahen.

Kai Nispel
Assistenten-Anwärter
Lehrte

ZU SPÄT

Die Bundesbürger waren es, die damals, als der Wohlstand ins Unermeßliche stieg, nicht genug „Kanaken für Dreckarbeiten" herbeischaffen konnten.

Jetzt, wo es an die eigene Substanz geht, will man sie wieder loswerden. Aber dazu dürfte es etwas zu spät sein! Zu viele Gastarbeiter haben sich inzwischen in der Bundesrepublik Deutschland eine Existenz aufgebaut, ihre Familie nachgeholt und nicht wenige ihrer Kinder sind in der BRD geboren.

Wen wundert's, daß diese Leute auch auf ihren Rechten beharren, Arbeitsplätze Ausbildungsstellen, Kindergeld et cetera, und sich nicht abschieben lassen wollen. In ihrer Heimat würden viele vor dem Nichts stehen.

Peter Droith
Kaufmännischer
Angestellter
Langenselbold

GESCHÄFT BEENDET

Die Gastarbeiter haben mit uns doch ein Geschäft gemacht, von dem beide Seiten profitiert haben. Beide Partner erfüllten ihre Verpflichtungen. Die Voraussetzungen für ein erneutes Zustandekommen von Geschäftsbeziehungen sind nicht mehr gegeben.

Mein Vorschlag: ein Rückführungsprogramm mit einer Laufzeit von zwei bis drei Jahren. Jeder Gastarbeiter erhält die von ihm gezahlten Beiträge in die Rentenversicherung erstattet und zusätzlich eine einmalige Abfindung. Darüber hinaus ist eine verstärkte Entwicklungshilfe in den Heimatländern anzustreben.

Ullrich Thétard
Kaufmann im
Groß- und Außenhandel
Hamburg

ASYLPFLICHT

Mit ziemlich allen ausländischen Mitbürgern, die ich kenne oder treffe, komme ich bestens aus. Ich bin der Meinung, daß sich die meisten von ihnen im zwischenmenschlichen und auch im beruflichen Bereich korrekter verhalten als viele Deutsche. Von mir aus können sie bleiben.

Nun heißt es, auf die Dauer verkrafte kein Volkskörper einen so starken fremden Zuwachs; eine Gesellschaft, wie die Volksgemeinschaft heute bei uns genannt wird, mache das einfach nicht mit. Lösen können dieses Problem nur diejenigen, die dafür bezahlt werden: die Politiker.

Eine Kultur- und Industrienation wie die unsere, die sich soviel darauf einbildet, ist in allen Fällen zur Asylgewährung verpflichtet. Sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge, sagte Heinrich Böll, sind politische Flüchtlinge, weil die Wirtschaft die Folge der Politik eines Staates ist.

Joachim Fensch
Angestellter
Weingarten

WO BLEIBT DIE SOLIDARITÄT?

Durch die ausländischen Arbeitnehmer aus den klassischen Anwerbeländern wie Türkei, Jugoslawien, Spanien, Portugal konnten wir zu einer der stärksten Wirtschaftsnationen der Welt werden. Die Ausländer trugen zum Steueraufkommen bei und zahlten weit mehr in die Sozialversicherung ein, als sie bis jetzt herausbekommen haben.

Mehr als jeder vierte im Untertagebau Beschäftigte ist Ausländer, vorzugsweise Türke. In den Gießereien sind es fast 30 Prozent. Ein beträchtlicher Teil der insgesamt zwei Millionen arbeitet in der Fahrzeugindustrie – BMW könnte ohne die ausländischen Arbeiter gar nicht existieren – und in der Gastronomie; abgesehen von den Pflegerinnen und Krankenschwestern in unseren Krankenhäusern.

Nimmt uns nun der ausländische Arbeitnehmer in den Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit unseren Arbeitsplatz? Das muß klar verneint werden, denn Gründe und Merkmale der Arbeitslosigkeit der Deutschen sind nicht so, daß man einfach ausländische Arbeitskräfte mit deutschen Arbeitslosen austauschen könnte. Ziemlich sicher ist auch, daß ein Großteil der Ausländer, vor allem der zweiten Generation, für immer bei uns bleiben wird. Also, raus mit ihnen? Schon deshalb nicht, weil die Wirtschaft dadurch wohl einen Kollaps erleiden würde.

Für ebenso wichtig halte ich, daß man nicht einfach diejenigen beiseite schieben darf, die ihren Beitrag zur Wirtschaft der Bundesrepublik geleistet haben und noch leisten. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, nach jahrelangem Nutzen, den jeder von uns direkt oder indirekt aus den Ausländern gezogen hat, auch die Folgen der Ausländerbeschäftigung zu tragen. Das Sozialstaatsprinzip unseres Grundgesetzes wie auch die Solidarität der arbeitenden Menschen untereinander gebieten, alles zu tun, um den unter uns lebenden ausländischen Arbeitern und ihren Familienangehörigen ein humanes und menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen.



Dr. Klaus Hahnzog
Stadtrat und
Kreisverwaltungsreferent
der Landeshauptstadt
München

WO DER PFEFFER WÄCHST

Jeder Gastarbeiter muß sich den Gebräuchen und Gewohnheiten des Gastlandes anpassen, wie wir es auch umgekehrt tun müssen, und kann nicht seine heimischen (Un)Sitten mitbringen. Locker sitzende Stiletts und Rauffreudigkeit, Drogenschmuggel, dazu häufiges Krankfeiern sind die hervorstechenden Kennzeichen mancher Ausländergruppen.

Schickt die Gastarbeiter, jedenfalls solche, die sich nicht anpassen können und wollen, wieder dort hin, wo sie hingehören: nach Hause.

Dr. med. Helmut Thomas
Allgemeinarzt
Pöcking

ALLES RAUS

Zumindest braucht sich die Aufkleberbranche nicht um Aufträge zu sorgen. Denn nach dem Aufkleber ALLES FRISCH kommt sicher bald ein neuer, auf dem dann steht: ALLES RAUS!

Günter Bugl
Fahrlehrer
Erpfing

Ist Fremdgehen keine Sünde mehr? *Diese Frage soll im Playboy-Forum diskutiert werden.*

Wenn Sie sich an dieser Diskussion beteiligen wollen, senden Sie bitte Ihren Beitrag unter dem Stichwort „Forum" bis 11. Mai an die Redaktion PLAYBOY, *Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83. Die interessantesten Beiträge werden auf diesen Seiten veröffentlicht.*

Club Méditerranée

HO&M 10/82



Im Club wissen Sie vorher, woher der Wind weht.

Angenommen, Sie versuchen es diesen Sommer mal mit einer Runde Urlaub im Club Méditerranée. Suchen sich also eines unserer 100 Dörfer aus. Legen zwar ein hübsches Sümmchen für 2 Wochen Agadir (Marokko) oder 3 Wochen Cancun (Mexiko) hin. Vergessen dann aber endgültig das Thema Geld. Surfen, segeln, tauchen, tafeln, genießen drauflos. Ohne daß irgend etwas noch was extra kostet. Wie finden Sie das?

Bevor Sie jetzt gleich ins nächste Reisebüro gehen, lassen Sie uns noch ein bißchen vom Club reden. Der Club Méditerranée wurde mal von natursüchtigen Wassersportlern erfunden. Deshalb sollten Sie sich nicht wundern, daß sich unsere Dörfer ausgerechnet an den schönsten Stränden und Klippen breitmachen. Zwischen Fun-Board und Windglider, zwischen Caravelle und Optimist sucht man sich einfach irgendeinen Wasser-Porsche aus und flitzt los. Weder Leihgebühr noch sonst was wird Sie bremsen.

Drei volle Kurs-Programme in jeder Wassersportart stehen zur Wahl. Während die Anfänger noch aufrecht in den Optimisten sitzen, liegen Sie im Fortgeschrittenen-Surfkurs bereits so flach, daß Ihre Freunde am Strand die Kameras verdrehen müssen. Und in der Competition-Klasse zeigen wir Ihnen, wie man weltklasseverdächtig im Trapez hängt.
Als eingeschworener Freund von Tennis, Judo oder Bogenschießen kann man da angesichts unserer Armada an Brettern und Schiffen schon mal schwach werden. Zumal unsere GOs (sprich „sche-os", meint „freundlicher Organisator") einen Heidenspaß daran haben, Ihnen alles beizubringen.

Von der Sport-Schau zur Night-Show. Jeden Abend verwandeln sich unsere GOs in professionelle Entertainer. Und holen ein bißchen Carneval, Moulin Rouge und Broadway ins Dorf. Alles unter dem Titel: Nacht ohne Nepp, denn auch im Dunkeln bleibt der Club inklusiv. Genauso wie bei unseren geradezu olympiareifen Buffets.

Haben Sie Appetit bekommen? Möchten Sie mehr wissen? Dann sollten Sie gleich mal in unserem Katalog „Trident" stöbern. Sie bekommen ihn direkt beim Club Méditerranée – bitte nicht vergessen: DM 2,– beilegen – oder in Ihrem Reisebüro.

Club Méditerranée
Königsallee 98 a
4000 Düsseldorf 1
Ö.A.M.T.C.
Schubertring 1-3, A-1010 Wien
Gerbergasse 6, CH-8001 Zürich



„Was, ich soll die Reparatur bezahlen, wofür hat der Wagen denn Garantie?" „Nur für die Ersatzteile. Den Arbeitslohn müssen Sie schon selber bezahlen, so steht's im Garantievertrag." Wenn Sie sich bei uns V.A.G Partnern einen Gebrauchten mit 12 Monaten Garantie kaufen, haben Sie nicht nur Garantie für wichtige Teile von Motor, Getriebe, Differential, für Lenkgetriebe und Hauptbremszylinder, sondern selbstverständlich auch für das Aus- und Einbauen. Wobei es egal ist, wie viele Kilometer Sie in den 12 Monaten fahren. Das gilt für Volkswagen, Audi und fast alle anderen Marken. Ihre V.A.G Partner.

V·A·G

PLAYBOY INTERVIEW: RENÉ KOLLO

Ein offenes Gespräch mit dem Tenor, der das ganze Theater um die Oper satt hat

Die meisten haben René Kollo gekannt, bevor sie jemals in der Oper waren. Denn vor 22 Jahren stand er mit dem Schlager „Hallo, Mary Lou" auf Platz eins der deutschen Hitparade. Aber das ist lange her. Heute heißt es: Kollo – Bayreuth. Kollo – Met. Kollo – Scala. Kollo auf Platten mit klassischen und weniger klassischen Partien. Kollo im Fernsehen. Kollo auf Tournee. In diesem Monat in Köln (7. 5.), Hamburg (10. 5.), Ulm (13. 5.) und München (16. 5.). Ein hohes C in allen Häusern, ein René Dampf in allen Liedern.

Eigentlich heißt er ja Kollodzieyski, aber das ist ebenso in Vergessenheit geraten wie seine Ehe mit dem dänischen Schlagersternchen Dorthe (die in der Anfangszeit zum gemeinsamen Lebensunterhalt beitrug). Und fast erinnert sich niemand mehr, daß es da einen Walter Kollo gab, den Großvater, der Ohrwürmer wie „Das war in Schöneberg" und „Die Männer sind alle Verbrecher" schrieb. Und einen Vater namens Willi, der die Schlager „Lieber Leierkastenmann" und „Warte, warte nur ein Weilchen" komponierte.

Enkel René gehört seit etwa zehn Jahren zu den besten Tenören der Welt. Zwar stimmt es nicht, sagt Kollo, daß Karajan gerufen hat: „Auf diese Stimme habe ich 40 Jahre gewartet!" Aber er hat gesagt: „Auf <u>den</u> Stolzing habe ich 40 Jahre gewartet!" Und den sang an diesem Abend – René Kollo.

Das PLAYBOY*-Gespräch fand in feuchter Umgebung statt, was durch das Hobby des gebürtigen Berliners bedingt war – Schiffe. Den ersten Teil führte Axel Thorer mit dem 44jährigen Weltstar in den Kabinen 364/366 des neuen deutschen Kreuzfahrtschiffes „Astor", wo er mit seiner französischen Lebensgefährtin Beatrice Weihnachten und Silvester verbrachte; zum zweiten Teil lud Kollo in einer Pause seiner Deutschland-Tournee auf seine Yacht „Kareol II" ein (benannt nach dem Berg in „Tristan und Isolde"), die auf Platz 3106 des „Club Nautico" von Palma de Mallorca vertäut liegt.*

Gute Stube zur See – das Loch im Beutel des Stars. 1,3 Millionen Mark hat der 21 Meter lange, blau-weiß gestrichene Segler gekostet. Und wer ihn betritt, wird auf der Brücke von einer in Messing geritzten Lebensweisheit des Eigners überrascht: „Dies ist mein Schiff, und hier tue ich, was mir paßt. Verdammt noch mal!"

Gelingt es, bis ins schwimmende Schlafzimmer vorzudringen, entdeckt man einen Spruch des Earl of Chesterfield (1694 bis 1773), der vielleicht nicht soviel über die Potenz des Tenors aussagt, wohl aber allerhand über seinen Humor. Da steht nämlich auf einer zweiten Messingplatte: „Sex: The pleasure is momentarily, the position ridiculous, the expense damnable" – Sex: Der Spaß ist flüchtig, die Stellung albern, die Anstrengung abscheulich.

Antwort auf die Frage, ob Kollo seine 24-jährige Lebensgefährtin Beatrice Bouquet aus Avignon, eine kindhafte Balletteuse, zu heiraten gedenkt, war nicht bündig zu bekommen, weil die beiden uneins sind in der Kinderfrage. Mademoiselle Bouquet: Unbedingt. Kollo: Mhm.

Man kann mit dem „einzigen deutschen Sänger in der Spitzengruppe der sogenannten Welt-Tenöre" (so seine Schallplattenfirma RCA) natürlich nicht über Fußball reden, aber von Musik versteht er was, von Dirigenten und Regisseuren, von der Konkurrenz und vom teuren Subventions-Theater, von den Klassik-Groupies und den Super-Gagen (20 000 Mark pro Abend).

Darum vor allem drehte sich das insgesamt sechsstündige Gespräch, und anschließend notierte sich der Interviewer: „Da redet man tagelang mit Kollo und plötzlich merkt man, daß der Mann geistig vereinsamt ist. Wie sonst hätte er sagen können: ‚Ich zahle jedem, der etwas von Nietzsche versteht und sich mit mir über ihn unterhält, ein Jahr Aufenthalt an meiner Seite!'"

PLAYBOY: Ein Tenor steht bei einer Atlantik-Überfahrt an der Reling, blickt auf die bleierne Wasserwüste und ruft: „Ach, hier sind wir erst!" Sind Sie, sind Tenöre wirklich so dumm, eitel und großsprecherisch wie im Witz?

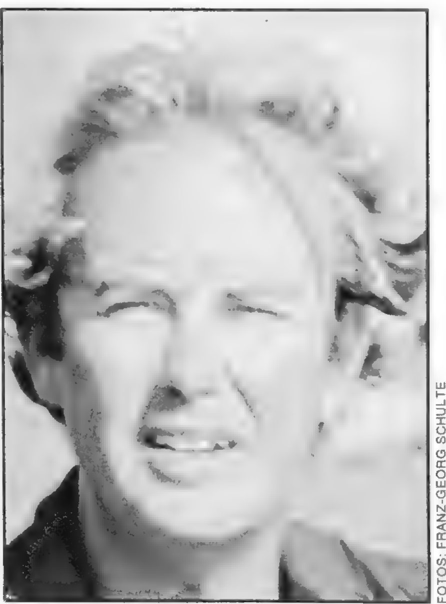
KOLLO: Natürlich nicht. Allerdings ist der Tenor innerhalb der Oper das Diffizilste,



„Fest steht, daß nach Sex von der Stimme der Glanz weg ist. Bei einer Sopranistin ist das vielleicht anders, denn es hat viele gegeben, die sich beim Einsingen in der Garderobe begatten ließen."



„Am Ende von ‚Tristan' liege ich auf der Erde und warte eigentlich nur noch auf den Herzinfarkt. Ich liege da und denke: ‚Wenn du jetzt wirklich tot wärst, dann wäre das kein Wunder.'"



FOTOS: FRANZ-GEORG SCHULTE

„Wenn heute jemand toll aussieht, ist es vollkommen Wurscht, wie er die Partie singt. Und wenn er sie mit Ach und Krach über die Bühne zerrt. Über ‚singen' reden die Chefs der Opernhäuser nicht mehr."

was es gibt. Weil er meist keine normale Stimme hat. Ein Tenor ist immer vier bis fünf Töne durch Technik nach oben gezüchtet.

PLAYBOY: Früher kastrierte man einfach.

KOLLO: Na ja. Aber dadurch kamen immer etwas übertriebene Geschichten heraus. Ein Tenor muß eben anders leben als ein Bariton oder ein Bassist.

PLAYBOY: Wie sieht das in der Praxis aus?

KOLLO: Er muß körperlich disziplinierter leben. Der Tenor muß auf seine Stimme aufpassen, die zum Teil vorher gar nicht da war, er muß auf seinen Körper achten, er darf nicht erkältet sein. Eine Winzigkeit schon kann zum Desaster führen.

PLAYBOY: Dennoch erwartet man von einem Tenor Ihres Kalibers ein paar handfeste Marotten. Er schläft bis 13 Uhr, trinkt sechs Liter kalten Kaffee, nimmt drei heiße Bäder . . .

KOLLO: Es gibt kaum einen, der so was macht. Singen ist wie Sport – eine körperliche Hochleistung. Solange der Körper in Ordnung ist, ist auch die Stimme in Ordnung.

PLAYBOY: Schadet Sex vor dem Auftritt?

KOLLO: Fest steht, auch aus meiner eigenen Erfahrung, daß nach Sex von der Stimme der Glanz weg ist. Bei einer Sopranistin ist das vielleicht anders, denn es hat viele gegeben, die sich beim Einsingen in der Garderobe begatten ließen.

Bei Tenören geht das nicht. Ich weiß nicht, woran das liegt, denn der Beischlaf ist doch wirklich nicht eine solche körperliche Leistung, daß ich danach nicht mehr fit wäre, und keine große Partie singen könnte.

PLAYBOY: Was ist eine „große Partie"?

KOLLO: Alle Wagner-Partien. Dann im italienischen Fach der *Othello*, *Aida*. Diese Partien schaffe ich nur mit totalem Einsatz. Ich kenne auch keinen, der es mal so wuschi-wuschi machen kann. Und heute sowieso nicht mehr.

PLAYBOY: Wieso heute nicht mehr?

KOLLO: Weil die Leute durch Platten, Film und technischen Aufwand klanglich sehr verwöhnt sind.

PLAYBOY: Die Leute haben vor 100 Jahren aber doch mehr von klassischer Musik verstanden.

KOLLO: Richtig. Aber sie waren klanglich nicht so verwöhnt. Wenn Sie ein Orchester von damals hören könnten, würden Sie einen Schreck kriegen. Oder anders herum: Wenn Wagner heute seine Sachen in Bayreuth hören könnte, er würde verrückt vor Freude.

PLAYBOY: Warum?

KOLLO: Damals wurde mit sechs ersten und sechs zweiten Geigen gespielt, heute sind es 16.

PLAYBOY: Aber für die hat Wagner doch gar nicht geschrieben!

KOLLO: Das ist ja Wurscht. Er schreibt ja nicht für 16 erste Geigen, sondern eine Stimme für erste Geigen.

PLAYBOY: Und dann kann ein Dirigent sechs oder 30 nehmen?

KOLLO: Je nach Klangbild. Heute ist es so, daß die Berliner oder Wiener Philharmoniker gar nichts unter 16 Geigen machen – 16 ersten und 16 zweiten. Damals gab es vielleicht fünf Celli, heute sind es meistens acht, neun oder zwölf. Dadurch ist natürlich der Klang viel immenser, rauschender, schöner.

PLAYBOY: Zu Ihrem Instrument. Was haben Sie zur Zeit alles drauf?

KOLLO: Das ganze Wagner-Fach, aber ich habe auch die *Zauberflöte* gesungen. Ich bin natürlich Wagner-Spezialist. Als deutscher Sänger macht man international nur Karriere, wenn man das deutsche Fach singt. Als deutscher Sänger komme ich nicht zur Met oder der Mailänder Scala, um ein italienisches Fach zu singen. Man wird mich holen, weil ich in Bayreuth groß geworden bin.

PLAYBOY: Ist es eigentlich immer noch so, daß man in einem Sängerleben einmal an der Met oder an der Scala gesungen haben muß?

KOLLO: Dieses Denken ist ganz provinziell und antiquiert, weil diese Häuser überhaupt nichts mit dem zu tun haben, was sie mal waren. Aber es ist natürlich schön, und ich habe an der Met einen Riesenerfolg gehabt, mit Konfettiparade hinterher. Aber ich finde, daß Oper heute am besten in Deutschland gemacht wird, am vielfältigsten. Wir haben eben 50 opernspielende Häuser. In Amerika gibt's vier, in Frankreich vier, in England sind es drei bis vier.

PLAYBOY: Zahlen die deutschen Häuser auch anständig?

KOLLO: Die zahlen sehr gut. Es gibt also überhaupt keinen Grund, ins Ausland zu gehen. Außer, wenn man jung ist und für die deutsche Fachpresse oder die sogenannten Fachleute eine Reputation braucht. Denn wenn man an der Met Erfolg gehabt hat, dann ist man wer in Deutschland. Das zählt immer noch.

PLAYBOY: Gibt es so etwas wie eine Hitparade der Tenöre? Nummer eins ist Domingo, Nummer zwei Pavarotti, Nummer drei Kollo . . .

KOLLO: Das kann man so nicht sagen, weil es eine Fachfrage ist. *Ich* würde sagen – Domingo ist im italienischen Fach die Nummer eins, und ich kann von mir behaupten, daß ich im Moment die Nummer eins im deutschen Fach bin.

PLAYBOY: Ist Domingo besser als Sie?

KOLLO: Ich würde nicht sagen besser; er ist anders.

PLAYBOY: Placido Domingo bekommt aber eine höhere Gage als Sie. Warum?

KOLLO: Die italienischen Tenöre haben immer mehr verdient als die Sänger vom deutschen Fach. Obwohl das deutsche Fach fünfmal so lang ist und eigentlich viel anstrengender zu singen. Komisch also. Aber die Oper kommt aus Italien. Damit hat das wohl zu tun. Die Gagen der Spitzenleute sind aber so ziemlich auf demselben Level, da gibt es keinen großen Unterschied.

PLAYBOY: Liege ich sehr falsch mit 20 000 Mark pro Abend?

KOLLO: Das kann man nicht so grob sagen. Das dreht sich so um 15 000 bis 20 000 Mark.

PLAYBOY: Sie verdienen mehr als 500 000 Mark im Jahr?

KOLLO: Ja.

PLAYBOY: Eine Million?

KOLLO: Nein.

PLAYBOY: Sie könnten aber wesentlich mehr verdienen?

KOLLO: Ich könnte. Mit Platten und allem Drum und Dran.

PLAYBOY: Warum tun Sie es dann nicht?

KOLLO: Ich arbeite schon genug. Ich singe höchstens 25 bis 30 Opernabende, da machen andere 40, 50 und 60. Dazu kommen Konzerte, Platten und Fernsehen.

PLAYBOY: Sie schonen die dünnen Bändchen in Ihrem Hals?

KOLLO: Ja, weil ich noch ein bißchen länger singen möchte. Jetzt singe ich 17 Jahre, und meine Stimme wird immer besser und reifer.

PLAYBOY: Die Erholungsphasen sind also lebensnotwendig. Wenn Sie jetzt die Partien miteinander vergleichen, können Sie dann sagen – wenn ich *Lohengrin* singe, verliere ich acht Pfund und dreißig Gramm, beim *Tristan* neun Pfund und zehn Gramm?

KOLLO: Das ist ein Märchen, das nicht totzukriegen ist. Natürlich bin ich nach einer großen Partie körperlich am Ende, verloren habe ich vielleicht ein Kilo; aber dann gehe ich in die Kneipe, trinke drei Bier, und dann hab ich's wieder drauf.

PLAYBOY: Welche Rolle spielt der Dirigent für Sie?

KOLLO: Die Dirigenten von heute sind eigentlich mehr Leute, die aufpassen, daß die Punktierungen stimmen, aber leider nicht mehr aufpassen, daß der Sinn der Musik erfüllt ist.

PLAYBOY: Gilt das für alle?

KOLLO: Natürlich nicht, um Gottes willen. Aber die Mehrzahl gebärdet sich als Schulmeister – alles muß möglichst genauso lang sein wie es geschrieben wurde. Bloß nicht länger. Es muß alles im Zeitmaß sein, was schon mal ein völliger Blödsinn ist. Denn ein Zeitmaß ist eine relative Sache. Da muß ich wirklich sagen, daß Karajan nach wie vor der einzige ist, den wir auf der Welt haben, der das versteht und kann. Dem es völlig Wurscht ist, ob da eine Punktierung richtig oder nicht richtig ist. Natürlich paßt er aufs Musikalische



Die automobile Persönlichkeit für

Bitte nehmen Sie Platz in einer ungewöhnlichen Sechszylinder-Limousine. Ihre Wahl ist dabei keine Frage des Modells, sondern vielmehr ein Bekenntnis zum persönlichen Stil. Stil, der sich schon von außen zeigt. Aerodynamik mit Ästhetik gepaart. Eine Form, die der Funktion dient. Mit deutlich verbessertem Luftwiderstandsbeiwert für das wirtschaftliche Fahren unserer Tage.

Stil, der sich in innovativer Technik vervollkommnet. Beispielhaft das optimierte System der VCT-Hinterachse (Volvo Constant Track). Zusammen mit großem Radstand, mit breiter Spur vorn und hinten, bedeutet dies hervorragende Straßenlage und hoher Fahrkomfort. Diese technischen Innovationen sind eingebunden in das Volvo-typische Sicherheitskonzept.



Anspruchsvolle. Der neue Volvo 760 GLE.

Stil, der Fahren zum Vergnügen macht. Souveränes Schalten und Walten. Durch die neue Automatic mit Overdrive. Kein anderes in Europa gebautes Automobil hat diese Technik. Der laufruhige 2,8 l-Motor (115 kW/156 DIN-PS) sorgt für exzellente Beschleunigungswerte und eine hohe Reisegeschwindigkeit. Erleben Sie die neue Sechszylinder-Limousine von Volvo.

Der neue Volvo 760 GLE fordert zum Kennenlernen heraus. Jetzt bei Ihrem Händler.

VOLVO

EINE ENTSCHEIDUNG VON FORMAT.

Sonderausstattung: Metallic-Lackierung, Radio und Antenne.
Wir schicken Ihnen gern ausführliches Informationsmaterial über den Volvo 760 GLE: Volvo Deutschland GmbH, Postfach 20 06, 6057 Dietzenbach.

auf. Aber wenn es mal nicht stimmt, ist es ihm völlig egal. Wenn dafür die Stimmung in Ordnung ist, wenn das Stück stimmt. Und das finde ich richtig.

PLAYBOY: Ist es Ihnen eigentlich egal, in welcher Kulisse Sie stehen? Ob einer *Fidelio* konservativ aufführt oder als chilenisches Folterdrama?

KOLLO: Ich finde, daß das Thema *Fidelio* und die Musik von Beethoven viel zu groß sind, um da kleingekackte Tagespolitik hineinzubringen. Das ist genauso, wenn Sie Wagner politisieren. Der *Ring* ist so unendlich groß an Menschheitsgeschichte, daß Sie den nicht mit einer 1980er Ideologie politisieren müssen.

PLAYBOY: Man politisiert ja weniger die Werke von Wagner, als Wagner selbst.

KOLLO: Ja, und das ist ein ganz anderes Problem. Herr Wagner kann ja nichts für einen Herrn Hitler. Er war ein Kind des 19. Jahrhunderts, und das ganze 19. Jahrhundert war antisemitisch und drängte auf diese Explosion hin. Es war nicht nur Wagner. Ich finde, wenn es heute in Israel passiert, daß gegen Wagner-Musik demonstriert wird, dann ist das genauso schlimm.

PLAYBOY: Würde es Sie stören, mit einer Kommunistin ein Duett zu singen?

KOLLO: Nein. Wenn sie nicht anfängt, mich auf der Bühne politisch bilden zu wollen. Wenn sie mir mit Geschrei beibringen will, daß ihre Meinung die richtigere ist – dann geht's rund! Ich will nicht von Leuten einer politischen Richtung gebildet werden, die mir nicht gefällt.

PLAYBOY: Hätten Sie von 1933 bis 1945 gelebt, dann hätte man Sie wahrscheinlich als Propagandasänger bezeichnet.

KOLLO: Das ist gut möglich, das ist immer leicht zu sagen. Da haben wir ja den Fall Gründgens und viele andere – Karajan, Furtwängler. Die haben einfach gesehen, daß ihre Zeit gekommen war, die wollten nicht warten, bis sich das Regime vielleicht geändert hat und sie ihre Karriere noch mal von vorne beginnen müssen. Diese Leute wollten einfach ran, auch Karajan, das war seine Zeit, und es war ihm vollkommen Wurscht, was da politisch stattfand. Er wollte Musik machen.

PLAYBOY: Zurück zur Gegenwart. Womit verdienen Sie mehr Geld – mit Schallplatten oder Auftritten?

KOLLO: Mehr mit Auftritten.

PLAYBOY: Aber Sie haben doch gerade eine Schallplatte besungen, die sich glänzend verkauft. Was ist da drauf?

KOLLO: *Granada, Freunde, das Leben ist lebenswert,* also eine Mixtur von populären Sachen. Die Platte hat sich innerhalb von zwei Monaten 220 000mal verkauft. Damit stehe ich zum erstenmal in meinem Leben in den Charts.

PLAYBOY: Standen Sie da nicht früher schon mal?

KOLLO: Ach so, ja, mit meiner ersten Platte. Aber seitdem nicht mehr. Insofern war das Live-Verdienen für mich wichtiger als das, was ich durch Platten bekommen habe. Man darf eben nicht vergessen, daß hohe Umsätze in Deutschland nur schwer zu realisieren sind. Die Plattenindustrie ist ziemlich pleite, weil die Leute schon alles haben.

PLAYBOY: Ist es nicht bedauerlich, daß ein klassischer Weltstar wie Sie einen Rückschritt zur Schnulze machen muß, um 220 000 Platten zu verkaufen?

KOLLO: Gut, Schnulze! Nur im Deutschen gibt es das Wort „Schnulze" für leichte Musik. Warum das so ist, weiß ich nicht. Aber das macht der Pavarotti genauso. Alle großen Tenöre, die nicht gerade einen Buckel hatten, haben das gemacht, und es gilt nicht als ehrenrührig. Ich bin ja kein Beethoven, kein Mozart, kein Wagner, kein Brahms. Ich habe eine Stimme, und die habe ich ausbilden lassen. Ich bin Sänger, Reproduzent, der nicht sein Leben lang mit einem einzigen Komponisten verbringen muß. Ich singe das, was ich mit meinem Geschmack verantworten kann. Ich trage keinen klassischen Heiligenschein.

PLAYBOY: Für das breite Publikum ist die Schnulzenplatte schon deshalb bemerkenswert, da Sie ja aus der Popmusik kommen.

KOLLO: Nein, das ist verkehrt. Ich habe während meiner Ausbildung im klassischen Fach angefangen, Pop-Sachen zu machen, weil ich damals unbekannt war, und weil einer kam, der mir eine Chance bot. Da konnte ich mir Geld dazuverdienen und mir sehr viel mehr Zeit nehmen beim Studium. Normale Ausbildungen dauern zwei oder drei Jahre, ich habe sieben Jahre studiert.

PLAYBOY: Die in den Archiven verewigte Behauptung, Kollo war eigentlich Schlagersänger . . .

KOLLO: . . . ist Quatsch. Ich habe meine klassische Ausbildung 1958 begonnen, und 1960 kam die erste Platte mit einem Schlager, *Hallo, Mary Lou,* und war sofort ein Hit. Ich habe das dann ein paar Jahre gemacht und 1965 war Schluß. Es ist also nicht so, daß ich nach dem Schlagersingen angefangen habe, Oper zu studieren.

PLAYBOY: Stört es Sie eigentlich, daß Popsänger viel mehr verdienen als Opernstars?

KOLLO: Man müßte fragen, wie es aussieht, wenn man einen weltberühmten Popsänger und einen weltberühmten Tenor vergleicht. Da wird der Popsänger wahrscheinlich mehr verdienen, denn er kann alle drei Monate ein neues Lied singen und seine Platten dann weltweit verkaufen. Das ist in der Klassik nicht möglich. Nur – die Popstars wissen nie, ob sie was werden und wie lange sie etwas sind. In Deutschland ist ja nichts vom Können abhängig, sondern nur vom Hit. Wenn sie einen haben, können sie ganz gut verdienen, und dann warten sie die nächsten 20 Jahre, bis sie wieder einen haben. In der Zwischenzeit tingeln sie rum und können sich gerade ernähren. Das ist in der Klassik doch anders.

PLAYBOY: Können Sie jetzt bereits sagen, wo Sie in einem Jahr engagiert sein werden?

KOLLO: Bis 1984 ist heute schon nichts mehr zu ändern. Von 1984 bis 1986 liegen die meisten großen Sachen auch fest. Dazwischen gibt es Tage, wo man noch ein bißchen was verschieben kann.

PLAYBOY: Ist das schön, wenn die Zukunft derart gesichert ist, oder stört Sie diese Verplanung auf Jahre hinaus?

KOLLO: Es geht nicht anders. Die großen Opernhäuser, die großen Konzerthallen, die großen Dirigenten, Regisseure, die machen ihre Planungen genausoweit voraus. Die wissen ebenfalls heute schon genau und auf den Tag, was 1986 an Vorstellungen passiert. Und sie müssen es wissen, weil sie die Leute früh genug einkaufen müssen. Wenn sie jetzt bei Placido Domingo anrufen und ihm für den September 1983 den *Troubadour* anbieten, lacht der sich tot.

PLAYBOY: Es passiert also nicht, daß ein Intendant anruft, und Sie – wegen eines Notfalls – bittet, morgen bei ihm den *Troubadour* zu singen?

KOLLO: Im Prinzip nie. Wenn so etwas vorkommt, dann muß man sehen, daß man in der Provinz was absagt. Das kann schon sein.

PLAYBOY: Diese kurze Zeit würde Ihnen vom Text und den Noten her genügen?

KOLLO: Ja, so etwas hat man drauf.

PLAYBOY: Sie sagen also nicht: „Da muß ich jetzt noch mindestens drei Tage ‚mi-mi-mi' machen"?

KOLLO: Ich „mi-mi-mi-e" nicht, ich „fü-fü-fü-e". Das ist eine sehr gute Sache, weil das ü einen sehr gut nach vorne bringt.

PLAYBOY: Ein ü kann man doch gar nicht richtig schreien?

KOLLO: Sie müssen auch nicht schreien, denn Sie singen ja, Sie sind ja kein Schreier, Sie sind Sänger. Obwohl der Peter Schreier ein guter Sänger ist. Man macht diese Übung, um die Stimme nach vorne zu bekommen, also die Resonanzräume vorne zu erschließen. Früher hat man das mit „mi-mi-mi" gemacht, das geht auch. Ich mach's lieber auf „fü-fü-fü".

PLAYBOY: Aber zurück zur Frage – wie viele Opern haben Sie drauf?

KOLLO: Vielleicht 20. Davon singe ich meistens acht bis zehn, und den Rest habe ich auf Abruf, wenn mal was ist.

PLAYBOY: Was sind denn die ganz vordergründigen Vorteile, die man als Opernstar hat?

KOLLO: Das fängt damit an, daß Sie bei einem Flug anders abgefertigt werden.



Wega Video 35. Wega Color 3071

WEGA – GUT IN FORM.

Wega ist für die bevorstehenden Weltmeisterschaften gut gerüstet: mit Farbfernsehgeräten und Videorecordern, die nicht nur mit exzellenter Technik aufwarten, sondern auch mit hervorragender Form.

Damit Sie sich davon selbst ein Bild machen können, verlost Wega anläßlich der WM 10 Videorecorder Video 35.

Die Preisfrage: Wie viele Tore fallen im Endspiel? Wenn Sie teilnehmen wollen, schneiden Sie einfach den Coupon aus, kleben ihn auf eine Postkarte und senden so Ihre Antwort an Wega Elektronik GmbH, Köhlstraße 10, 5000 Köln 30.

Teilnahmeberechtigt ist jedermann mit Ausnahme der Wega Mitarbeiter und ihrer Angehörigen. Alle richtigen Einsendungen kommen in die Auslosung, die unter juristischer Aufsicht stattfindet. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Einsendeschluß ist der 10.6.82. (Datum des Poststempels).

Teilnahmekarten erhalten Sie auch bei Ihrem Fachhändler oder direkt bei Wega.

Coupon

Im Fußball-WM-Endspiel 1982 fallen _____ Tore.

Name ____________________

Straße ____________________

Ort (PLZ) ____________________

WEGA

Wega Elektronik GmbH,
Kohlstraße 10, 5000 Köln 30

Oder wenn ich in irgendeinem Restaurant anrufe, und es ist kein Tisch mehr frei, kriege ich noch einen, weil ich sage: „Mein Name ist Kollo."

PLAYBOY: Das heißt, ein Opernstar hat den gleichen Status wie ein bekannter Fußballer?

KOLLO: Umgekehrt. Fußballer können nur für eine relativ kurze Zeit Starruhm genießen. Wie viele Jahre haben die? Zehn Jahre? Mario del Monaco war 25 Jahre lang Spitze, und ich glaube, daß Tenöre, auch wenn sie nicht mehr singen, ihren großen Namen behalten. Mir werden sie in 20 Jahren wahrscheinlich immer noch einen Tisch geben.

PLAYBOY: Können Sie eigentlich manchmal nachts nicht schlafen, weil Sie daliegen, schweißgebadet, und Angst um Ihre Stimme haben?

KOLLO: Selbstverständlich, das ist mir oft passiert, aber mehr in der Aufbauphase. Denn wenn man so ziemlich bei Null anfängt, dann ist das auch eine finanzielle Angelegenheit, und da kommen natürlich die Nächte, in denen man denkt: „Mein Gott, vielleicht ist morgen schon Schluß! Was mache ich dann?"

PLAYBOY: Haben sich die Komponisten überhaupt je überlegt, ob sie Sänger überfordern?

KOLLO: Sehr selten. Kaum. Die haben einfach munter drauflos geschrieben, und Wagner hat ja selber gesagt, es müßte überhaupt erst eine neue Generation von Sängern geschaffen werden, um seine Werke zu interpretieren.

PLAYBOY: Ziemlich anmaßend, oder?

KOLLO: Ja. Aber das war typisch fürs 19. Jahrhundert und seine Begriffe von der Höchstleistung eines Menschen. Es gab keine Grenzen, sondern es mußte das Höchste an Denken, an Form, an Machbarem sein. Dieser Standpunkt ist insofern berechtigt gewesen, weil man ja sieht, daß es machbar ist. *Tristan* zum Beispiel – in München sollte er uraufgeführt werden – ist nach über 90 Orchesterproben als nicht spielbar abgesetzt worden. Heute macht man sechs oder sieben Orchesterproben, und alles läuft perfekt. Aber natürlich sind diese Sachen alle weit an der Grenze. Der einzige, der für Tenöre phantastisch geschrieben hat, war Puccini. Verdi auch. Er ist zwar nicht einfach, weil er wie eine Wildsau drauflos geschrieben hat, aber schön. Puccini geht dagegen von alleine – da brauchen Sie bloß das Maul aufzumachen, und es fließt raus.

PLAYBOY: Was halten Sie von den modernen Komponisten?

KOLLO: Die schreiben nicht mal für die Instrumente verständlich. Nur Käse.

PLAYBOY: Ihre eigene Leistung ist doch eigentlich nicht meßbar, weil es eine reine Geschmacksfrage ist.

KOLLO: Aber natürlich ist sie meßbar.

PLAYBOY: Ohne Weiten, Höhen und Sekunden?

KOLLO: Die Höhe mit Sicherheit. Das ist bei uns wie im Sport. Wenn ich zum Beispiel kein lupenreines B mehr singen kann – das hohe C braucht man nicht –, dann sind ganze Partien für mich gestorben.

PLAYBOY: Können Sie nicht ein bißchen schummeln?

KOLLO: Nein. Das geht nicht. Natürlich kann man gewisse Arien runtertransponieren, was man im italienischen Fach macht, etwa in *La Bohème* die C-Arie auf B herunterholen. Das ist auch berechtigt, weil die Stimmung der Instrumente innerhalb der letzten 60 bis 80 Jahre mindestens einen Ton höher geworden ist. Insofern singen Domingo und Pavarotti C-Partien in B, und das fällt überhaupt nicht auf, das merkt kein Mensch.

PLAYBOY: Aber ein gutes B müssen Sie haben?

KOLLO: Ja. Und wenn ich das nicht habe, dann kann ich zwar immer noch andere Partien singen, aber vom Top-Level bin ich weg.

PLAYBOY: Wie fühlen Sie sich eigentlich, wenn Sie in voller Montur auf Ihren ersten Auftritt des Abends warten?

KOLLO: Dann scheiß' ich mir in die Hosen.

PLAYBOY: Das wird mit der Routine nicht besser?

KOLLO: Nein. Gut, vielleicht wenn man sieht, daß es einigermaßen läuft, alles in Ordnung ist. Ich bin immer drei Stunden vorher im Haus und singe mich langsam ein. Dann sieht man nach einer Stunde: Aha, alles klar. Aber es gibt auch Tage, wo man merkt: Mein Gott, die Stimmbänder sind verdreckt.

PLAYBOY: Das kann man so sagen wie bei einem Vergaser?

KOLLO: Man merkt, ob die Stimmbänder rauh, ob die Ränder rot sind. Das merkt man beim Singen. Wenn die Stimmbänder in Ordnung sind, dann schließen sie genau, dann geht keine Luft durch. Aber wenn sie aufgerauht sind . . .

PLAYBOY: Wovor genau haben Sie dann Angst?

KOLLO: Das sind alles Hochleistungspartien. Wenn ich zum Beispiel den *Tristan* anfange, weiß ich nie, ob ich auch das Ende erlebe.

PLAYBOY: Wie meinen Sie das?

KOLLO: Was glauben Sie, wie viele *Tristan*-Vorstellungen es schon gegeben hat, bei denen nichts mehr kam? Nicht bei mir, aber bei vielen Sängern. Null. Kein Ton mehr. Dann wird gesagt, der Sänger sei indisponiert, und die Vorstellung geht ohne „Tristan" weiter. Das hört sich so leicht an, aber wenn Sie singen und Sie merken, daß Sie immer trockener werden, immer heiserer, daß die Stimmbänder immer weniger mitmachen – mein Gott!

PLAYBOY: Das klingt wie eine Lotterie.

KOLLO: Ja, das ist es auch. Wenn Sie alte Wagnerianer hören, die so um die 80 sind, die sagen Ihnen, daß sie bei jeder Vorstellung dringesessen sind und nicht gewußt haben, ob sie den dritten Akt erleben werden. Das sind Partien, die weit über das zumutbare menschliche Maß an physiologisch Machbarem geschrieben sind. Am Ende von *Tristan* liege ich auf der Erde und warte eigentlich nur noch auf den Herzinfarkt. Ich liege da und denke manchmal: Wenn du jetzt wirklich tot wärst, dann wäre das kein Wunder. Ich bin vollkommen ausgezogen und fertig.

PLAYBOY: Ist denn die Tonfolge so schwer?

KOLLO: Die Tonfolge, die Menge, die Sie zu singen haben. In *La Bohème* ist die ganze Tenorpartie ungefähr so viel, wie ein bißchen mehr als die Hälfte des ersten *Siegfried*-Aktes.

PLAYBOY: Und *Tristan* ist noch schwerer?

KOLLO: Ja. Höher geschrieben vor allen Dingen, anstrengender zu singen. Der *Tristan* ist die rabiateste Partie, die es gibt.

PLAYBOY: Wie lange sind Ihre Stimmbänder nach solch einer großen Partie angegriffen?

KOLLO: Zwei bis drei Tage. Da sollte man möglichst die Schnauze halten. Dann regeneriert sich das wieder.

PLAYBOY: Heißt „Schnauze halten" möglichst wenig reden?

KOLLO: Keinen Ton, überhaupt nichts. Reden ist für die Stimme das Schlechteste, was es überhaupt gibt.

PLAYBOY: Singen ist besser als reden?

KOLLO: Richtig singen, ja. Wenn ich eine große Partie zu singen habe, ist schon am Abend vorher Schluß mit dem Reden.

PLAYBOY: Wenn Ihnen das leichter fällt, können Sie Ihre Antworten auch singen.

KOLLO: Das ist dann eine Frage der Gage.

PLAYBOY: Dann bleiben wir beim Reden. Woran liegt das eigentlich, daß Leute, die schön singen, so faszinierend sind?

KOLLO: Das hat wohl etwas mit der männlichen hohen Stimme zu tun. Sie hat irgendwelche Schwingungen, die den Damen auf den richtigen Körperteil geht. So etwas muß es sein. Nun ist aber auch eine Tenorstimme die schönste Form des menschlichen Singens.

PLAYBOY: Gibt es so etwas wie Tenor-Groupies?

KOLLO: Ja, absolut, Gott sei Dank. Das hat sogar Geschichte, denn früher waren die Tenöre in der Unterhaltungsbranche das, was heute Sinatra und all die anderen sind. Es gab ja nur Oper und Operette. Die Typen von Mädchen und Frauen, die Richard Tauber nachliefen, laufen heute einem Popsänger nach. Es gibt zudem wenig Nachwuchs in der klassischen Sparte, bei dem die Leute merken, daß da vielleicht auch eine eigene Persönlichkeit da ist.

PLAYBOY: Fehlt das Charisma?

KOLLO: Das fehlt am meisten. Das fehlt


PLAYER'S PROFILE
NAME: Theo van N.
ALTER: 35 Jahre
HOBBY: Judo und Wasserski
LIEBLINGSLEKTÜRE: Bücher über Oldtimer
LIEBLINGSMUSIK: Modern Jazz
LEIDENSCHAFT: Rennpferde und Pferdestärken
ABNEIGUNG: Langweilige Stehparties und Leute, die nicht wirklich lachen können
SCHWÄCHEN: Mailand – San Remo im Cabrio
TRAUM: Irgendwo in einer Scheune einen verstaubten, aber intakten „Bugatti Atalante“ entdecken
MOTTO: Immer souverän bleiben
CIGARETTE: John Player Special
JPS
John Player Special
FILTER
Geschmack mit Profil. John Player Special.
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,7 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

am ganzen Theater, nicht nur bei der Oper. Das wurde in den letzten 20 Jahren sozialistisch abgewirtschaftet, weil man glaubte, es gäbe keine Stars, sondern nur Arschlöcher, die alle gleich sind. Das ist natürlich der größte Irrtum aller Zeiten gewesen, denn in jeder Branche gibt es Stars, gibt es Leute, die mehr machen, die es besser können, die mehr gelesen haben, die witziger sind„ die mehr Ausstrahlung haben. Es wäre ja grauenhaft, wenn wir nun jeden auf das gleiche Niveau runterziehen wollten. Das würde ich mir ungeheuer verbitten. Dazu glaube ich, doch ein bißchen mehr gelesen, mich mit mehr Dingen beschäftigt zu haben, als mancher andere.

PLAYBOY: Diskutieren Sie oft mit Frauen?

KOLLO: Haben Sie schon mal eine Frau durch Diskussion geändert?

PLAYBOY: Aber Sie mögen Frauen?

KOLLO: Im Einzelfall, ja.

PLAYBOY: Brauchen Sie eine Frau, oder sind Sie alleine glücklicher?

KOLLO: Das ist sehr schwer zu beantworten. Ich bin eigentlich früher sehr alleine gewesen, auch gern alleine gewesen, aber jetzt immer weniger – je älter ich werde. Ich würde sagen, zu meinem Leben gehört eine Frau, mit einem kleinen Zweifel hintendran.

PLAYBOY: Haben Sie sich schon einmal die Mädchen in einer Peep-Show angesehen?

KOLLO: Ja, mit einem Kollegen von der Berliner Oper.

PLAYBOY: Und warum?

KOLLO: Jeder muß doch mal gesehen haben, wo es da peept, und bei wem es peept.

PLAYBOY: Sagen Sie doch mal was über die Berufs-Bayreuther. Sind die wirklich so schlimm?

KOLLO: Das Publikum ist unterschiedlich. Es gibt sehr, sehr viel Jugend, wahnsinnig viele Franzosen, Engländer, Holländer und natürlich Deutsche. Wenn das alles Faschisten wären, müßte die Hälfte dieser Faschisten Ausländer sein.

PLAYBOY: Ein fachkundiges Publikum?

KOLLO: Jein. Manches wird bejubelt, wo ich nur staunen kann. Auf der anderen Seite, bei Patrice Chéreau, dieser einheitliche Protest am Anfang, der war natürlich unheimlich verblödet. Da zweifelt man dann wirklich an vielem. Das hat sich aber mit der Zeit gelegt, und nach drei Jahren haben sie nur noch gejubelt, weil keiner so verkackt sein wollte, so unmodern, daß er Chéreau nicht begreift, obwohl er seine Inszenierungen immer noch nicht schön findet. Aber er muß jetzt mit den Wölfen heulen, weil alle Kritiken gut waren. Es gibt in Bayreuth zweifellos Leute, die das Werk kennen, es gibt aber auch viele, die nicht mehr wissen, was Wieland Wagner gemacht hat, die keine Vergleiche mehr ziehen können, und heute vieles bejubeln, was für damalige Verhältnisse einfach indiskutabel gewesen wäre. Heute gehen pro Jahr 600 000 Kartenwünsche ein und 40 000 können erfüllt werden. Sie können in Bayreuth *Das weiße Rössl* bringen und sind ausverkauft.

PLAYBOY: Also sinkt die Qualität in Bayreuth?

KOLLO: Nicht nur in Bayreuth, insgesamt sinkt die Qualität ungeheuer. Manchmal kann man direkt zugucken, wie sie sinkt, und dann trotzdem bejubelt wird.

PLAYBOY: Gehen Sie doch mal ins Detail.

KOLLO: Die Qualität des gesamten Theaters ist heute auf einem Niveau, wo es gar kein richtiges Theater mehr sein muß. Da muß einfach nur der Vorhang aufgehen, es muß irgendwas rumstehen, zweieinhalb Stunden lang, und ein paar Leute laufen durch die Gegend und singen. Es fehlt das Feuer, das es früher gegeben hat.

PLAYBOY: Ist es wichtig, gut auszusehen?

KOLLO: Ja, leider – bei vielen Intendanten und bei vielen anderen Leuten, die Oper machen. Ich halte das für vollkommenen Quatsch. Ich glaube, daß das Unprofessionelle, das sich auch bei den Intendanzen in Deutschland breitmacht – Leute, die von Musik keine Ahnung haben –, versucht, Oper im Wettstreit mit dem Schauspiel zu machen. Und jeder Opernsänger muß mindestens so aussehen wie . . .

PLAYBOY: Ihr Kollege Peter Hofmann?

KOLLO: Es ist die Frage, ob das ein schönes Aussehen ist. Na gut. Ich möchte da nicht drauf eingehen, das ist nicht mein Bier. Lange Haare machen für mich noch kein schönes Aussehen. Gut, wenn jemand schlank und blond ist, lange Haare hat, dann denken schon mal viele Intendanten: „Der ist ja ganz toll.“ Und wenn einer ein bißchen dicker geraten ist und nicht so schön aussieht, dann ist er schon in der B-Mannschaft, obwohl er stimmlich eigentlich in der A-Mannschaft sein müßte.

PLAYBOY: Kann es sein, daß das alles mit dem Subventions-Theater zu tun hat?

KOLLO: Ja, absolut, selbstverständlich. Das ist gar keine Frage, das ist völlig klar – mit subventionierten Chören, mit Gewerkschaften, mit diesem ganzen Subventionszeug ist das auf der einen Seite wunderschön, weil die deutschen Theater die einzigen der Welt sind, die ausprobieren können. Die auch mal eine schlechte Inszenierung haben können, ohne daß sie pleite gehen. Aber auf der anderen Seite haben wir dadurch eine idiotische, unkünstlerische Situation geschaffen. Man braucht nicht mehr beteiligt zu sein, schlurft morgens um zehn Uhr rein und wartet auf die nächste Pause, weil weder von unten noch von oben etwas kommt, was einen reizt. Das ist absoluter Kultursozialismus und eigentlich das Ende jeder künstlerischen Betätigung. Die Subventionen gehen heute durch die Hände von Leuten, die keinen blassen Dunst haben.

PLAYBOY: Ausnahmslos?

KOLLO: Es gibt ein paar Ausnahmen, aber die meisten sind ungeheuer anstrengend, weil sie so langweilig sind. Nichts ist nervenzerfetzender, als sich den ganzen Tag auf der Bühne zu langweilen.

PLAYBOY: War das auch so bei Ihrem Zusammenstoß mit Giorgio Strehler?

KOLLO: In Mailand bei Strehler bin ich so weit gewesen, daß ich überhaupt keine Oper mehr machen wollte, sondern nur noch Liederabende.

PLAYBOY: So langweilig?

KOLLO: Strehler war zwölf Tage da, dann hat er erklärt, mit uns nicht arbeiten zu können, nachdem er *Lohengrin* als faschistisches Stück gemacht hat. Es traten nur SS-Truppen auf, Fahnen wurden geschwenkt, der König sollte wie Göring hereinkommen. Mit dem eigentlichen Stück hatte das nichts zu tun.

PLAYBOY: Und?

KOLLO: Ich habe das nicht geschluckt, und deswegen hatten wir Krach.

PLAYBOY: Und dann kam Strehler gar nicht mehr?

KOLLO: Er führte mir irgend etwas vor und erwartete nun, daß ich ihm um den Hals falle und ihn abküsse wegen seiner Genialität. Aber ich stand nur fassungslos vis-à-vis und habe gedacht: „Das darf nicht wahr sein! So falsch kann man ein Stück doch nicht interpretieren oder verstehen!“ Da gab's Krach, und die nächsten 14 Tage war Herr Strehler überhaupt nicht mehr vorhanden und schrieb in jeder Zeitung, er distanziere sich von dieser Inszenierung. Was ihn aber nicht hinderte, nach dem zweiten oder dritten Akt – nachdem er gesehen hatte, daß das Stück gut ankam – rauszugehen und sich zu verbeugen. Es war zum Kotzen.

PLAYBOY: Warum kommen solche Regisseure hoch?

KOLLO: Wahrscheinlich, weil Unbildung Unbildung fördert. Es ist ja klar – wenn jemand auf einem Posten sitzt, etwas zu sagen hat, aber nichts auf dem Kasten, dann wird er sich natürlich nicht gute Leute holen, weil er ja gar nicht begreift, was die erzählen. Sondern er wird sich die Leute holen, die vom Wissensstand auf seinem Niveau sind. Das ist ja der Untergang. Es gibt nur noch Nachmacher. Wir leben in einem Zeitalter der Verblödung; es ist vielleicht das phantasieloseste Zeitalter der Menschheitsgeschichte. Und das ist für Kunst und Oper völlig idiotisch.

PLAYBOY: Aber in diesen subventionierten Häusern dieser schlimmen Menschen sind Sie wohlhabend geworden.

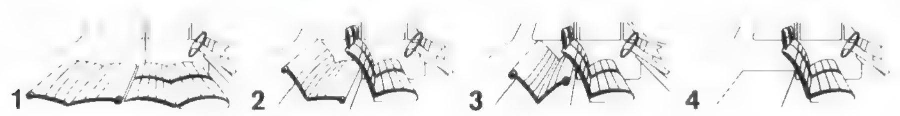
KOLLO: Ich habe auch an der Met gesungen, und die Met ist nicht subventioniert, sondern bekommt ihr Geld von Förderern,



Es kam der Abend, wo er ihr zeigen wollte, womit sein Vater jede Menge Kies machte. Sie jedoch wollte endlich wissen, wie die umklappbare Rückbank funktioniert.

Fiat Panda. Die tolle Kiste.

Vorder- und Rücksitzlehnen umgeklappt: das Doppelbett (1). Alle Sitze, als wäre nichts gewesen: der Fünfsitzer (2). Rückbank V-förmig: die Kinderwiege (3). Rückbank raus: der Lastwagen, 1088 Liter Laderaum (4). Stoffbezüge, Teppichboden, 3 große Ablagefächer. Auch außen praktisch: Kunststoffschutzschilde, Flankenschutz, 6 Jahre Gewährleistung gegen Durchrostungsschäden. Verbundglas-Frontscheibe, heizbare Heckscheibe. Im Fiat Panda 45: 33 kW/45 PS-Motor, Spitze ca. 140 km/h. Genügsam: 5,8/7,5/8,4 Liter Super bei 90/120 km/h/Stadtverkehr (Vergleichswerte nach DIN 70030-1). Damit auch Leute ohne Kies ihren Spaß haben.





genau wie Bayreuth. Da habe ich meine Gage erhalten wie in jedem subventionierten Haus. Außerdem hat das mit Subventionen überhaupt nichts zu tun. Denn der gesamte Sängeretat – Chor, Solisten, Stars – beträgt an jedem Opernhaus etwa sechs Prozent der Ausgaben. Das, was da dranhängt und immer aufgeblasener wird – Technik und Blabla –, das sind die restlichen 94 Prozent. Also kann man nicht einmal den Sängern mit der höchsten Gage vorwerfen, Steuergelder zu verbrauchen.

PLAYBOY: Noch mal zurück auf das Aussehen. Gerade unter den Sängerinnen gibt es gewaltige Monster. Würden Sie als Partner die nicht gerne etwas dünner sehen?

KOLLO: Mir ist das vollkommen Wurscht, weil ich zum Beispiel die Birgit Nilsson in ihrer Glanzzeit als „Isolde" gehört habe, und ich fand sie großartig, auch wenn sie viermal so dick gewesen wäre.

PLAYBOY: Nehmen Sie denn nicht lieber eine Frau wie Julia Migenes in die Arme?

KOLLO: Selbstverständlich, aber wenn ich als Zuhörer unten sitze, das Orchester fängt an, ich mache die Ohren auf und höre nichts, dann ist das zwar entzückend anzusehen, nur brauche ich nicht in die Oper zu gehen. Oper ist kein Dressman-Kurs und auch kein Schauspielkurs.

PLAYBOY: Aber die Intendanten verlangen gutes Aussehen?

KOLLO: Da sind eben Leute tätig, die keine Ahnung haben und glauben, sie müßten die schönsten, schlanksten, tollsten Sänger auf die Bühne stellen. Ob die singen können und wie die singen, das können sie meist gar nicht beurteilen. Wenn heute jemand toll aussieht, ist es vollkommen Wurscht, wie er die Partie singt. Und wenn er sie mit Ach und Krach über die Bühne zerrt. Über „singen" reden die Chefs der Opernhäuser nicht mehr. Es wird nur noch von „schön aussehen" geredet bei Intendanten und Regisseuren. Es ist ein Fimmel geworden, der das Metier Oper natürlich kaputtmacht.

PLAYBOY: Übernimmt nicht manchmal die Popmusik die Rolle der Klassik, indem sie sich ihr annähert?

KOLLO: Ja. Weil auch denen nichts mehr einfällt. Was den Beatles an Ursprünglichkeit eingefallen ist, in ihrer Melodik, in ihrer Art zu singen, zu arrangieren – seitdem ist da nichts mehr gewesen. Und heute versuchen sie es im Klassikbereich mit irrsinnigem Brimborium, weil ihnen nichts einfällt.

PLAYBOY: Schreiben Sie Musik?

KOLLO: Nein.

PLAYBOY: Sie kommen aber doch aus einer Komponistenfamilie?

KOLLO: Ja, aber ich habe im Moment sowieso keine Zeit. Vielleicht werde ich mich später mal, wenn ich viel, viel Zeit habe, ein bißchen mehr reinknien.

PLAYBOY: In die Unterhaltungsmusik?

KOLLO: Ich bin kein Beethoven. Ich habe mal für die Fernsehlotterie so 'n Lied geschrieben. Keine große Geschichte. Da muß man bloß einen Einfall haben. Das würde ich nicht wirklich Komponieren nennen.

PLAYBOY: Könnten Sie von den Tantiemen leben, ohne einen Ton zu singen?

KOLLO: Von welchen Tantiemen?

PLAYBOY: Papa, Großpapa?

KOLLO: Erstens lebt mein Vater noch, und zweitens sehen wir uns nur vor Gericht. Also davon werde ich keinen Pfennig haben. Alles, was ich bin, habe ich mir zu verdanken. Ich habe von zu Hause keinen Pfennig bekommen.

PLAYBOY: Ihr Vater müßte doch eigentlich stolz auf Sie sein.

KOLLO: Er ist leider das Gegenteil.

PLAYBOY: Wieso?

KOLLO: Das liegt vielleicht an der Schizophrenie von Künstlerfamilien. Nehmen Sie nur die Familie Johann Strauß – Vater und Sohn –, da war das ungefähr gleich. Da kommt so eine dumme, künstlerische Eifersucht hinein.

PLAYBOY: Obwohl Sie kein direkter Konkurrent sind?

KOLLO: Ich verstehe das auch nicht, aber ich habe keine Möglichkeit, es zu ändern. Und jetzt ist es wahrscheinlich auch schon zu spät. Mein Vater ist 76. Da ist nicht mehr viel umzudrehen im Kopf.

PLAYBOY: Ist eigentlich Ihr Krach mit Karajan ausgestanden?

KOLLO: Das war eine ganz blöde Geschichte. Er war krank – kurz vor oder kurz nach seiner Bandscheiben-Operation –, und ich war auch krank, hatte eine Angina, die nicht wegging, und fuhr dauernd mit dem Zug von Salzburg nach Wien zu meinem Arzt. Das sind hin und zurück immer vier Stunden. Karajan glaubte, ich mache Theater, es bauten sich Betonwände zwischen uns auf, die nicht mehr zu durchdringen waren – aber wir haben uns längst wieder vertragen und gerade den *Lohengrin* fertiggestellt, den wir damals liegengelassen haben.

PLAYBOY: War das die klassische Geschichte von den beiden Stars, die zu groß geworden sind, um miteinander auszukommen?

KOLLO: Überhaupt nicht, nein. Ich glaube, daß ich etwas sensibel bin in dem, was ich will, und er ist genauso sensibel in dem, was er will. Und da gibt's halt ab und zu Krach. Aber wenn Karajan dirigiert, gibt es keine Stargeschichten, sondern nur die Musik und das Stück, das auf die Bühne kommt. Aber es gibt natürlich unterschiedliche Meinungen. Ich habe über manches eine unterschiedliche Meinung – gerade über das, was Karajan im Regiefach gemacht hat. Man muß nicht jede Oper kaputtmachen oder beweisen wollen, daß das, was der Komponist und der Textdichter gedacht haben, vollkommen schwachsinnig war.

PLAYBOY: Ein Beispiel?

KOLLO: Na, wenn man in Frankfurt die *Aida* als Klofrau rauskommen läßt, dann frage ich mich, womit diese Frechheit, die von der Presse zum Teil hochgelobt wurde, eigentlich begründet wird.

PLAYBOY: Wenn ich an Ihre Vorwürfe von vorhin denke, zeugt dann nicht *Aida* als Klofrau von einer ungeheuren Phantasie?

KOLLO: Ungeheure Phantasie, ungeheuer, das ist das richtige Wort. Nicht mehr wissen, was man überhaupt noch machen soll, aber trotzdem etwas tun, weil man glaubt, immer was Neues bringen zu müssen. Das ist Sackgassen-Phantasie. Ich kenne so einen Regiefall. Ein junger Regisseur macht ein Stück, und eine Woche, bevor er zu den Proben fährt, treffe ich ihn, und er fragt mich: „Können Sie mir sagen, was ich da machen soll?" So was wußte der eine Woche vorher nicht! Und so ist es auch geworden – ein Desaster!

PLAYBOY: Ist es nicht so, daß ein Intendant einen Regisseur, den er gastieren läßt, fragt, was er sich denn so vorstelle?

KOLLO: Der Regisseur hatte irgendwas gemacht, und damit war er angekommen. Man redete über ihn. Und dann fragte der Intendant: „Haben Sie nicht Lust, mal was bei mir zu machen?" – „Aber Sie haben doch ein Opernhaus", sagte der Regisseur. „Ach so, ja, wissen Sie, Oper wird ja dreimal so gut bezahlt wie Theater, da fällt Ihnen schon was ein." Und schon geht's los.

PLAYBOY: Wieviel bekam der Regisseur für das Desaster?

KOLLO: Für eine Operninszenierung kassiert ein Theaterregisseur zwischen 15 000 und 40 000 Mark.

PLAYBOY: Haben die Kritiker, die so einen Dilettanten hochjubeln, Mitschuld?

KOLLO: Man weiß doch gar nicht mehr, was professionell ist. Dazu kommt in den letzten Jahren eine ungeheure Politisierung. Der ist links, der ist rechts. Jetzt kommt ein junger Regisseur, macht irgendwo an einem linken Haus ein Stück, und das wird dann von allen Linken ganz toll besprochen. Das hat sich in den letzten zehn bis zwölf Jahren so hochgeschaukelt. Und jetzt stehen wir vor einem ziemlichen Scherbenhaufen, weil es überhaupt keinen mehr gibt, der Theater machen kann. Und die, die es noch könnten, werden angepöbelt. Politisch, natürlich. Rudolf Noelte zum Beispiel. Okay, der ist rechts – aber warum soll er nicht rechts sein? Das ist ja seine Sache. Aber weil er das mal gesagt hat, wird er von der linken Presse fertiggemacht.

Für das Theater und für die künstlerischen Berufe ist politische Verketzerung das Allerletzte.



EINE SCHLANGE FÜR DEN BOSS

Nur ein Sadist konnte so perfekt quälen. Der Fremde ertrug die Demütigungen in ohnmächtiger Wut. Doch in ihm reifte ein teuflischer Plan – Erzählung von **FREDERICK FORSYTH**

McQueen saß hinter seinem Schreibtisch und musterte skeptisch den neuen Bewerber. So einen hatte er noch nie gehabt. Aber McQueen war kein Unmensch. Wenn der Neue das Geld brauchte und arbeitswillig war, dann war McQueen bereit, ihm eine Chance zu geben.

„Bei diesem Job wird schnell ein- und ausgestiegen. Keine Fragen, keine Schikanen. Sie arbeiten brutto für netto. Wissen Sie, wie das geht?" fragte er.

„Nein, Mr. McQueen."

„Das bedeutet, Sie werden gut bezahlt, aber Sie kriegen's auf die Hand. Kein Papierkram. Kapiert?"

Also: keine Lohnsteuer und kein Krankenkassenbeitrag. Die Parole war, schnelles Geld für alle und einen Löwenanteil für McQueen.

Der Neue nickte, ja, er habe kapiert.

„Also Medizinstudent sind Sie, am Royal Victoria? Und haben jetzt Sommerferien?"

Wieder ein Nicken. Offensichtlich gehörte der Bewerber zu jenen Studenten, die sich zu ihrem Monatswechsel etwas hinzuverdienen mußten. McQueen war Selfmademan. In seinem schäbigen Büro in Bangor stellte er Schwarzarbeiter für seine Abbruchfirma ein. Er wäre der letzte, einen solchen Kandidaten, ganz gleich wie er aussah, abzuwimmeln.

„All right", sagte er. „Suchen Sie sich ein Quartier hier

ILLUSTRATION: BRAD HOLLAND



in Bangor. Wir arbeiten von sieben Uhr morgens bis Sonnenuntergang. Akkordarbeit, schwer, aber gut bezahlt. Und in puncto Behörden: Klappe halten, sonst ist Feierabend, okay?"

„Ja, Sir. Bitte, wann fange ich an, und wo?"

„Der Lastwagen holt die Mannschaft jeden Morgen um halb sieben am Bahnhof ab. Kommen Sie Montag früh. Der Vorarbeiter ist Big Billie Cameron. Ich sag' ihm, daß Sie kommen."

„Ja, Mr. McQueen." Der Mann drehte sich um und ging zur Tür.

„Moment noch", sagte McQueen. „Wie heißen Sie?"

„Harkishan Ram Lal", antwortete der Student.

McQueen sah den Bleistift an, die Liste auf dem Schreibtisch und dann den Studenten. „Wir führen Sie unter Ram", sagte er und schrieb den Namen hin.

Der Student ging hinaus in die strahlende Julisonne der Stadt Bangor, die an der Nordküste der Grafschaft Down in Nordirland liegt.

Am Samstag abend hatte er endlich ein billiges Quartier in einer schäbigen Pension in der Railway View Street gefunden. Es war nicht weit bis zum Hauptbahnhof, von wo der Werkslaster abfahren würde.

Am Montag morgen um Viertel vor sechs klingelte sein Wecker. Kurz nach sechs war er am Bahnhof. Er fand eine Kneipe, die geöffnet hatte, und trank zwei Tassen Tee. Sein Frühstück. Um Viertel nach sechs kam ein Mann des Bautrupps mit einem klapprigen Lastwagen angefahren, ein Dutzend Arbeiter sammelte sich in der Nähe. Harkishan Ram Lal wußte nicht, ob er zu ihnen hingehen und sich vorstellen oder in einiger Entfernung warten sollte. Er wartete.

Um fünf vor halb sieben erschien der Vorarbeiter. Er hielt McQueens Liste in der Hand und warf einen Blick auf die Männer. Der Inder ging auf ihn zu.

„Bist du der Nigger, den McQueen angeheuert hat?" fragte der Vorarbeiter.

Ram Lal fuhr zusammen. „Ich heiße Harkishan Ram Lal", sagte er.

Big Billie Cameron maß einen Meter neunzig. Er starrte auf den schmalen und drahtigen Inder hinunter, und es war allen klar, daß ihm der Neue nicht paßte.

„Los, rein in den Scheißkarren", befahl er schließlich.

Ram Lal saß hinten an der Ladeklappe neben einem kleinen lederharten Mann mit hellen blauen Augen, der Tommy Burns hieß, wie er sagte.

„Wo bist 'n her?" wollte er wissen.

„Aus Indien", sagte Ram Lal. „Aus dem Pandschab."

Burns schwieg eine Weile. „Protestant oder Katholik?" fragte er schließlich.

„Keines von beiden", antwortete ihm Ram Lal und lächelte. „Ich bin Hindu."

„Was, du bist überhaupt kein Christ?" rief Burns verblüfft.

Big Billie Cameron drehte sich um. „Aha", knurrte er, „ein Heide."

Das Lächeln schwand aus Ram Lals Gesicht. Inzwischen ratterten sie über die Autostraße in Richtung Newtownards. Nach einer Weile fing Burns an, ihn mit den anderen bekanntzumachen. Die Männer schienen recht freundlich zu sein und nickten ihm zu.

„Hast du keine Frühstücksbrote dabei, Junge?" fragte ein älterer Mann, der Patterson hieß.

„Nein", antwortete Ram Lal. „So früh konnte ich meine Wirtin nicht bitten, mir was zurechtzumachen."

„Aber mittags brauchst du was", meinte Burns, „jawohl, und zum Frühstück auch. Wir machen uns immer ein Feuer und kochen Tee."

„Ich kaufe noch heute eine Blechschachtel für die Brote und bringe mir morgen etwas mit", sagte Ram Lal.

Burns blickte auf die leichten Stiefel mit Gummisohlen, die der Inder trug. „Hast du so eine Arbeit noch nie gemacht?" fragte er.

Ram Lal schüttelte den Kopf.

„Du brauchst ein Paar schwere Stiefel. Wegen der Füße, verstehst du."

Ram Lal versprach, daß er sich auch schwere Militärstiefel kaufen würde, wenn er am Abend noch einen offenen Laden fände. Newtownards lag jetzt hinter ihnen. Der Laster war hinter Comber nach Nordwesten eingeschwenkt und einen Feldweg entlanggerumpelt, bis sie schließlich das abbruchreife Gebäude sehen konnten. Es war einmal eine Whiskybrennerei gewesen, eine von zweien in dieser Gegend, die früher guten irischen Whisky destilliert hatten und nun schon seit Jahren stillgelegt waren.

„So, Leute", schrie Big Billie, während der Lastwagen wendete, um wieder nach Bangor zurückzufahren. „Das hier ist es. Wir fangen mit den Dachziegeln an. Ihr wißt, wie's geht."

Die Männer standen neben dem abgeladenen Werkzeug, einer Menge riesiger Vorschlaghämmer, fast zwei Meter langen Brechstangen, Nagelklauen mit gebogenen und gespaltenen Spitzen zum Herausziehen von Nägeln, Breitäxten und verschiedenen Sägen. Ein paar Gurte mit Karabinerhaken und hundert Meter Seil sollten für die Sicherheit der Leute sorgen. Ram Lal blickte an dem Gebäude hoch und schluckte. Es hatte vier Stockwerke, und er haßte Höhen. Nicht einmal Gerüste gab es. Auch die waren dem Unternehmer McQueen zu teuer.

Die Männer waren aneinandergeseilt. Wenn einer den Halt verlor, sollte der nächste ihn auffangen. Wo die Dachziegel verschwanden, gähnten bald große Lücken im Sparrenwerk, und darunter konnte man den Fußboden des Malzspeichers erkennen.

Um zehn stiegen sie die wackligen Innentreppen hinunter, kochten einen Kessel Tee und frühstückten auf einer Wiese. Ram Lal aß nichts.

Um zwei Uhr war Mittagspause. Die Männer bissen in ihre dick belegten Klappstullen, Ram Lal blickte auf seine Hände. Sie waren an mehreren Stellen aufgeschürft und bluteten. Seine Muskeln schmerzten, und er war sehr hungrig.

Tommy Burns bot ihm ein Brot aus seiner Dose an. „Hast du denn keiner Hunger, Ram?"

„Was machst du da?" fragte der Vorarbeiter Big Billie, der Tommy gegenüber saß.

„Wollte dem Jungen bloß ein Brot geben", erklärte Burns kleinlaut.

„Der Nigger soll sich seinen Fraß selber mitbringen", sagte Big Billie.

Die Männer blickten in ihre Lunchdosen und aßen schweigend weiter. Es war klar, daß keiner sich mit Big Billie anlegen wollte.

„Vielen Dank, Burns, ich bin nicht hungrig", sagte Ram Lal und ging hinunter zu dem Fluß, der hinter der ehemaligen Brennerei vorbeifloß, um seine schmerzenden Hände zu kühlen.

Als der Lastwagen bei Sonnenuntergang wiederkam, um die Arbeiter abzuholen, waren die Hälfte der Ziegel von dem riesigen Dach verschwunden. Noch einen Tag, und sie könnten mit dem Gebälk beginnen, eine Arbeit für Säge und Nagelklaue.

Die ganze Woche hindurch ging die Arbeit weiter, bis der riesige Bau hohl und leer dastand. Ram Lal war solche Anstrengungen nicht gewöhnt. Seine Muskeln taten weh, seine Hände waren voller Blasen, aber er schuftete weiter, weil er das Geld nötig brauchte. Er hatte sich eine Blechdose für die Frühstücksbrote gekauft, schwere Stiefel und auch feste Handschuhe. Er war der einzige, der welche trug. Die Hände der anderen Männer waren von der jahrelangen Schwerarbeit abgehärtet.

Big Billie Cameron piesackte Ram Lal jeden Tag, er gab ihm die übelste Arbeit und schickte ihn immer ganz nach oben, weil er gemerkt hatte, daß sich der indische Student vor der Höhe fürchtete. Ram Lal würgte seinen Zorn hinunter, aber am Samstag platzte ihm der Kragen.

Sie arbeiteten jetzt an den Außenmauern. Dynamit kam nicht in Frage. Man mußte dazu, zumal hier im unruhigen Nordirland, eine Genehmigung einholen, und dann wäre das Finanzamt aufmerksam geworden. McQueen und seine Leute hätten dann doch Steuern zahlen müssen.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 170)



„Scheiß-Papagalli"



Szenen der Leidenschaft



Wenn ein Mann einen Film produziert, Regie führt und Hauptdarsteller ist, dann leistet er sich nur einen Luxus: die Frau. Der Mann: Alain Delon. Der Film: „Rette deine Haut, Killer." Die Frau: Anne Parillaud



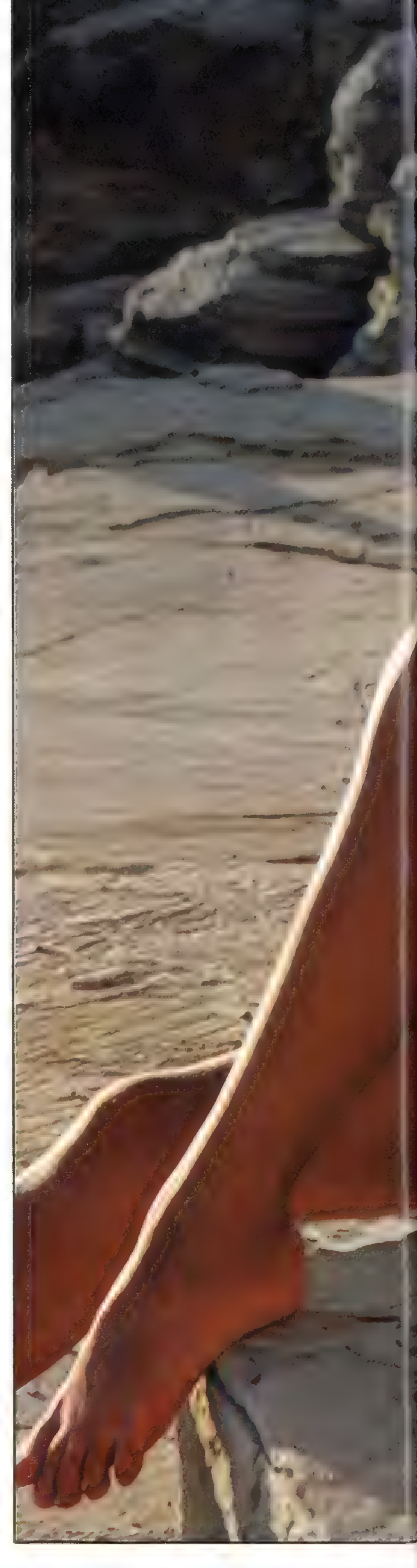
Am Anfang gab's nur Schwierigkeiten. Alain Delon: „Die kriegt die Rolle nie!" Immerhin ließ er von Anne Parillaud Probeaufnahmen machen. Das Ergebnis faszinierte ihn so, daß er prompt keine andere mehr neben sich haben wollte. Die junge Schauspielerin, die bereits neben Jeanne Moreau auf der Bühne bestand, bekam die Rolle. Produzent Delon war's zufrieden und Schauspieler Delon auch – als Anne Parillaud endlich in seinen Armen lag





Am Ende war sogar Regisseur Delon zufrieden. „Anne ist wirklich so, wie ich mir eine moderne Frau vorstelle. Sie besitzt viel Ausstrahlung, sie wirkt ungeheuer lebendig. Einfach deshalb – weil sie eine richtige Frau ist"

FOTOS: MICHEL GINFRAY, JEAN-PIERRE MOUTIN





DIE SÜCHTIGEN VON MONTE CARLO

DAS „VIATIQUE", das von der Direktion flüssiggemachte barmherzige Reisegeld für die Heimfahrt eines völlig abgebrannten Spielers, gibt es schon lange nicht mehr. Und den letzten Selbstmörder, einen technischen Zeichner aus Stuttgart, fand man zwar, wie es sich gehört, mit einem Revolver in der Hand im feuchten Gras im nahen Park, aber bereits vor sieben Jahren. Er habe, so der Polizeibericht von damals, während seines Aufenthalts in Monte Carlo das Casino gar nicht betreten.

Es lohne sich auch nicht mehr, meinen manche Besucher, meist



ILLUSTRATION: CHRIS HODGSON



Beim Roulette ist es so wie in der Liebe. Wenn es am schönsten ist, sollte man aufhören. Aber versuchen Sie mal, das einem Spieler zu erklären

Bericht von

STEPHAN VAJDA

Chartertouristen, auf die Enttäuschung längst vorbereitet, man hört und liest davon ja eine Menge. Und so ist es auch: Unter den acht prachtvollen böhmischen Kristall-Lüstern des mit Gold, Marmor, Edelholz und Seide verschwenderisch ausgestatteten großen Spielsaals rasseln reihenweise die Automaten; Kleinspieler tummeln sich um die Black-Jack-Tische, es riecht nach Sonnenöl und Schweiß, der Eintritt ist frei, das T-Shirt keine Seltenheit. Bemalte Mumien aus Amerika marschieren in Turnschuhen und in Nerzcapes herum, das Haar blau, der Blick starr, die Stimme schrill, Alabama grüßt die Côte d'Azur. Vor der Münzwechselkasse trinken Trampmädchen Dosenbier, und an den mit kostbarem Mahagoni getäfelten Wänden stehen, sichtlich vollgelaufen, glückliche Gammler.

Der erste Eindruck vom alten Casino-Palast am Meer wirkt, je nach Standort, Weltanschauung und Geschmack des Gastes, höchst amüsant oder zutiefst niederschmetternd, bewegt sich aber mehr oder minder nur an der Oberfläche. Denn der lukrative Jahrmarkt der Kleingeld-Mitläufer, eine Konzession an die zeitgemäßen Formen der breit gestreuten Wertschöpfung, bleibt auf nur wenige Quadratmeter des geweihten Bodens beschränkt; das von der internationalen Regenbogenpresse und auch von der Konkurrenz hartnäckig lancierte Gerücht, Monte Carlo sei am Ende, bis auf die höchste Palme verschuldet und ginge in den Fluten eines brutalen Billigtourismus unaufhaltsam unter, erweist sich bald als glatte Fehlinformation.

•

Hinter der ersten, für eine bunt zusammengewürfelte Laufkundschaft freigegebenen Spielhalle, in der stets Hunderte von Touristen dem Trugschluß frönen, sie seien in der großen Welt, hinter einem schmalen, in gedämpftes Licht getauchten Durchgang beginnt das wahre, das zeitlose Monte Carlo. In den Prunkräumen der *cercles privés,* in den morbid-glanzvollen Kulissen einer Fin-de-siècle-Architektur wird es plötzlich wohltuend still. Die Sprache des Spiels, des klassischen Roulettes, und auch die Umgangssprache um die schweren, grünbespannten Tische ist ein äußerst leises, gewähltes Französisch, das vornehmlich aus Zahlen und aus lässigen Höflichkeitsfloskeln besteht.

Der Eintritt in die heiligen Hallen kostet umgerechnet neun Mark, ein ganz und gar lächerlicher Betrag, der keinen ungebetenen Besucher zur Umkehr bewegen würde. Was ihn jedoch schon in einigen Minuten völlig verunsichert, ratlos macht und fast immer zum hilflosen Rückzug zwingt, ist die Atmosphäre. Es ist das ungemein dichte Magnetfeld eines geschlossenen, mit verhaltener Spannung geladenen Stromkreises von Reichtum und Risiko, die nahezu physisch spürbare Ausstrahlung des Geldes, das hier den Spielern scheinbar in unbegrenzten Mengen zur Verfügung steht und dementsprechend als *quantité négligeable* behandelt wird.

Doch bevor der Fremde einen Spieltisch ansteuert, um in der erlauchten Gesellschaft von arabischen Ölprinzen, französischen Konzernchefs, englischen Reedersöhnen, bundesdeutschen Industriellen, italienischen Bankiers und einigen Damen, die in voller Blüte ihres Welkens stehen, Platz zu nehmen, muß er den Türsteher passieren. Dieser Mann mit herkömmlichem Smoking und unbestimmbaren Kompetenzen entscheidet souverän über sein weiteres Schicksal, indem er ihn ungehindert vorbeiflanieren läßt oder von ihm im Flüsterton die Mitgliedskarte verlangt, einen Ausweis, den es laut Auskunft der Direktion gar nicht gibt.

Es gibt ihn wirklich nicht. Aber der Türsteher hat das Recht, ihn sehen zu wollen, denn das Casino lebt und arbeitet in der Tat nach seinen eigenen Gesetzen. Und wenn der peinlich berührte Fremde, der sich in Monte Carlo nicht auskennt, die Mitgliedskarte nicht vorweisen kann, dann wird es eben im Flüsterton aufrichtig bedauert. Und er wird zurück in die lautstarke Hölle der Vorhalle geschickt, zu den einarmigen Banditen, die Münzen schlukken und Münzen spucken, Haupttreffer etwa 60 Mark.

Kafka hätte seine Freude mit den Türstehern gehabt, die mit einem eher flüchtigen und auch gänzlich desinteressierten Blick Biographien erstellen, Vermögen schätzen, Schulden und Vorstrafen erfassen, Kreditwürdigkeit taxieren. Und er hätte auch daran seine subtile Freude gehabt, daß im Casino von Monte Carlo die imaginäre Sperrlinie der Türsteher unverhofft aufhört, und zwar dort, wo man es am wenigsten vermuten würde, an der Grenze des innersten Heiligtums. Vor dem Eingang zum *cercle superprivé* fragt niemand nach der Mitgliedskarte. In dem in tabakbrauner Farbe gehaltenen, mit weichem Leder tapezierten Zimmer wird nur an einem einzigen Tisch *Chemin de fer* gespielt. Mindesteinsatz 100 Franc, Höchsteinsatz unbegrenzt, wobei die Anwesenden sich fast ausschließlich für einen Einsatz von 20 000 Franc entscheiden.

Ein livrierter Diener, ein esotherisch wirkender Superprivé-Supergarçon serviert den Spielern kalte Hummerstücke und dazu einen trockenen Graves, Marke Château Olivier, Jahrgang 1963. Während man, scheinbar ganz nebenbei, in einer knappen halben Stunde um die 180 000 Franc verliert, plaudert man angeregt über ein kleines Abenteuer vor Cap Camarat, wo eine leichte Nordwest-Backstagbrise plötzlich in einen Sturm überging. Der Motor der Yacht, eines Zweimasters, fiel aus, so daß man sich entschloß, ein festes Sturm-Stagsegel zu setzen; aber dann mußte man doch beidrehen und den ganzen Nachmittag hindurch vor Topp und Takel schaukeln. Das Cap hat schon Admiral Nelson Schwierigkeiten gemacht, bemerkt der livrierte Diener, selbst Seemann in seiner freien Zeit, Besitzer des umgebauten Fischkutters „Cassiopea II.“; die Nordwest-Backstagbrise vor Camarat soll man nicht unterschätzen.

Hier braucht man in der Tat keinen Türsteher mehr.

•

Zwei landläufig hübsche Damen, beide um die Dreißig, gehen, in leise Konversation vertieft, auf die erste unsichtbare Sperre zu; sie sind dezent gekleidet, sie tragen leichte Shantung-Kostüme, die eine in Grau, die andere in Marineblau, dazu hochgeschlossene, weiße Blusen und wenig Schmuck. Sie sind so gut wie ungeschminkt, wirken wie einstige Absolventinnen des hochsittlichen Mädchenpensionats Sacré-Cœur. Sie könnten die um eine Spur vernachlässigten Gattinnen von streßgeplagten Managern sein, die ihre entzückenden Kleinen nach einer kurzen Routinebesprechung mit der Gouvernante gerade ins Bett geschickt haben und sich nun in einem der *cercles privés* ein wenig der standesgemäßen Zerstreuung Roulette zuwenden wollen.

Sie könnten es sein. Aber sie sind es nicht. Der Türsteher, ein schmaler, junger Mann mit zweifellos gewinnendem Gesicht und mit einem beinahe charmanten Lächeln hält sie auf; er fragt nicht einmal nach der ominösen Mitgliedskarte. Er tritt rasch in die Mitte des mit Teppichen ausgelegten Flurs, breitet seine Arme aus, bedient sich der eindeutig unhöflichen Geste des Abfangens und des Verjagens und spricht die beiden in einem fast anzüglich vertraulichen Ton an: „Hier nicht, meine Lieben!“

Er sagt nicht, meine Damen, er sagt „meine Lieben“. Und dies deutet darauf hin, daß er ein endgültiges Urteil gesprochen hat, allerdings läßt er mildernde Umstände gelten; denn der Türsteher mustert nun die zwei französischen Fräuleins mit wohlwollendem Kennerblick. Er mustert sie als Mann, der offensichtlich nicht nur im Türstehen weitreichende Erfahrungen hat und demgemäß auch genau weiß, wofür sie, die Lieben, am besten geeignet wären.

Die Damen machen ein wenig Theater, dabei fallen sie aus der Rolle. Sie reden schon zu laut. Sie fragen einander empört, was ihre Freunde, die an dem Roulette-Tisch auf sie warten, zu dem unerhörten Vorfall sagen werden. Und sie beschließen, mit einem untergeordneten Bedienten, eben mit dem frechen Türsteher, nicht zu



„Hör auf zu nölen, Gracia! Es ist einfach billiger“

streiten, sondern sich unverzüglich zur Direktion zu begeben, um den Skandal von oben her regeln zu lassen. Sie rauschen ab, schleudern aber einen nicht gerade noblen Abschiedstext in den Raum, eine deutlich hörbare Feststellung, wonach der Türsteher ein Scheißkerl sei und ein warmer Bruder obendrein.

Er scheint gar nicht beleidigt zu sein (Türsteher haben eine äußerst dicke Haut). Für ihn ist der Fall erledigt. Er hat ja im Sinne der Vorschriften gehandelt, die zwar die Anwesenheit von leichten Mädchen in den *cercles privés* keineswegs verbieten. Den Aufenthalt einer „zarten Hand" am Roulette-Tisch untersagen sie jedoch ausdrücklich, im Gegensatz zu den meisten Spielcasinos in Europa. Worüber in den Kreisen der Spieler seit Jahrzehnten leidenschaftlich debattiert wird.

Anhänger einer positivistischen Theorie behaupten, die „zarte Hand" bringe Farbe ins Spiel und einem Mann, der allein gegen die Bank kämpft, Glück und Gewinn. Die Negativisten sind hingegen felsenfest davon überzeugt, daß sie eine unerträgliche Belästigung darstelle und allzuoft die Ursache einer erschütternden Pechserie sei.

Die „zarte Hand" tauchte gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunächst in Monte Carlo auf. Später waren die Casinos in Ost- und in Mitteleuropa die bevorzugten Wirkungsstätten von leichten und halbleichten Mädchen, die sich als eine Art mittätiges Maskottchen neben einen einsamen Spieler plazierten, von ihm einige Jetons erbettelten, in seinem Namen spielten und ihm ihren Gewinn grundanständig ablieferten. Dafür erhielten sie von ihm eine sogenannte *Pinka*, einen Gewinnanteil von etwa 20 Prozent, anschließend eine Einladung zum nächtlichen Abendessen oder zum Sektfrühstück, um das erfolgreiche Spiel dann im Bett zu beenden.

Die zwei „verunglückten" Damen ziehen sich in die große Spielhalle zurück; sie haben es sich anscheinend doch überlegt, sich bei der Direktion zu beschweren. Sie suchen sich einen Automaten aus, werfen sichtlich vergnügt Münzen ein, und bald stehen ihnen zwei beleibte Holländer im besten Mannesalter mit Rat und Tat bei: Sie helfen, den schweren, widerspenstigen Arm des Apparats im lustigen Takt herunterzureißen, und sie borgen den Fräuleins auch Münzen, da sie ihre schon verloren haben. Es wird gelacht und geraucht, bruchstückweise Französischunterricht erteilt und später, in einer angeregten Spielpause, Bier getrunken.

Als der Türsteher, knapp nach Mitternacht abgelöst, den Saal der Automaten durchquert, winken ihm die beiden, schon ein wenig angeheitert und bestens aufgelegt, liebenswürdig zu. Warum sollten sie denn auf ihn böse sein? Er ist ja ein netter Kerl, er hätte nämlich auch die Polizei rufen können, die fürstlich-monegassische, die gegen Damen mit berufsmäßig durchlöcherter Moral bekanntlich unbeugsam scharf vorzugehen pflegt. Der Türsteher hatte dies jedoch ganz und gar unterlassen, die Nacht schien nun gerettet und mit neuen, wenn auch bescheidenen Hoffnungen erfüllt.

Bonne nuit, Monsieur, j'ai été enchanté de vous revoir! Das heißt, gute Nacht, Herr, ich habe mich gefreut, Sie wiederzusehen. Im Klartext: Alles in Butter.

Der Türsteher lacht.

•

Insgesamt 400 Casino-Angestellte betreuen etwa 500 000 Spieler pro Jahr, wobei fast 70 Prozent der Gäste zu den feuchtfröhlichen Automatenknackern gehören. Doch der erlesene Rest in den *cercles privés* bringt noch immer genug Gewinn, indem er noch immer genug verliert, um die Bilanz recht erfreulich zu gestalten. Noble Nebenbetriebe, das Hôtel de Paris, das Hotel Hermitage, zwei Appartementhäuser, vier Nachtlokale, 16 kleinere und größere Restaurants, der Monte Carlo Sporting Club, der Country Club und der Golfklub stützen verläßlich das ehrwürdige Roulette-Flaggschiff am Meer. In den Jahren von 1976 bis 1980 erhöhte sich der Umsatz von 210 Millionen Franc auf 383 Millionen (153 Millionen Mark). Vor Neid leicht erblaßte Experten schätzen die Reserven, die hauptsächlich in Immobilien, vor allem in 14 000 Quadratmeter sündteurem Grund und Boden liegen, auf etwa 234 Millionen Mark. Die Mehrheit der Aktien halten der regierende Fürst des Ministaates Monaco, Son Altesse Sérénissimé Le Prince Souverain Rainier III. aus dem Hause Grimaldi und seine Gemahlin, Fürstin Gracia Patricia aus dem Hause Hollywood. Als Chef des weitverzweigten Unternehmens, dem auch eine gesunde Joghurtfabrik angehört, fungiert ein blaublütiger Manager, Prinz Louis de Polignac, der seinen Stammbaum mühelos bis ins neunte Jahrhundert nach Christus zurückführen kann. Die Casinogesellschaft heißt übrigens nicht Casinogesellschaft. Sie trägt seit ihrer Gründung einen falschen Bart, sie präsentiert sich offiziell als biederer Bäderverein, als ginge es hier einzig und allein um gesundes Strandleben, Salzwasser und Sonne. Denn die Casinogesellschaft von Monte Carlo nennt sich schlicht und einfach *Société des Bains de Mer* Gesellschaft der Meeresbäder.

•

Die verlassene Landzunge zwischen dem Cap Martin und dem alten Hafen von Monaco, mit Felsbrocken übersät und mit dichtem Buschwerk bewachsen, hieß Spélugues (auf deutsch: Spelunkenfeld). Der Mann, der Monte Carlo in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dort hinzauberte, hieß François Blanc. Er kam 1806 in Courthézon, in einem kleinen südfranzösischen Dorf in der Nähe von Avignon als Sohn eines Steuereinnehmers auf die Welt, lernte in der Schule nichts, wurde mit 15 Jahren Kellner und machte mit 28 in Bordeaux eine Wechselstube auf. Mit 30 war er ein erfolgreicher Börsenmakler in Paris, mit 33 hatte er seine erste Million beisammen. Dann wurde ihm aber der französische Boden aus heute nicht mehr ersichtlichen Gründen zu heiß. Er eilte nach Deutschland, tauchte in Bad Homburg, in der damaligen Hauptstadt der Landgrafschaft Hessen-Homburg auf, heiratete ein anhängliches deutsches Stubenmädchen namens Marie Hensel und eröffnete ein bescheidenes Spielcasino. Das Geschäft florierte.

Doch der rasch reich gewordene Flüchtling schlief schlecht: Er sah, wohin der deutsche Hase lief, schnurstracks in das witzlose Lager des preußischen Militärstaates. Bismarck wetterte schon tüchtig gegen das unsittliche Glücksspiel; die Kugel sollte nicht rollen, sie sollte im Gewehrlauf stecken. Das wollte aber François Blanc nicht abwarten. Er suchte einen günstigen Platz, wohin er seine Millionen retten konnte, fand den Operettenstaat Monaco mit dem schwer mittellosen Fürsten Charles III. und die verlassene Landzunge Spélugues mit Grundstückspreisen von 15 Centimes pro Quadratmeter. (Preis heute: 25 000 Franc.) Er kaufte die Küste und machte dem Fürsten, der die Bucht gerade dem russischen Zaren Alexander II. als sonnigen Flottenstützpunkt verhökern wollte, ein vorteilhaftes Angebot: *Keine Kriegsmarine – Roulette!*

Am 1. April 1863 unterschrieb Charles III. die Gründungsurkunde der Casinogesellschaft. Blanc baute ein Casino, das immer wieder vergrößert und verschönert wurde. Er baute daneben eine damals noch keineswegs prachtvolle, aber schon behagliche Herberge, das Hôtel de Paris. Er sorgte dafür, daß die Eisenbahnzüge in der neuen Station unterhalb des Casinos anhielten. Er kaufte sich eine Postdampferverbindung nach Marseille und ließ Unmengen von Blumen, Palmen, Pinien und Zypressen pflanzen.

Am 1. Juli 1866 taufte der clevere Blanc das Gebiet von Spélugues nach dem regierenden Fürsten um: Die Landzunge hieß fortan Monte Carlo und wurde bald Inbegriff eines elegant-dekadenten Lebensstils, Synonym für das große Geld, für die goldene Endzeit der Belle Époque, aber auch für das mit Haltung verspielte väterliche Erbe und für den ehrenhaften Freitod im feuchten Gras im nahen Park.

Phantastische Geschichten über sagenhafte Gewinne und Verluste lockten immer mehr hochkarätige Gäste an. Neben

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 188)

HAUTNAH

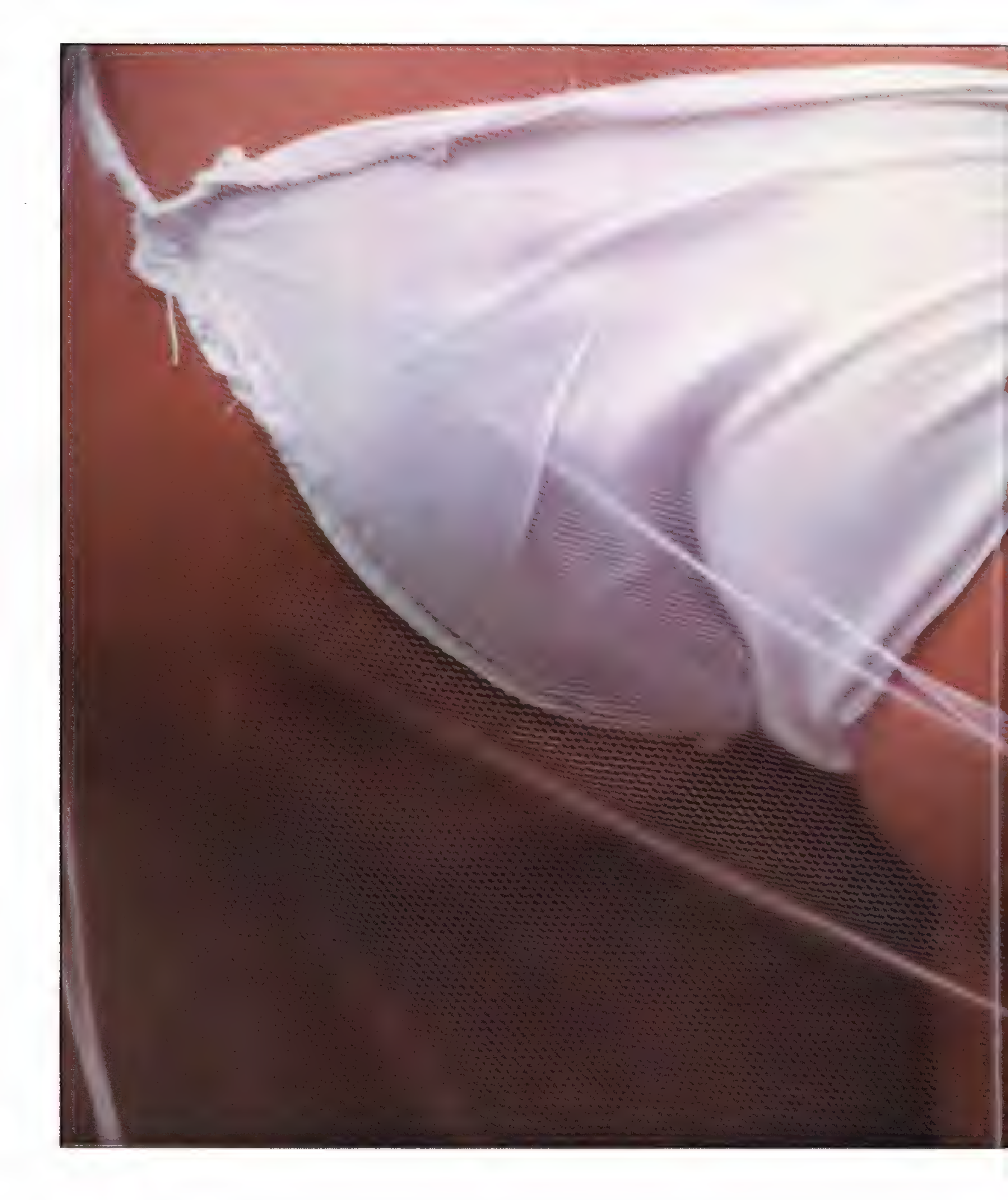


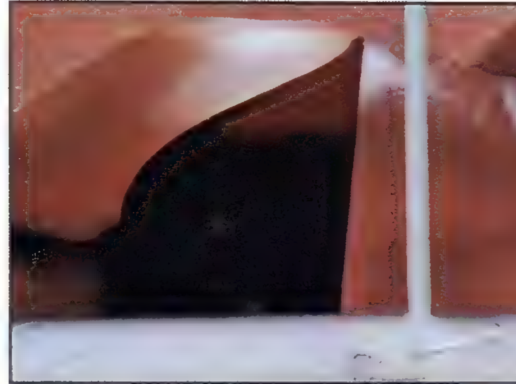
Du brauchst nur den Blick fürs Wesentliche – dann ist Sex überall. Fotograf Frank Rheinboldt hatte ihn



Eine Schaufensterpuppe im Korsett kann dich anmachen. Und ein Mädchen, das die Beine hochlegt. Und eine Tänzerin im Trikot









An jedem Strand siehst du es, an den Plakatwänden, in den Schaufenstern. Nur eines muß immer stimmen: der Ausschnitt. Hautnah

GEIL AUF DEN GIPFEL

Da gibt's ein paar Verrückte – wenn die in die Wand steigen, sieht Messner verdammt alt aus

Lassen Sie sich bloß keinen Bären aufbinden: Wenn Ihnen einer rät, eine Schlosser-Werkstatt an den Rucksack zu hängen, um als Bergfreund der gehobenen Sorte zu gelten, hat der entweder keine Ahnung – oder den Hintergedanken, daß Sie sich ruhig mal blamieren sollen. Denn Klettermaxen, die auf der Höhe ihrer Zeit sein wollen, gehen „oben ohne", bedecken die mittlere Blöße mit satinglänzenden Shorts und tragen Stiefel, die dem Schuhwerk von Boxern oder Profi-Kellnerinnen sehr ähnlich sind. Sonst brauchen Sie zum „Freiklettern" bloß noch jede Menge Gott- und Selbstvertrauen und eine Freundin, die ohnehin nur darauf wartet, Ihre Erbschaft anzutreten. Ein Mädel, das es ehrlich meint, wird Ihnen diesen Sport nämlich strikt verbieten.

Die Klettersucht, die aus den Staaten kam, hat spätestens seit dem letzten Sommer auch bei uns reichlich Anhänger. Wie hart dieser Sport ist, läßt sich mit Schwierigkeitsgraden nicht hinreichend beschreiben. Wer es ahnen will, muß die Hände dieser Bergkameraden gesehen haben. Beim Abendessen der Profis, die zum 1. Internationalen Klettertreffen ins bayerische Altmühltal kamen, bietet sich Gelegenheit dazu: Zerschundene Pranken führen mühsam Messer und Gabel. Offene, fleischige Wunden mit ein paar Fetzen heiler Haut dazwischen, so sehen die Hände aus; dazu dicke Krusten aus geronnenem Blut, nach hinten weggebrochene Fingernägel. Die Gelenke sind wegen der ständigen Strapazen zu dicken Knollen verwachsen.

Gegenüber am Tisch sitzt ein Schweizer, höchstens Zwanzig. Er bemerkt meinen Blick auf seine blutigen Finger und fängt an zu reden. Er sieht nicht nur aus wie ein Waldarbeiter, stellt sich heraus; er ist tatsächlich einer. Die Wunden jedoch, sagt er, kommen nicht von der Arbeit, sondern nur vom Kletter-Hobby. Als wollte er meiner Fassungslosigkeit den Rest geben, meint er noch: „Weißt du, das ist nicht so tragisch, wenn du dir die Haut aufreißt. Du mußt nur das Blut ein paar Sekunden am Fels antrock-

Bericht von **MICHAEL LEHNER**

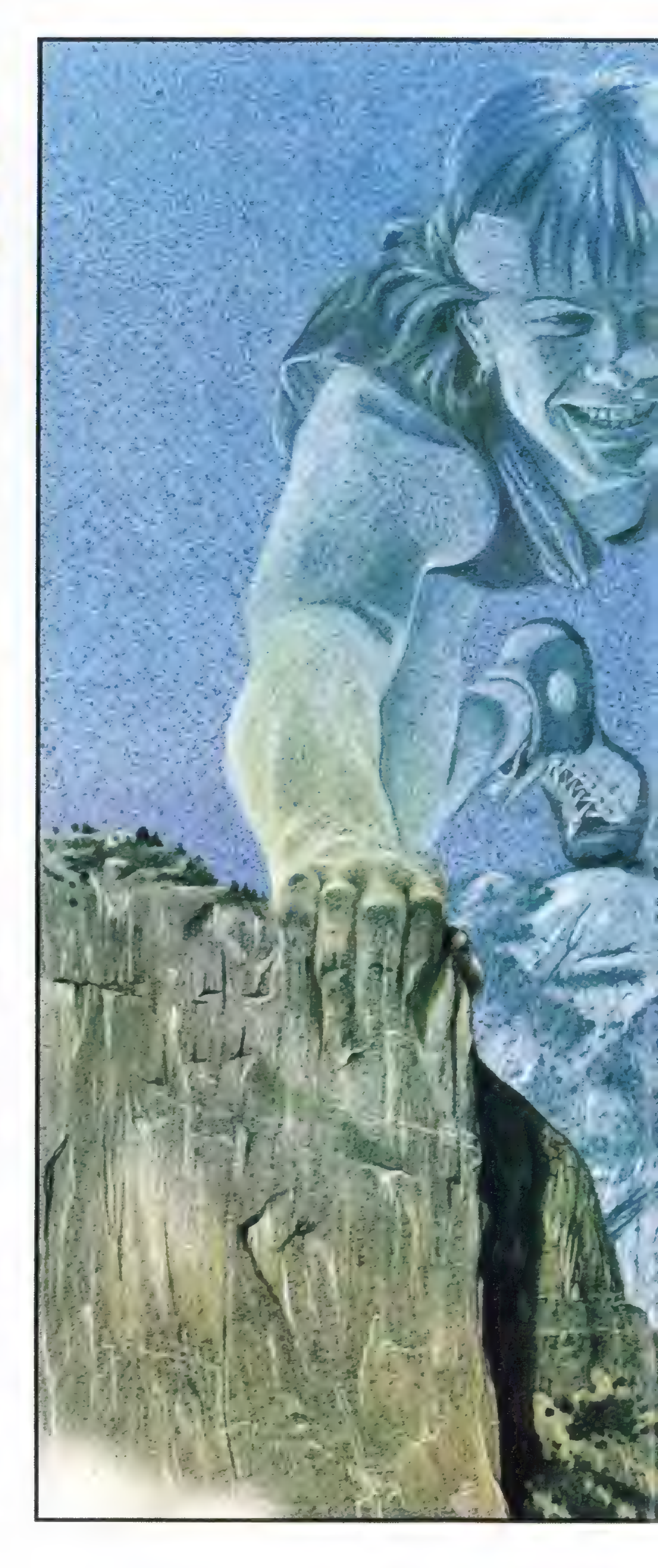




ILLUSTRATION ALFONS KIEFER

nen lassen. Das gibt dann einen phantastischen Halt."

Gegen das, was ein Mann in den Bergen ausrichten kann, wenn er weder auf seine Ängste noch auf seine Hände Rücksicht nimmt, ist der Salto mortale eine ziemlich laue Nummer. Und für Harold Lloyds Hochhaus-Kraxelei werden auch Stummfilmfans nur noch ein schwaches Lächeln übrig haben, wenn sie erst mal Zeugen des Nervenkitzels in der Direttissima geworden sind.

Seit jenem Frühsommertag, an dem die Seuche sich hierzulande ausbreitete, muß „das Unglaubliche als Tatsache gelten" – wie es Hermann Huber, Kletter-As der fünfziger Jahre, auf einer Podiumsdiskussion formulierte. Und der Brite Ron Fawcett gilt als Superstar der Szene. Er ist ein Engländer wie aus dem Klischee-Lexikon: ein bißchen ärmlich, aber irgendwie vornehm; ein bißchen arrogant, aber irgendwie auch unheimlich bescheiden. Kaputte Hände hat Ron auch, aber immer zwei heile Finger übrig, um eine Zigarette dazwischenzuklemmen.

„Das muß aber gut sein für deine Gesundheit", versuche ich ins Gespräch zu kommen.

„Jeder muß mal sterben", hält er grinsend dagegen. Wer Ron klettern sieht, zweifelt daran auch nicht im geringsten.

Doch Sicherheit beiseite: So locker wie der Brite geht wohl kein zweiter im VII. Grad. Und so fröhlich hat man auch noch keinen grinsen sehen, der an einer Hand überm Abgrund baumelt, weil er die andere braucht, um seinen Fans zuzuwinken.

Wir haben uns morgens gegen neun getroffen. Der Konsteiner Klettergarten im Naturpark Altmühltal lag noch im Nebel, vor uns Jura-Kalk. Die Wand ist keine 100 Meter hoch, aber glatt wie ein Kinderpopo. Den Aufstieg durch die Fall-Linie hat hier ohne Leitern und Tritthaken noch keiner geschafft. Ron Fawcett will das ändern. Daß er die ekelhaft graue Steinplatte, die da senkrecht gen Himmel führt, noch nie im Leben gesehen hat, stört ihn nicht. Bis der Wind und die Morgensonne den Fels getrocknet haben werden, bleibt Zeit, um nachzufühlen, was sich der Brite da vorgenommen hat.

Die Witterung hat den Kalkstein poliert. Der Rauhputz eines Hauses wirkt dagegen schon total zerklüftet. Vereinzelt lassen sich beim ganz genauen Hinsehen jene Stellen ausmachen, die Freikletterer in maßloser Übertreibung Griffe nennen. Winzige Löcher sind das, die gerade Platz für einen Fingernagel bieten, seltener für die ganze Fingerkuppe. Und dazu gibt's hin und wieder Querfugen – meistens viel zu schmal, um auch nur einen Bleistift drauf abzulegen.

Ron sagt nach seiner Inspektion nur: *„Will be fine."* Ich kann mir nicht vorstellen, daß es fein werden wird. Was übrig bleibt, wenn einer vom Hochhausdach gesprungen ist, weiß ich, seit sie mich als Volontär zu den Selbstmorden geschickt haben. Den Gedanken an diesen Anblick werde ich nicht los, während Ron penibel die profillosen Sohlen der Reibungskletterschuhe an den Hosenbeinen seines altmodischen Trainingsanzugs trockenwischt.

Nur gut, daß der Veranstalter diesen Kameraden in die Verträge geschrieben hat, daß „solo" nicht erlaubt ist. „Solo" bedeutet ohne Seil und kommt unter Freikletterern immer mehr in Mode. Speziell in Kalifornien dient der Verzicht denen, die am Seil schon alles können, als Mittel, um sich vom Fußvolk abzuheben. Auch wenn es Leute, die den Extrem-Sport hier kritiklos heimisch machen wollen, als Randerscheinung bezeichnen: Die Hinweise *soloed* und *soloed by women* finden sich in jedem besseren Führer durch die amerikanischen Klettergärten.

Über die Zahl derer, die sich „solo" das Genick brechen, gibt es hingegen keine verläßlichen Angaben. Die Verfechter der totalen Absturz-Chance sagen sogar, daß die Sache ohne Seil am sichersten sei. Da wisse einer gleich, daß er sich keinen Fehltritt leisten darf.

Dieser totale Nervenkitzel bleibt uns diesmal noch erspart, weil es Gill gibt. So heißt Rons Freundin. Die Hosen der hübschen Brünetten sind in den Kniekehlen kreuz und vor allem quer zerschnitten. Das kommt vom Seil, mit dem sie Ron sichert und das zwischen ihren Beinen durchrast, wenn ein Griff mal nicht das hält, was sich Ron von ihm versprochen hatte. Gill lehnt sich jetzt in den Sicherungsgurt zurück, der Hüften und Hintern umschlingt und fest in einem Haken unten am Einstieg hängt – damit Gill nicht zu sehr hochkommt, wenn Ron im freien Fall runterkommen sollte. Es wird ernst.

Ron hastet senkrecht aufwärts, viel zu schnell, um jede Bewegung erkennbar werden zu lassen. Nach acht, neun Metern fummelt er den ersten Klemmkeil in einen Felsriß. Demonstrativ hält er einen Arm aus der Wand, um zu zeigen, daß er den künstlichen Halt zum Klettern nicht braucht, sondern nur zur Beruhigung der ängstlichen Zuschauer. Jetzt beginnen jene zehn, elf Meter, auf denen sich der Kalkstein wie ein Bierbauch nach außen wölbt. Das Kratzen von Fingernägeln ist unten noch gut zu hören und auch das Schlurfen ganz allmählich wegrutschender Schuhsohlen. Zwischendurch ist immer wieder für Sekunden Totenstille. Da konzentriert sich Ron auf die nächsten flüchtigen Bewegungen, die ihn wieder ein paar Meter höher bringen werden.

Die Eile ist entscheidend: Denn an den meisten dieser Griffe können sich auch Könner nur für Sekundenbruchteile halten. Hier wird nicht mehr von Griff zu Griff geklettert; hier bringen kurze Sprints in der Senkrechten den Mann – oder sehr selten auch die Frau – nach oben. Wieviel Kraft das kostet, ist den leichten, eleganten Bewegungen nicht anzusehen.

Plötzlich unterbricht ein kurzer Ruf die spielerische Routine: „Gill!" Nichts Aufgeregtes klang mit in dieser Warnung. Aber Gill hat sich längst mit angespannten Muskeln in die Selbstsicherung gestemmt. Jetzt erst läßt Ron in aller Ruhe die Finger endgültig aus der winzigen Rille rutschen. Er fällt – gut vier Meter bis zum Sicherungskeil und weitere vier Meter, bis sich das Seil strafft und Gill ein Stück in die Höhe reißt. Wie eine Katze hat der Brite im Sturz alle viere gegen den Felsen gestreckt, auf den er jetzt zupendelt. Ein kurzer Blick auf die neuen Schürfwunden und dann die seelenruhige Frage: „Okay Gill?" – „Yes, okay."

Sofort klettert Ron weiter. Im zweiten Anlauf klappt es wie am Schnürchen. Ich beschließe, alles zu vergessen, was sie mir in der Schule über Schwerkraft beigebracht haben. Mit Zwischen-Fall dauerte Rons Erstbegehung keine Viertelstunde – Schwierigkeitsgrad VII. Beim Abseilen pendelt Ron Fawcett spielerisch zur Wand, um die Keile zu lösen. Ein Freikletterer läßt nichts im Fels zurück. Gill betrachtet die neuen Striemen an Händen und Hose. Und die Zigarette hat sie ihrem Klettermaxe auch schon angezündet, bis er wieder bei uns gelandet ist.

Auch wenn Sie nach diesem Beschreibungsversuch beschließen, höchstens mitreden, aber keinesfalls mitklettern zu wollen, kann ein bißchen Theorie nicht schaden. Wenigstens die Schwierigkeitsgrade der gebräuchlichen Alpenskala sollten Ihnen kein Buch mit sieben Siegeln sein.

Erste Regel: Das Bergwandern, was immer mehr Städter in die Höhen lockt, hat überhaupt keinen Schwierigkeitsgrad. Stufe I beginnt erst, wenn Schwindelfreiheit gefordert, das Gleichgewicht nicht mehr ohne Einsatz der Hände zu halten und für Anfänger bereits Sicherung am Seil angezeigt ist.

Im II. Grad kommt, was Bergsteiger „mäßige Schwierigkeiten" nennen – aber Touristen oft genug auch dann zum Umkehren zwingt, wenn sie sich für viel Geld einen Führer angeheuert haben.

Vom III. Grad an sind kurze senkrechte Passagen und kleine Überhänge zu meistern. Hier erreichen auch leidlich geübte Gelegenheitskletterer ihre Grenzen. Nur ganz ausgefuchste Kraxler kommen immer noch ohne Seil aus.

Der IV. Grad trennt nach traditioneller Wertung die Spreu vom Weizen. Die offizielle Skala definiert „große Schwierigkeiten". Jetzt spätestens braucht auch der

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 155)



KNACKIG

Das Beste ist immer in der Mitte – auch beim Salat. Bericht von **WOLF UECKER**

GIOACCHINO ROSSINI, ein Fürst der Feinschmecker, schrieb in einem Brief an einen Freund: „. . . Was Sie am meisten interessieren wird, viel mehr als meine Oper, ist die Erfindung eines Salates, die ich kürzlich machte, und ich beeile mich, Ihnen das Rezept zu senden. Nehmen Sie Provenceröl, englischen Senf, französischen Essig, Salz und Pfeffer und mischen Sie alles zusammen. Dazu werfen Sie einige Trüffeln, die Sie zuvor ganz dünn geschnitten haben. Die Trüffeln mit der Salatsauce ergeben ein Aroma, das den Feinschmecker zur Ekstase reizt. Der Kardinal-Staatssekretär, dessen Bekanntschaft ich in diesen Tagen machte, gab mir für diese Entdeckung seinen apostolischen Segen und sagte: ‚Das ist der

Mozart der Salate.' " Am Salat erkennt man auch heute die Qualität jeder Küche. Frisch wie der Salat muß die begleitende Sauce sein. Die Grundregel: einfache Dressings zu einfachen grünen Salaten; kompliziertere Marinaden bei zusammengesetzten Salaten; frische Kräuter, feingehackt, passen zu beiden.

Was einem – viel zu oft – in Restaurants als angemachter Salat hingestellt wird, ist, selbst an dieser einfachen Voraussetzung gemessen, eine mit Suppenwürze verunzierte Schweinerei. Um solche verwelkten und verwässerten Zumutungen mit Kommentar in die Küche zurückschicken zu können, muß man einige Grundkenntnisse haben.

Wer anfängt, sich mit Salat-Dressing zu beschäftigen, sollte allerdings das professionelle *Lexikon der Küche* von Richard Hering besser nicht auf Seite 620 aufschlagen. Dort stehen sie nämlich säuberlich alphabetisch geordnet – die 33 Salatsaucen, die ein guter Koch kennt. 16 davon sind die „Namenlosen", 17 haben Eigennamen von Chantilly-Sauce bis Thousand-Islands-Dressing. Gott sei Dank beschränkt sich der Ober im besseren Restaurant auf den Dreisatz: „Italian-, French- oder Roquefort-Dressing, die Herrschaften?"

Diese Frage kann einen nicht mehr in Verlegenheit bringen, wenn man weiß: Hinter dem Namen Italian-Dressing steht die einfachste aller Salatwürzen – drei Teile Öl (feinstes, grünes von der Olive), ein Teil Weinessig, Salz, schwarzer Pfeffer. French ist fast dasselbe – nur wird noch etwas französischer Senf eingerührt. Roquefort-Dressing besteht aus den gleichen Grundzutaten wie Italian, ergänzt mit durchpassiertem Roquefort-Käse.

Für Blattsalate ist Russian-Dressing die Krönung. In eine leichte Mayonnaise werden feingehackt rote Rüben, grüne und rote Paprikaschoten gemischt, frisch gewiegte Petersilie und Schnittlauch dazu, wenige Tropfen Chilisauce, mit Rosenpaprika abschmecken und einen gehäuften Eßlöffel Kaviar einrühren.

Von dieser russischen Salatsauce gibt es noch eine holländische Variante, die dem Baron van Loosekat zugeschrieben wird. Sein Dressing sieht so aus: Saft einer halben Zitrone, ein Hauch Cayennepfeffer, Beluga-Kaviar à Gogo (das heißt soviel man will), drei Spritzer sehr alten französischen Cognac. Störend bei dieser Zubereitung ist nur, daß die Salatsauce für zwei Personen – je nach Kaviaranteil – mehr kosten kann als ein Flug von Hamburg nach Frankfurt.

Frische Kräuter spielen bei den Salatzubereitungen eine wichtige Rolle. Daß man Gurkensalat nicht ohne Dill ißt, weiß jeder. Und zwar einerlei, ob er mit Essig und Öl oder auf Joghurt-Basis angerichtet wird. Die einzig erlaubte Ausnahme beim Gurkensalat ist das indonesische Honig-Dressing: ein Eßlöffel klarer Bienenhonig, fünf Eßlöffel Rotweinessig, ein halber Teelöffel Salz, zwei Messerspitzen Cayennepfeffer, zwei Spritzer Tabasco.

In eine Kräuter-Vinaigrette gehören außer zwei Eßlöffel Weinessig ein Teelöffel Salz, ein Teelöffel frisch gemahlener schwarzer Pfeffer, sechs Eßlöffel Olivenöl (bis hierhin einfache Vinaigrette), entweder alle oder wenigstens einige der folgenden frischen Kräuter: Kerbel, Estragon, Schnittlauch, Kresse, Liebstöckel und glatte Petersilie. Eine Messerspitze zerdrückter Knoblauch empfiehlt sich.

Die meisten frei komponierten Salat-Dressings gewinnen an Raffinesse, wenn man ein oder zwei Eigelb von hartgekochten Eiern, durch ein Sieb gedrückt, unterrührt. Überhaupt sollte man, wenn man die drei Grundsaucen (Italian, French und Vinaigrette) kann, der eigenen Phantasie freien Lauf lassen.

Um nicht lange mit der Gabel rühren zu müssen, gibt man die Zutaten für flüssige Salat-Dressings in ein leeres Schraubglas; Deckel zu und wie im Shaker schütteln. Diese Methode hat außerdem den Vorteil, daß man ein zuviel an Dressing bis zu einer Woche im Kühlschrank aufheben kann. Natürlich nur, wenn noch keine frischen Kräuter drin sind.

Ein Dressing ganz besonderer Art ist die Pfefferminz-Variante – delikat zu jedem Fischsalat, aber geradezu sensationell zu gekochtem oder gebratenem Fisch. Dazu nimmt man drei Eßlöffel Olivenöl, einen Eßlöffel Zitronensaft, einen halben Teelöffel Salz, einen halben Teelöffel schwarzen Pfeffer, einen Eßlöffel frische feingehackte Minze, zwei Teelöffel Zucker. Im Schraubglas mischen und mindestens eine Stunde im Kühlschrank stehen lassen.

Alle Rezepte für Salat-Dressings können Sie allerdings vergessen, wenn folgende Regeln für ihre Anwendung nicht beachtet werden:

- Alle Salate (außer Gurke) und alle pflanzlichen Zutaten gründlich zweimal waschen.
- Alles, was naß ist, mit Küchenkrepp oder Handtuch trocknen, sonst wird aus dem Dressing eine fade Brühe.
- Großblättrigen Salat im Drahtkorb trocken schütteln.
- Tomaten für Salat immer abpellen (die Haut kreuzweise am Stielansatz einschneiden. Mit kochendem Wasser übergießen und eine Minute darin liegen lassen. Danach mit Schaumlöffel in kaltes Wasser legen, damit die Früchte fest bleiben. Die Haut hat sich am Einschnitt aufgerollt und läßt sich spielend leicht abziehen).
- Dill und Basilikum nicht hacken, sondern direkt vorm Anrichten kleinzupfen (mehr Aroma!).
- Nur Wein-, Apfel- oder Kräuteressig verwenden. Essig kann teilweise durch Zitronensaft ersetzt werden.
- Wer das Dressing nicht vorbereitet, sondern den Salat kühn aus dem Handgelenk erst bei Tisch anmacht (alle Italiener machen's übrigens so), muß immer daran denken: *Öl erst zum Schluß*. Sonst wird der Salat gegen die anderen Zutaten imprägniert.
- Nur das beste Öl verwenden. Kalt geschlagenes Olivenöl „Extra Vierge" kann man in jeder Apotheke kaufen. Es ist besser, billiger und frischer als das Öl in den üblichen Blechkanistern.

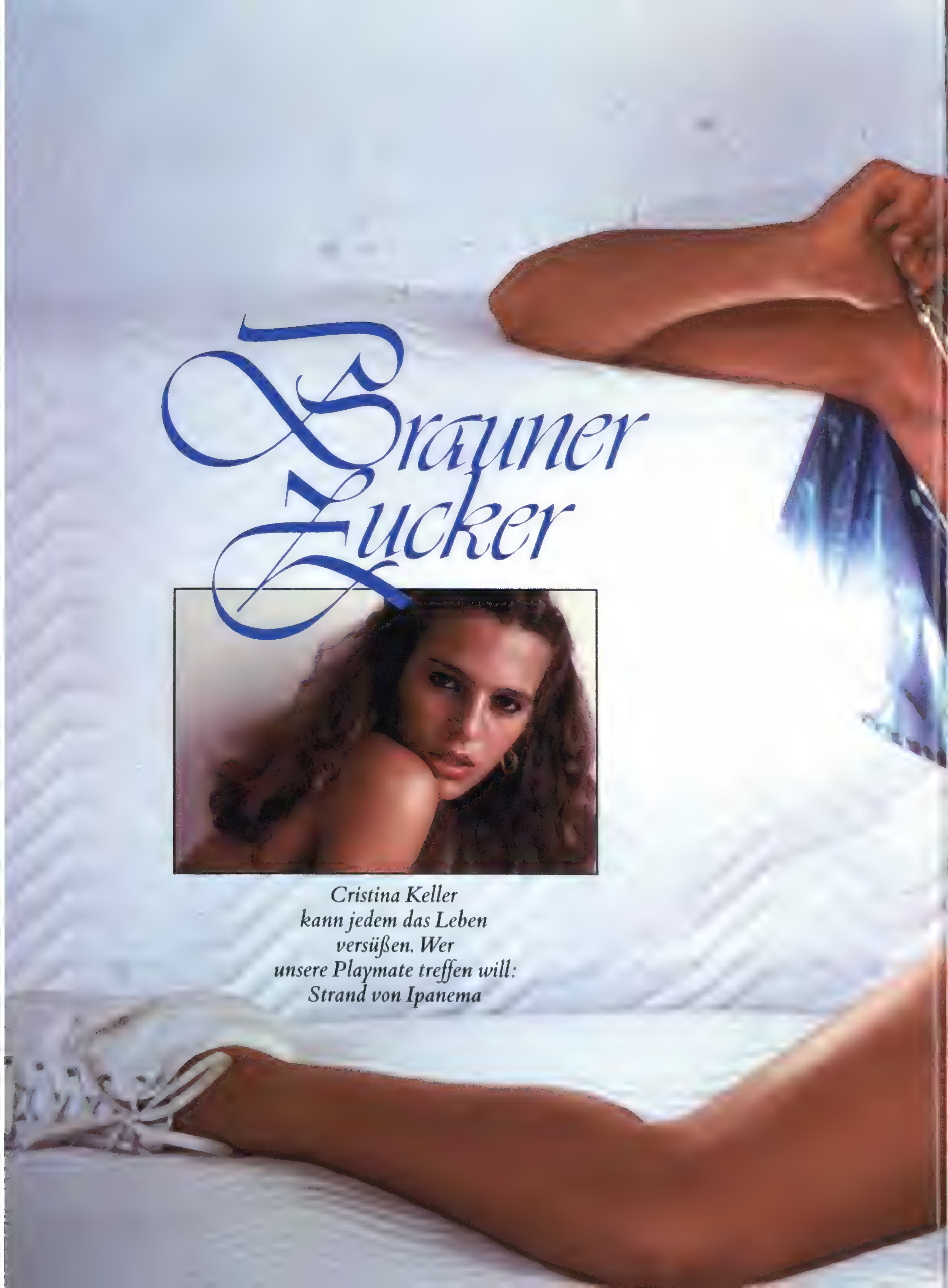
Was dem Feinschmecker der Salat ist, umschrieb bereits Baron Vaerst in seinem berühmten zweibändigen Werk *Gastrosophie oder Lehre von den Freuden der Tafel*. 1840 notierte er: „Wer einen guten Salat zu bereiten versteht, wird auch ein gutes Buch zu schreiben imstande sein." Und kommt dann zu folgendem Schluß: „Mit allem Geiste, den man haben mag, ist man ebensowenig wie mit aller Weisheit allein imstande, einen guten Salat zu bereiten; es gehören hierzu vier Menschen:

Ein Verschwender, der das Öl gibt und gießt,
ein Geizhals für den Essig,
ein Weiser zum Salz,
und ein Narr zum Wenden und Mengen der vier Elemente."



„Zum allerletzten Mal: Ich bin nicht Ihr seliger Friedrich!“

Brauner Zucker



Cristina Keller kann jedem das Leben versüßen. Wer unsere Playmate treffen will: Strand von Ipanema





Ich bin nicht in Rio geboren. Aber ohne diese Stadt kann ich nicht mehr leben. Hier treffen sich Glück und Schönheit. Genau wie bei mir







Die ganz große Liebe hab ich noch nicht gefunden. Mit 20 wäre mir das sowieso zu früh. Was nicht heißen soll, daß mir Männer egal sind. Ganz im Gegenteil







Meer und Strand wirken auf mich wie ein Bühnenbild. Hier übe ich für meinen Traumberuf als Schauspielerin. Publikum gibt's genug

FOTOS OTTO R WEISSER FOLDER ARNALDO KLAJN




MISS MAI
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS

ZUR PERSON:

NAME: Cristina Keller

OBERWEITE: 90 TAILLE: 60 HÜFTE: 91

GRÖSSE: 1,65 GEBURTSDATUM: 28.1.1962

GEBURTSORT: Cachoeiro / Brasilien

BERUF: Studentin

DER IDEALE MANN: ... sollte blond, intelligent, sportlich und 24 Stunden am Tag für mich da sein

WAS MICH ANMACHT: Jogging am Strand, für Freunde kochen, alle Arten von Cocktails und schlafen

WAS NICHT: Kälte, nasse Haare, laute Menschen und vor 10 Uhr aufstehen

HOBBYS: Schwimmen, Wasserski, Radfahren, Theater

LIEBLINGSSCHAUSPIELER: Robert Redford, Paul Newman

LIEBLINGSMUSIKER: Stevie Wonder, Billy Joel, José Feliciano

WARUM ICH PLAYMATE GEWORDEN BIN: Weil ich es liebe, im Mittelpunkt zu stehen

UND SONST: ... mag ich alle Horrorfilme



2 Jahre: Angst vor Fotografen



8 Jahre: mit Schwester Marcia



16 Jahre: Figur wie heute


MISS MAI
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS


Cristina Keller

PLAYBOYS PARTY WITZE

Mein Neffe hat derartige Komplexe wegen seines Äußeren, daß er deswegen sogar zum Psychiater gegangen ist."
„Und was hat der gesagt?"
„Daß er sich auf das Gesicht legen soll!"

Unser PLAYBOY-Lexikon definiert Vibrator als Lippenstift.



Alle Versuche, das Orang-Utan-Weibchen zu decken, schlagen fehl. Männliche Artgenossen läßt die kapriziöse Dame nicht an sich ran. Der Zoodirektor ist verzweifelt.
Eines Tages steht ein junger Mann vor dem Käfig. Der Affe bekommt glänzende Augen und reißt vor Begeisterung fast die Gitterstäbe auseinander. Behutsam versucht der Zoodirektor den Mann zu einem Tête-à-Tête mit dem Orang-Utan zu überreden und spricht sogar von 1000 Mark. Nach langem Überlegen stimmt der zu: „Aber nur unter zwei Bedingungen. Erstens – keine Presse, und zweitens – kann ich die 1000 Mark in Raten zahlen?"

Gibt es eine Krankheit, die nicht erblich ist?"
„Sicher, Impotenz!"

Es ist Sonntag und das Taschengeld wird fällig: „Also, mein Sohn", spricht der Vater, „entweder bekommst du die üblichen 5 Mark oder ich gebe dir diesmal 50 Mark. Dafür bekommst du dann noch eine Tracht Prügel von deiner Mutter, wenn du ihr gestanden hast, daß das rosa Höschen, das sie in meinem Wagen gefunden hat, von deiner Freundin stammt."

Zückt der Polizist sein Notizbuch: „Name?"
„Czarnetzki."
„Wie schreiben Sie sich?"
„S-i-c-h."

Mit stolzgeschwellter Brust schreitet der nackte Adonis vor dem Spiegel auf und ab. „Zwei Zentimeter mehr, und ich wäre ein König."
„Stimmt", erwidert seine Geliebte. „Zwei Zentimeter weniger, und du wärst eine Königin."

Drei Kandidaten werden nacheinander vom Quizmaster befragt:
„Wo langt die Frau dem Mann am liebsten hin?"
„In die Brieftasche."
„Richtig."
Dann die Frage an den zweiten Kandidaten:
„Wo haben die meisten Frauen krauses Haar?"
Prompt kommt es: „In Afrika."
Als der zweite Kandidat das Podium verläßt, geht der dritte gleich mit.
„Halt", ruft der Quizmaster. „Ich habe Sie doch noch gar nichts gefragt."
„Hat auch keinen Sinn. Ich hätte schon die beiden ersten Fragen falsch beantwortet."

Nichts ist unmöglich", philosophiert Gerd am Stammtisch.
„Doch", meint Dieter, „du mußt mal meine Frau kennenlernen."

Was unterscheidet die Amerikaner von den Engländern?
Die Amerikaner haben Ronald Reagan, Bob Hope und Johnny Cash. Die Engländer haben Margaret Thatcher, no hope und no cash.

Sag mal", fragt Bernd seinen Freund, „es gibt da Gerüchte, daß alle männlichen Mitglieder deiner Familie schwul sind. Hat's denn bei euch keiner mit den Weibern?"
„Doch", säuselt Detlef, „meine Schwester."

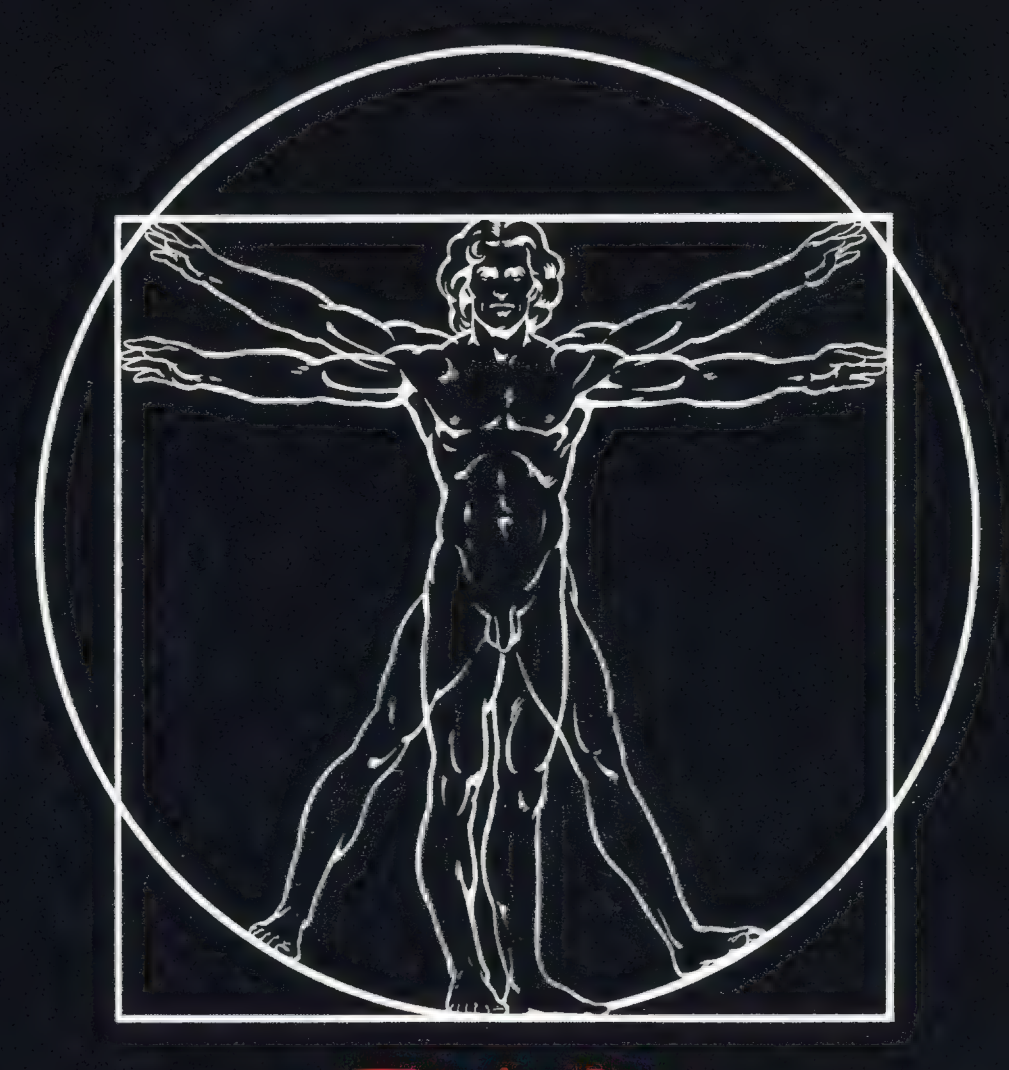


Auch die DDR-Regierung geht mit der Zeit – sie hat alle Polizisten mit Digital-Uhren ausgerüstet. Als eine alte Dame einen Vopo fragt, wie spät es sei, erhält sie zur Antwort: „12 geteilt durch 36. Ausrechnen müssen Sie es sich aber selber."

Für einen veröffentlichten Party-Witz gibt es 100 Mark. Schicken Sie ihn an PLAYBOY, *Kennwort: „Party-Witz", Charles-de-Gaulle-Straße 8, 8000 München 83. Bitte, haben Sie Verständnis, daß wir nicht alle Einsendungen berücksichtigen können.*



„'nen doppelten Whisky und 'ne neue Nachbarin"



DAS GEHEIMNIS DES MANNES...

PLAYBOY

hat untersucht, warum der Kampf der Geschlechter die Menschheit beherrscht. Ist es der kleine Unterschied allein? Nein. So einfach lassen sich die Naturgesetze unserer Welt nicht erklären. Eines ist aber bewiesen, den Mann und den Sex gibt es nicht seit Anbeginn der Schöpfung. Die Natur hat sie erfunden, um den Menschen überleben zu lassen

Homo sapiens. Erscheinungsformen: männlich und weiblich. Alter: rund 400 000 Jahre, wobei allerdings Vorfahren bekannt sind, die bereits vor 3 500 000 Jahren existierten. Verbreitung: über die gesamte Oberfläche des Planeten Erde. Gesellschaftsformen: Industrie und Agrarwirtschaft, Arbeiter, Bauern und Hirten. Daneben vereinzelt Jäger und Sammler. Fortpflanzung: sexuell. Nächster lebender Verwandter: Schimpanse. Charakteristika: aufrechter Gang, Sprache, Intelligenz, unbezweifelbarer Herrschaftsanspruch, höchster Sexualstandard. Frage: Wozu der ganze Aufwand?

EINER AUS den Tiefen des Alls zu uns entsandten Forscherin würde es einiges Kopfzerbrechen bereiten, ihren fernen Auftraggebern zu erklären, warum männliche und weibliche Menschen auf der Erde eine Vorrangstellung einnehmen. Wo und womit in aller Welt sollte sie beginnen?

Die Größten sind wir wirklich nicht – gemessen am Blauwal machen wir uns aus wie ziemlich affige Wesen zu Fuß. Die höchste Lebenserwartung haben wir ebenfalls nicht – bestimmte Kiefernarten können 150 menschliche Generationen überleben. Die meisten sind wir nicht – schon die Vögel sind weitaus zahlreicher. Und wir pflanzen uns auch nicht besonders schnell fort – andere Lebewesen bewerkstelligen in 20 Minuten, wofür wir neun Monate brauchen. Es gibt eigentlich nur zwei Aspekte, die uns – in Verbindung miteinander – zu etwas wirklich Besonderem machen: Im Verhältnis zu unserem Körper haben wir das Gehirn mit dem größten Gewicht. Und wir sind mit Abstand die sexualisiertesten Kreaturen auf diesem Planeten.

Unsere nächsten Vettern sind die Schimpansen, mit denen wir 98,5 Prozent der Gene gemein haben. Und manche Wissenschaftler glauben, daß eine Kreuzung zwischen einem Schimpansen und einem menschlichen Wesen im Bereich des Möglichen liegt.

Die Chinesen unternahmen angeblich solche Experimente, bevor ihnen die Ereignisse der Kulturrevolution einen Strich durch die Rechnung machten. Niemand weiß, wie sie dabei vorgingen – zu einer Zeit, als Retortenbabys noch Zukunftsvision waren. Und die Geister scheiden sich angesichts der Frage, wie es wohl beim Ergebnis derartiger Kreuzungsversuche um das Sexualverhalten bestellt gewesen wäre.

Männliche Schimpansen mögen zwar in der Tat männlichen Menschen Gewichtiges voraus haben – ihre Hoden sind dreimal größer als die unsrigen und produzieren Unmengen von Sperma. Dies aber lediglich deshalb, weil sie im ständigen Konkurrenzkampf miteinander liegen. Das Sexualleben männlicher Schimpansen findet nur statt, wenn ein geschlechtsreifes Weibchen alle zwei, drei Jahre in die Brunftzeit kommt. Dann ist Schlangestehen das Gebot der Stunde. Und wenn die Männchen schließlich an der Reihe sind, ist die ganze Sache in sieben Sekunden vorbei.

Wir Menschen dagegen haben Spaß an der Freud. Und wir sehen ganz so aus, als ob wir eigens dazu geschaffen seien: All das, was der Mensch zum Lieben braucht, sitzt vorn und wird permanent zur Schau gestellt. Unbehaartheit bewirkt, daß wir mit unseren Reizen nicht geizen. Die Antennen unserer Lust liegen unter nackter Haut. Wir pflegen einander von Angesicht zu Angesicht zu beschlafen, um größtmöglichen persönlichen Kontakt zu gewährleisten – obwohl die Vielfalt der Variationsmöglichkeiten dem Einfallsreichtum des menschlichen Geistes entspricht. Außerdem tun wir es öfters. Menschliche Wesen sind nicht gebunden an Brunftzeiten oder Läufigkeitszyklen wie Schimpansen und der Rest der Natur. Sex dient uns nicht nur zur Fortpflanzung, er gereicht uns vor allem auch zum Spaß.

Ein Faktum, das unsere Anthropologin vom anderen Stern sehr rasch herausfinden würde. Und bei weiterer Feldarbeit würde sie entdecken, daß

anscheinend noch zwei andere Aspekte untrennbar mit des Menschen Spaß an der Freud verbunden sind. Erstens sind wir im Grunde genommen monogam, was uns von allen anderen Primaten, ausgenommen die Gibbons, unterscheidet. Und zweitens kennen wir eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern – es scheint eine Übereinkunft zu geben, wer was tut.

Bei den 224 Gesellschaftsformen, die in George Murdocks berühmtem *Ethnographischem Atlas* aufgeführt werden, gilt für 158 das Kochen als eine rein weibliche Tätigkeit, und nur bei fünf wird es als eine den Männern vorbehaltene Arbeit gewertet. Die Jagd ist in 166 von 179 Gesellschaftsformen Sache der Männer und niemals eine ausgesprochen weibliche Betätigung. Ähnliche Beobachtungen fallen bei allen Aktivitäten an, die Arbeiten rund um Haus und Hof betreffen. Die Männer sind fast immer verantwortlich für Holz- und Metallbearbeitung, für den Fischfang und für die Herstellung von Musikinstrumenten. Den Frauen obliegt im großen und ganzen die Weberei, die Anfertigung von Kleidung, die Zubereitung von Getränken und Rauschmitteln.

Diese Art der Arbeitsteilung ist fast einzigartig in der Natur.

Im Besitz dieser Erkenntnisse würde nun unsere Besucherin aus dem All wahrscheinlich gern zwei und zwei für ihren Lagebericht zusammenzählen wollen. Großes Hirn, Spaß an der Freud, Monogamie, Geschlechtsumtriebigkeit und Arbeitsteilung. Aber könnte all dies summa summarum erklären, warum die Menschen in der Lage waren, sich den Planeten Erde untertan zu machen? Des Pudels Kern: Sex und Spaß an der Freud?

Um Antworten zu finden, müßte sich unsere Galaxis-Größe weit in die Frühe der Menschheitsgeschichte zurückhangeln. Von dort müßte sie noch weiter zurücktauchen in die Entwicklungsgeschichte bis zu den Ur-Lebensformen, Milliarden von Jahren vor jener Zeit, als wir den ersten Grunzer von uns gaben. Dort angelangt, würde sie zwei weitere Fragen stellen müssen, deren Beantwortung von grundlegender Bedeutung ist, wenn man begreifen will, wer wir sind (und warum wir so sind, wie wir sind): Warum gibt es Sexualität in dieser Form? Und warum gibt es Männer?

Sex mag Spaß machen, zwingend notwendig aber ist er nicht! Man betrachte beispielsweise nur die vielen Arten von Eidechsen, die der Biologe David Crews in seinem Laboratorium an der Universität von Harvard hält. Drei dieser Arten verdienen besondere Aufmerksamkeit: Wenn nämlich ein Weibchen aus einer dieser Spezies sich dem Eisprung nähert, dann wird es von einem anderen Eidechsen-Wesen besprungen. Es passiert etwas, das

Die männlichen Lebewesen sind durch die Bank recht nutzlose Geschöpfe. Zur Arterhaltung steuern sie weit weniger bei als die Weibchen

ganz nach Sex ausschaut. Da wird herumgebissen, da wird mit den Schwänzen geschlagen, da werden Sexualorgane aneinander gerieben.

Nur mit Sex hat das alles nichts zu tun. Jedenfalls nicht in dem Sinne, wie er uns geläufig ist. Denn die Eidechsen dieser drei Arten sind alle weiblichen Geschlechts – wie mindestens 24 weitere Reptilienarten. Sie pflanzen sich durch Parthenogenese fort, durch Jungfernzeugung. Ihre Familien kennen nur ein Einzel-Elternteil mütterlicher Abstammung und mit einem Geschlecht – wie sie selbst. Ihre Art von Sex soll lediglich bewirken, daß sie mehr Eier legen. Mit Befruchtung haben diese Vorgänge nichts zu tun. Die Eidechsen pflanzen sich durch sich selbst fort, und sie bedürfen dabei keiner Hilfs- oder sonstigen Stellung seitens der Männchen. Die haben sie abgeschafft und werden sie nie wieder brauchen.

Gleiches könnte im menschlichen Bereich geschehen – denkbar zumindest wäre es. Nach Ansicht einiger Biologen könnte das für Parthenogenese verantwortliche Gen dort, wo es bei einer langlebigen Art mit unveränderlichem Lebensraum auftritt, als was man uns bezeichnen kann, zum Zug kommen und Männer samt Sex schließlich der Vergessenheit anheimfallen lassen. Wir würden werden wie Löwenzahn, Bananen, Ananas und Navelorangen, ebenbürtig den Eidechsen des Herrn Crews. Wir würden ohne Sex zur Welt kommen – und ausschließlich als Weibchen.

Einigen Feministinnen käme natürlich die Formulierung locker von den Lippen, daß es dann besser um die Welt bestellt wäre; und wenn man sich umschaut nach männlichen Lebewesen in der Natur, dann kann man diesen Damen nur beipflichten. Denn männliche Lebewesen sind eigentlich durch die Bank recht nutzlose Geschöpfe. Zur Fortpflanzung und Arterhaltung steuern sie weit weniger bei als die Weibchen. Sie sind gewöhnlich kleiner als Weibchen (das größte Lebewesen auf der Welt ist der weibliche Blauwal). Sie kümmern sich fast nie um die Brut. Sie sterben jung (nur menschliche Eunuchen haben eine ähnlich hohe Lebenserwartung wie menschliche Weibchen). Und während ihrer Lebzeit legen sie ein höchst närrisches Verhalten an den Tag.

Sie tragen regelrechte Kämpfe untereinander aus, um in den Genuß einer Nummer zu kommen – Zecken bekämpfen sich dabei bis zum Tod. Um sich ins rechte Licht zu rücken, setzen sie sich sogar der Gefahr aus, von Feinden entdeckt zu werden – so spielt beispielsweise nur der männliche Leuchtkäfer hoch in der Luft Feuerwerk, wenn es um die Partnerwerbung geht; das Weibchen bleibt unten im sicheren Gehölz.

Männchen klammern sich auch heute noch an umständliche und hoffnungslos überholte Strategien aus entwicklungsgeschichtlicher Pionierzeit – wie etwa Rentiere, die viel kostbare Zeit für Imponierspiele aufwenden und Ehre einzulegen versuchen mit mächtigen Geweihen, die zu sonst nichts mehr Nutze sind. Oftmals haben Männchen keine klare Vorstellung davon, mit wem oder was man es machen könnte: Eine männliche Fliege probiert es auch mit einer Rosine; ein männlicher Schmetterling versucht ein vom Baum fallendes Blatt zu vernaschen; männliche Frösche und Kröten klammern sich

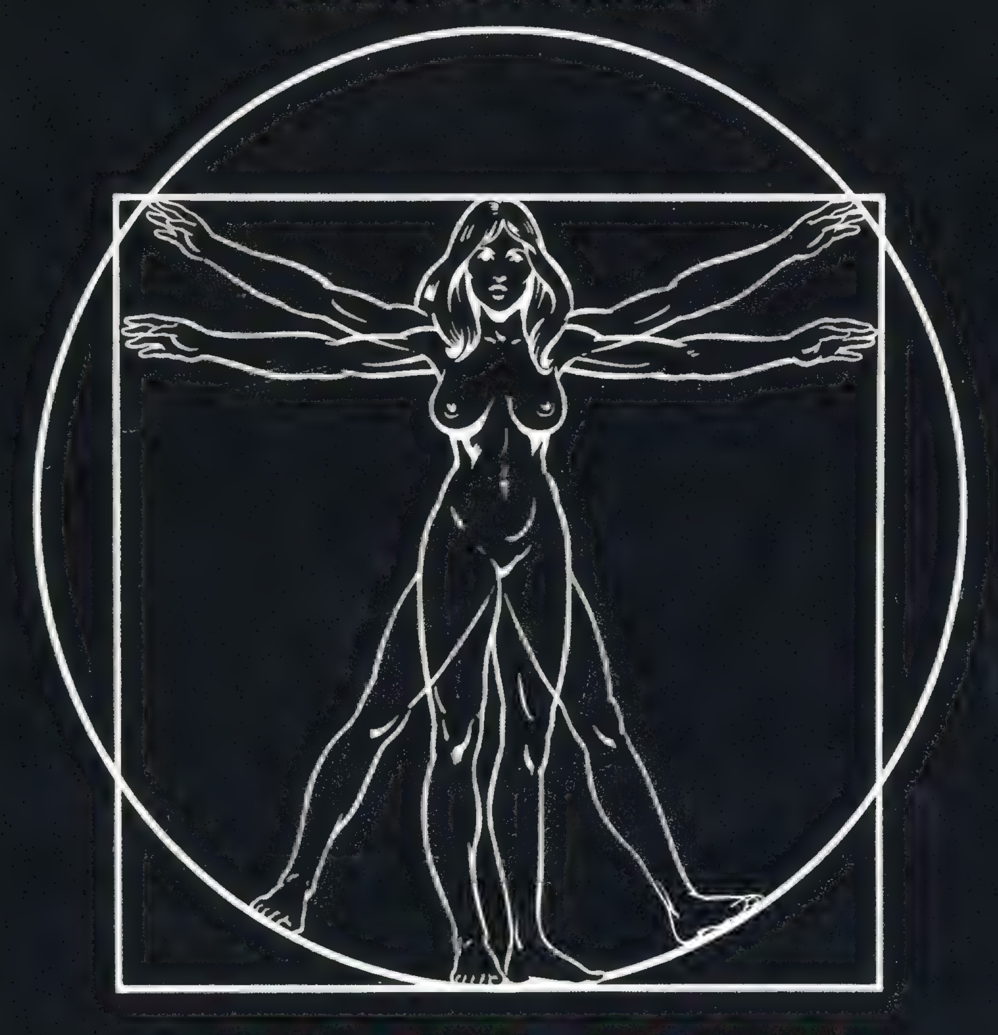
(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 118)

Die neuesten Erkenntnisse der Wissenschaft. Von

JO DURDEN-SMITH

und

DIANE DE SIMONE



...UND DIE LUST DES WEIBES



Peugeot 504 Cabrio. Wer sich für den 180 km/h schnellen Wagen interessiert, muß viel Geduld aufbringen – kleinste Stückzahlen bedingen lange Lieferzeiten (32 400 Mark).

Morgan Plus 8. Die auf einen Holzrahmen montierte Handarbeit ist nur äußerlich nostalgisch. 157 PS (115 kW) sorgen für Porsche-Fahrwerte (45 600 Mark).



Alfa Romeo Spider 2000. Für genügend Dampf sorgen die 127 PS (93 kW) des Doppel-Nockenwellen-Motors. Die seit 15 Jahren unverändert ansprechende Form stammt vom Stardesigner Pininfarina (25 000 Mark).

Fiat 124 Spider 2000. Auf vielfachen Wunsch wieder ins Europa-Programm aufgenommen. Die dicken Stoßstangen zeigen, wohin der Spider in den vergangenen Jahren verkauft wurde: in die USA (19 500 Mark).

ILLUSTRATIONEN MICHEL PINTADO



Ferrari 308 GTSi. Das Geschoß wurde vom Düsseldorfer Importeur Auto-Becker in ein Vollcabrio verwandelt. Unter der (Mittel-)Motorhaube sorgt ein Dreiliter-Achtzylinder für reichlich Temperament (82 400 Mark).



Rolls-Royce Corniche Cabrio.
Man muß sich entscheiden: Für den Kaufpreis gibt's auch schon eine Eigentumswohnung. Der Engländer bietet vier mit feinstem Leder bezogene Sitze und knapp 190 km/h Spitze (347 000 Mark).

Porsche 911 SC Cabrio. Problemloser Sportwagen dank deutscher Wertarbeit. Die pausbäckigen Verbreiterungen stammen noch vom Prototyp, sind jedoch von jedem Tuner montierbar (60 000 Mark).

Bitter SC Cabrio. Der deutsche Exot dient mit Vierradantrieb für stetigen Vortrieb auf Straßen, die bislang nur Geländewagen vorbehalten waren (115 000 Mark).

GEHEIMNIS DES MANNES... *(Fortsetzung von Seite 112)*

optimistisch an Felsen, steinerne Uferbefestigungen oder Bootsplanken; männliche Hunde halten schon mal Herrchens Bein für die Frau ihrer Träume; und Irren ist nicht nur tierisch, sprach bekanntlich jener Igel, der von der Haarbürste stieg . . .

Ein Männchen zu sein, ist bei den meisten Lebewesen ein schwieriger, gefährlicher Vogel-friß-oder-stirb-Job. Naturgesetze zwingen die Männchen, wirklich *alles* in ihrer Macht Stehende zu tun, um zum Fortpflanzungserfolg zu kommen: Denn nur daran ist die Natur interessiert.

Gemessen an all der Unbill, die Männlichkeit ihnen einträgt, nimmt es nicht Wunder, daß Männchen angesichts der Option, wie sie die Natur etwa bestimmten Korallenfischen einräumt, erbitterte Kämpfe untereinander um ein Revier ausfechten, um dann Weibchen werden zu dürfen.

Die Mehrheit der männlichen Lebewesen auf unserem Planeten hat diese Chance nicht. Wie wir menschlichen Männchen hocken auch sie im Käfig der Evolution. Und die diktiert zum Beispiel: 18 verschiedene Grundmuster des Balztanzes bei amerikanischen Heuschrecken, den unhandlich-massigen 55-Pfund-Penis des Elefantenbullen oder die wabernden Wunsch-Wehen, die das kollektive Unbewußte in einer großstädtischen Bar für einsame Herzen schwängern. Alle sind sie unentrinnbar an jenes Erscheinungsbild der Sexualität gefesselt, das die Evolution ihnen zugedacht hat.

Das mag für menschliche Männchen recht erstaunlich klingen, die sich selbst für verschiedenartig, variantenreich und abwechslungsvoll halten, für kultiviert und aufgeklärt, für intellektuell und was sonst noch immer, jedes für sich ein einzigartiges Hoppla-jetzt-komm-ich-Exemplar, das nur zum Spaß da ist. Aber auch wir sind vor langer, langer Zeit in einen Entwicklungsprozeß eingestiegen. Und demnach sind auch wir diesem elementaren Naturgesetz unterworfen:

Es gibt für ein männliches Wesen nur eine einzige Möglichkeit, sich selbst fortzupflanzen und seine (männlichen) Gene einer kommenden Generation zu vererben – es muß eine Partnerin finden, muß um sie werben, um sie kämpfen und schließlich all das tun, was *sie* für zweckdienlich hält. Wenn männliche Wesen, menschliche Männchen eingeschlossen, die Spielregeln nicht befolgen, wenn sie sich nicht durch all die Rituale hindurchackern mit dem unbeirrbaren Ziel, Schnüffelkontakt zur Betreffenden herzustellen – dann sind sie auf dem besten Wege in die fortpflanzungsgeschichtliche Vergessenheit. Und welche Gene auch immer für ihr individuelles Unvermögen verantwortlich waren, dafür, daß sie etwa den Spaß für wichtiger als die Empfängnis erachteten, dafür, daß sie beim Balztanz den Ritter von der traurigen Gestalt spielten und es auch sonst am nötigen Zunder fehlen ließen – all diese Gene werden für immer verschwinden.

Nur jene Gene überdauern, die letztlich dem Überleben dienlich und der Fortpflanzung mit einem weiblichen Wesen förderlich sind. So werden die Größten, die Mutigsten, die Widerstandsfähigsten und die Verläßlichsten überleben. Dies ist der Lauf der Welt, wie er sich für männliche Wesen darstellt. Da Weibchen die Endfertigung der Nachwuchsproduktion obliegt, sind Männchen nur als Dienstleistungsgewerbler gefragt.

Irven DeVore, Anthropologe an der Universität von Harvard, ist sich ganz sicher. „Männchen", erklärt er, „sind nichts weiter als ein groß angelegtes, von Weibchen durchgeführtes Experiment auf dem Sektor Fortpflanzung!"

Sex ist nämlich für ein Weibchen ein mieses Geschäft. Warum sollte es Zeit und Energiereserven vergeuden, nur um eventuell Männchen zu produzieren?

Bleibt die Frage: Wozu in aller Welt? Einleuchtend, daß die Existenz von Sex in der Natur für Männchen lebenswichtig ist. Aber was haben Weibchen davon? Fortpflanzung und Sicherung von Nachkommenschaft und Arterhaltung auf sexueller Basis ist eine energievergeudende Angelegenheit. Außerdem konfrontiert sie das Weibchen auch noch mit einigen gravierenden Problemen.

Zunächst muß es einen Partner suchen und dabei das Risiko eingehen, sich einen möglicherweise gefährlichen Zeitgenossen zu angeln. Dann muß es einen Weg finden, sich zu vergewissern, daß es sich auch mit einem Individuum der richtigen Spezies einläßt. Und schließlich bleibt es noch immer ein Pokerspiel, ob das Sperma des Männchens sie auch tatsächlich in die Lage versetzen wird, lebensfähige Nachkommen in die Welt zu setzen.

Ein weibliches Ei ist ein wertvolleres Produkt als männliches Sperma. Der Mann kann in einer halben Sekunde mehr Spermatozoen (die kleinsten seiner Körperzellen) produzieren als eine Frau befruchtungsfähige Eier während ihres ganzen Lebens. Ein Weibchen ist daher gezwungen, wählerischer als ein Männchen zu sein. Beim Menschen kann der unbedachtsame Umgang mit Sperma die Frau in Bruchteilen von Sekunden ein kostbares Ei kosten, das anderswo besser an den Mann gebracht worden wäre – ganz zu schweigen von neun Monaten Schwangerschaft, nicht immer absolut schmerzfreier Geburt und all dem, was danach im Zusammenhang mit dem Baby noch alles auf sie zukommt.

All diese Komplikationen sollten, so müßte man annehmen, Weibchen welcher Spezies auch immer ermuntern, sich nach anderen Fortpflanzungsmöglichkeiten umzusehen. Und es gibt sogar noch einen viel gewichtigeren Grund für eine Umorientierung: Sex ist nämlich für ein Weibchen ein mieses Geschäft.

Wenn man nämlich seine Kombination von Genen mit einer Fußballmannschaft vergleicht: Warum sollte dieses Weibchen ein sieggewohntes Team auseinanderreißen? Warum sollte dieses Weibchen es für sinnvoll erachten, die Hälfte seiner Gene zum Teufel zu jagen, sie im Zuge der Fortpflanzungsprozedur abzuschütteln und die ebenfalls abgeschüttelte Hälfte der Gene eines meist ziemlich fremden Individuums dafür anzunehmen? Warum sollte es auf die Fortpflanzungsgarantie seiner eigenen Gene verzichten? Und warum sollte es Zeit und Energiereserven vergeuden, nur um eventuell Männchen zu produzieren?

„Es ist witzlos zu behaupten, solche Abläufe lägen im Interesse der Arterhaltung", meint Martin Daly, ein Psychologe von der McMaster-Universität in Kanada, der sich schon lange mit der Frage beschäftigt, warum er eigentlich lebt. „Das Weibchen weiß nichts über die Art, und das, was es tut, macht es bestimmt nicht, um Anhängern der Evolutionstheorie von Charles Darwin zu Willen zu sein. Nein, bei der ganzen Geschichte muß etwas für das *Weibchen* herausspringen. Nur an sich selbst ist es interessiert und an seiner Nachkommenschaft. Oder, andersherum ausgedrückt, seine Gene sind nur an sich selbst und an ihrer kontinuierlichen Überdauerung interessiert. Beim Individuum werden die Weichen in der Stunde Null gestellt. Und *dort* müssen wir ansetzen, wenn wir herausfinden wollen, welchen Vorteil Sex zu bringen vermag. Wenn das Weibchen Sex wählt, dann bringt es – um mit George Williams von

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 197)







ILLUSTRATION: MARLENE NECKERMANN

Schöne Frau aus Nachbars Garten

Natürlich kommt ein Mann ins Grübeln, wenn er die Frau des besten Freundes bumst. Da gibt es nur eins: noch eine Frau

Erzählung von

Gregor von Rezzori

Seine Freundschaft mit Nikolaus war alten Datums, von der kleinen Universitätsstadt her, wo sie studiert hatten, er Germanistik, Nikolaus Rechtswissenschaft. Aber sie hatten einander jahrelang nicht gesehen. Es war eine glückliche Wiederentdeckung, als sie sich unversehens in engster Nachbarschaft vorfanden, in Grünwald, zwei Grundstücke nur voneinander getrennt. Er hatte das Haus seines Steuerberaters über den Sommer geliehen bekommen; ein Glücksfall, der's ihm ermöglichen sollte, sich zurückzuziehen, um endlich eine längst begonnene Biographie Jean Pauls zu Ende zu schreiben. Sie begrüßten sich mit lautem Hallo. Nikolaus lebte seit zwei Jahren hier, war Dozent an der Universität in München, hatte inzwischen geheiratet und war Vater zweier Kinder, eines Mädchens von fünf sowie eines

Buben von drei Jahren geworden. Er wurde herzlich eingeladen, sie zu besichtigen. „Du und meine Frau, ihr werdet euch wunderbar verstehen", sagte Nikolaus, „ich hab ihr oft von dir erzählt. Eine Prachtperson, sie wird dir gefallen, wirklich eine Prachtperson."

Sie war's. Er war sofort begeistert von ihr. Wäre sie nicht die Frau seines Freundes gewesen, er würde sich auf der Stelle in sie verliebt haben. So gestand er sich zwar ein, daß er's vom ersten Augenblick an war, aber er erlaubte seinen Gefühlen zunächst nicht, sich über ein beständiges sanftes Keimen hinaus zu entwickeln. „Was für ein gebenedeiter, unzeitgemäßer Kitsch", dachte er beglückt. „Was für ein Segen für mein Buch!"

Sie war keineswegs eine Schönheit nach dem Zeitgeschmack, auch das stimmte, gar nicht der Typ des skandinavischen Mannequins, das er nach seiner Vorstellung von Nikolaus' Geschmack erwartet hatte. Sie war eher klein, zierlich, dabei ungemein wohlgebaut und beweglich, „wie ein Eichhörnchen", schoß es ihm bei ihrem Anblick durch den Kopf. Was jedermann entzücken mußte, war ihre Lebendigkeit, ihre Gegenwärtigkeit, ihre Frische. Sie trug ihr hübsches kastanienbraunes Haar im klassischen Schnitt der zwanziger Jahre. Wenn er an sie dachte, sah er's in fortwährender Bewegung vor sich, so flink drehte sie ihren Kopf beim Sprechen, beim Schauen und Lauschen hin und her. Sie lachte gern und herzhaft, ihre Zähne waren makellos, ihr Mund sehr anziehend, die Augen spielten ins Honigfarbene, ihre Haut war glatt und von Natur wie sonngebräunt – mit einem Wort: Sie war bezaubernd.

Er, sie und Nikolaus waren bald unzertrennlich. Das kam seiner Arbeit keineswegs in die Quere, im Gegenteil: förderte sie nur. Er schrieb tagsüber, abends ging er hinüber zu den Freunden. Es kam so ein Zug von Regelmäßigkeit in sein Leben, der in den letzten Jahren bedenklich zu vermissen gewesen war.

„Weißt du, daß du anfängst, an den Schläfen grau zu werden", sagte Nikolaus lachend zu ihm, „ein Herr im interessanten Alter. Ich werde dich vor meiner Tochter verstecken müssen." Und er erwiderte unbefangen: „Versteck erst deine Frau vor mir!"

Ja, zugegeben, er war verliebt in sie. Er sagte es ihr lachend in Nikolaus' Gegenwart, und er sagte es ihr, wenn er abends zu ihnen kam, bevor Nikolaus heimgekehrt war. Aber er liebte Nikolaus, das wußten sie alle drei, mußten es wissen. Es war die Liebe eines jüngeren Bruders zum älteren, obwohl sie fast auf den Tag gleichaltrig waren.

Es verbarg sich aber auch nicht, daß sie, Nikolaus' Frau, intelligenter war als ihr Mann, sehr viel freier und unabhängiger. Das festigte jedoch nur seine Zuneigung zu ihm: Aus einem erzmännlichen Corpsgeist fühlte er sich verantwortlich für ihn, war bereit, ihn in Schutz zu nehmen, sogar gegen sie.

Er war verliebt in sie. Aber die wohltemperierte Brutwärme dieser Zuneigung durfte niemals irgendwelche Besitzansprüche auswuchern lassen. Das war ein Befehl an sich selbst, obwohl er manchmal hart daran war, sich zu sagen, es wäre ehrlicher, wenn er sich die Zügel schießen ließe. Denn sie machte kein Hehl daraus, daß er ihr sehr gefiel, und sie sprach's gänzlich unbefangen vor Nikolaus aus.

Der Sommer war inzwischen heiß geworden, sie fuhren, so oft sie nur konnten, an den Starnberger See hinaus. Es wirkte nicht eben beschwichtigend auf seine Sinne, sie im Bikini um sich zu haben, im Boot und auf dem Bootssteg, auf dem sie sich von der Sonne bräunen ließen, Haut an Haut. Ihr zierlicher, sehr fraulicher Körper war so reizvoll, wie auserwählt. Es blieb ihm nicht erspart, sich eingestehen zu müssen, wie lebhaft seine Vorstellung trotz aller Verbote damit beschäftigt gewesen war. Sie war eine vorzügliche Schwimmerin; seine eigene Behendigkeit im Wasser war nicht auf dieser Höhe, und sie machte sich's zur spielerischen Gewohnheit, unter ihm durch und unversehens neben ihm aufzutauchen, um ihn unter den Wasserspiegel zu drücken, wobei es unvermeidlich zu Rangeleien unter Wasser zwischen ihnen kam, bei denen er den Eindruck nicht von sich weisen konnte, daß gewisse Umschlingungen und manches An-sich-Pressen nicht gänzlich unbeabsichtigt waren.

●

„Wir spielen ein mustergültiges, bürgerliches Drama", sagte er zu der Frau – denn ihre Intimität war auf einen Stand gekommen, bei dem nichts mehr unausgesprochen blieb.

Sie lächelte dazu sphinxhaft, schwieg erst und sagte dann: „Es war an der Zeit, daß du dahinterkommst."

„Die Entdeckung stammt nicht von heute", erwiderte er, „und ich sehe nicht recht, wie sie uns helfen sollte."

„Sie könnte es aber", sagte sie.

„Inwiefern?"

„Insofern, als sie uns erkennen lassen müßte, welche lächerlich übertriebene Bedeutung wir dem Umstand beimessen, ob wir irgendwann miteinander in einem Bett landen werden oder nicht."

„Für mich wäre es von etwas mehr als nur geringfügiger Bedeutung", sagte er.

„Und für wen noch?" fragte sie.

„Ich bilde mir ein, auch für dich?"

„Und für wen noch?"

Er schwieg betroffen. Wen, in der Tat, außer sie beide, ging's noch was an, ob sie miteinander schliefen oder nicht? Nikolaus! Eben das machte es zum bürgerlichen Drama, daß er ihn einbezog in etwas, was nur noch in den konventionellsten, befangensten Vorstellungen auch Angelegenheit eines Dritten, des Gatten, war. Er schaute sie an. Natürlich hatte er versucht, sich ihre Vergangenheit vorzustellen, von der sie niemals sprach, und war aus vielen Merkmalen und Zeichen zu dem Schluß gekommen, daß sie sehr frei und unbelastet von herkömmlichen Zwangsvorstellungen gelebt haben mußte. „Nichts, was man aus freiem Willen tut, ist demütigend", hatte sie einmal gesagt, „nur das, was einem widerfährt." Es war offensichtlich, daß Nikolaus sie dafür liebte, bewußt auch für eben die Erlebnisse liebte.

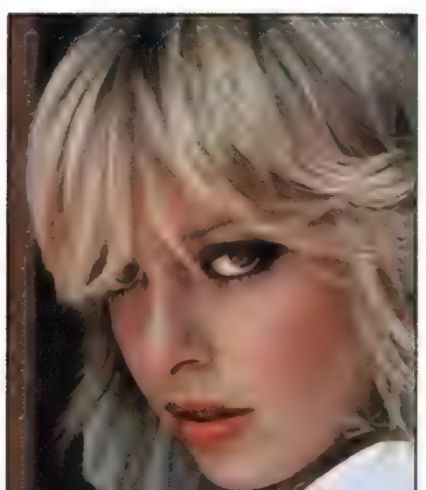
Sie waren allein, Nikolaus an der Universität und die Kinder für ein paar Tage zu Besuch bei seiner Mutter. Nichts störte die Stille im Haus, in das die Nachmittagssonne durch das Grün der Gartenbäume in vierfach von den Fensterkreuzen geteilten schrägen, weinfarbenen Balken einfiel. Aber er nahm sie nicht in seine Arme, er blieb bewegungslos vor ihr sitzen, während sie ihm voll in die Augen schaute, und auch als sie sagte: „Schön, wenn einem der Gummikragen des Spießers abgebunden wird, nicht wahr?" Erst nach einer Weile erhob er sich, strich ihr im Vorübergehen leicht übers Haar und ging zu sich nach Haus.

Sie kam wenige Tage später zu ihm, gleichfalls am Nachmittag, während er bei offener Tür zum Garten am Schreibtisch arbeitete, so schwärmerisch versunken in die Poesie Jean Pauls, daß er ihr Kommen erst bemerkte, als sie schon im Zimmer stand. Ohne Gruß und wie in einer längst eingelebten Gewohnheit ging sie zur Gartentür und schloß sie, ließ dann ihren leichten Sommerrock sinken, zog ihr Höschen von den Beinen und die Bluse über den Kopf, schüttelte die Sandalen von den unbestrumpften Füßen und stand nackt vor ihm. Obwohl er sie vom Baden fast gänzlich unbekleidet kannte, wirkten ihre hell gebliebenen, vollen, runden Brüste und das dunkle, akkurat gezeichnete Delta ihres Schoßes auf ihn wie ein elektrischer Schlag.

Er trat vor sie hin, wölbte seine Hände um ihre glatten Schultern, ihre Brüste, ihren Leib, sank dabei vor ihr nieder wie ein Anbetender, seine Lippen an ihr niedergleiten lassend, stieß dann lechzend seine Zunge in ihren Schoß. Sie kam fast unverzüglich mit einem glücklichen, kehligen Wehlaut. Sie gehörte zu den gebenedeiten Frauen, deren Orgasmen nicht wie die der Männer die Begierde vorübergehend auslöschen, sondern sich lustvoll

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 149)

Diese Penny ist Gold wert



Der britische Penny ist auch
nicht mehr das,
was er mal war! Falsch:
Penny Wells,
Fotomodell aus London,
steht hoch im Kurs.
PLAYBOY-Fotograf Jeff Dunas
brachte unsere
Penny an der Côte d'Azur
zum Glänzen

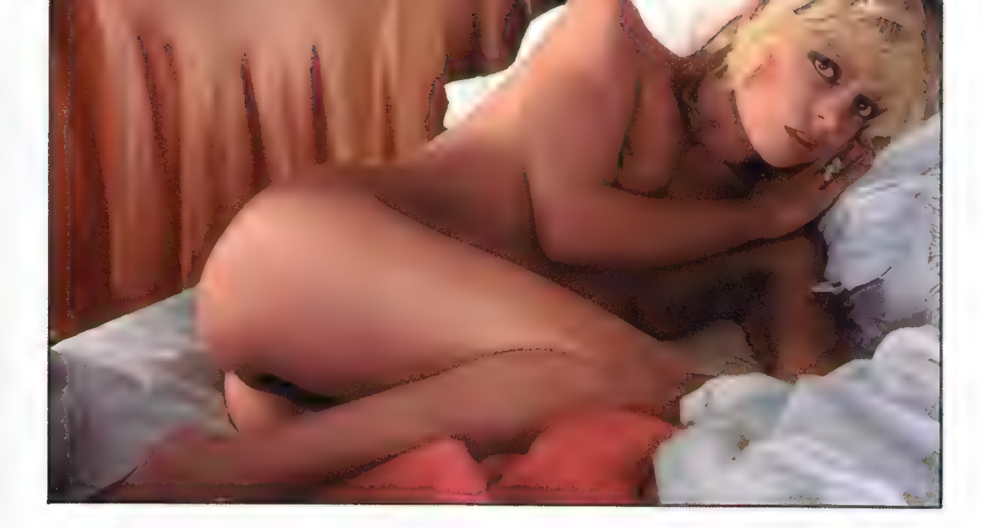






Männer, nichts als Männer! 99mal am Tag klingelt bei mir das Telefon. Der Mann von der Werbeagentur.
Der Mann von der Kosmetikfirma. Der Mann aus der Modebranche.
Und alle reden vom Geschäft. Der Mann für mich ruft nicht an

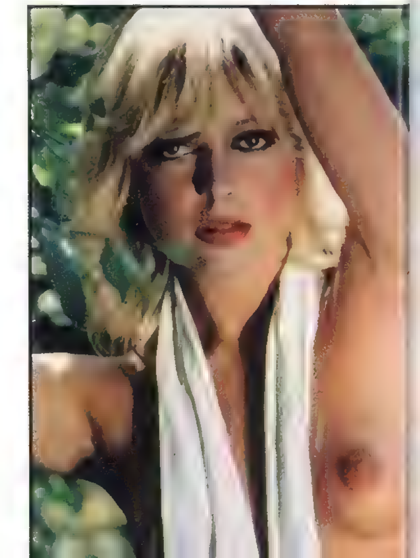


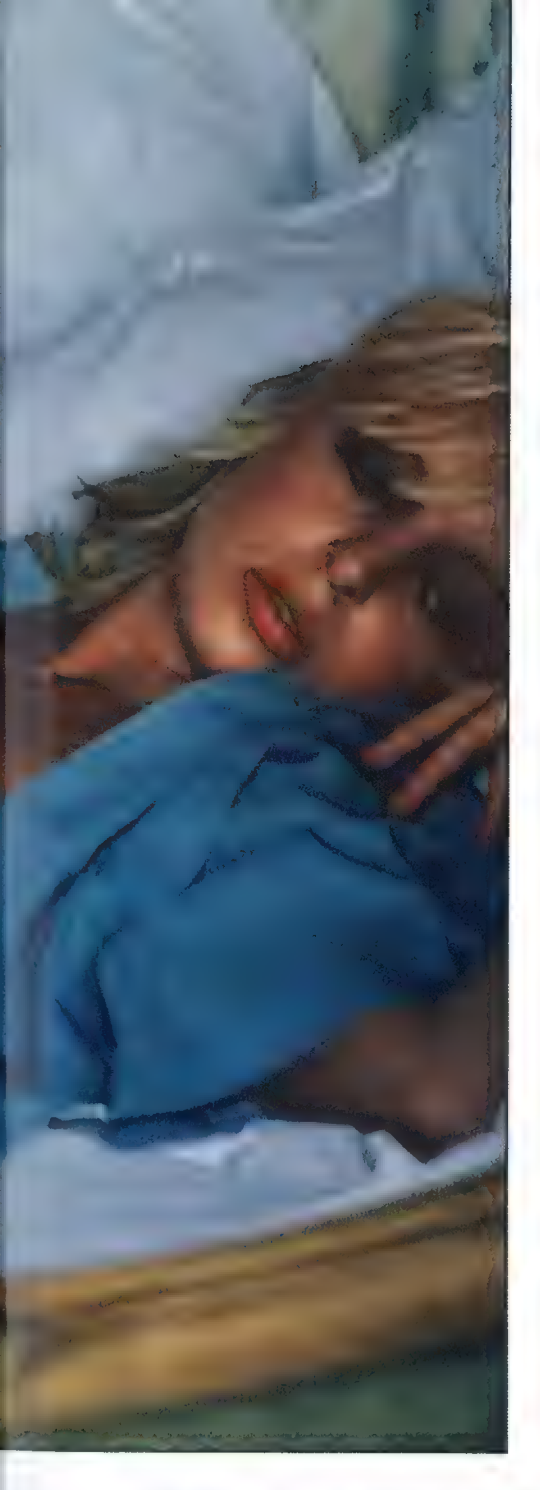


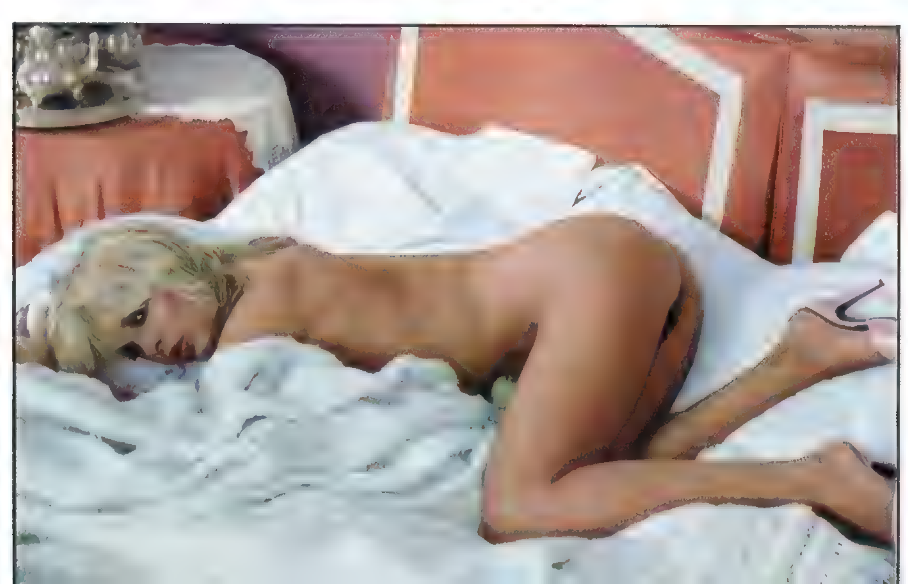


Männer, nichts als Männer! Alle sprechen mich an. Der Mann vom Make-up. Der Mann vom Licht. Der Mann mit der Kamera. Und keiner spricht mich an

Mann, o Mann! So übel ist das nicht an der Côte d'Azur. Ich bin der Star. Aber morgen wieder in London. Und wieder das Telefon. Männer, nichts als Männer! Der Mann von der Werbeagentur. Der Mann...









DIE NUMMER MIT DER MÜNZE

Ein Kerl wie Arlo gab nicht so schnell auf. Für sperrige Mädels hatte er immer noch einen Trick auf Lager. Nicht ganz astrein, aber umwerfend

Erzählung von

HARLAN ELLISON

Es mußte kurz nach Mitternacht sein. Arlo knipste den Fernseher aus und spürte auf einmal, daß er scharf wie eine Rasierklinge war. Also beschloß er, sich im nächsten Supermarkt umzusehen. Arlo lebte in Hollywood, wo fast alles möglich ist, und seine Lieblingsläden hatten rund um die Uhr auf. Er überflog noch einmal den Küchenzettel, ehe er in seinen verschmutzten, uralten Austin-Healy stieg, der immer noch prächtig lief, wenn auch ein paar Armaturen ausgefallen waren.

Das beste Revier, um Frauen nachzustellen, war der „Hollywood Ranch Market" an der Vine Street. Der große Jäger erschien um zehn Minuten nach Mitternacht und bugsierte seinen Einkaufswagen durch das unübersehbare Warenangebot. Er verstaute ein Paket Cornflakes mit Pfirsichscheiben in seinem Korb, dann eine Dose mit rosafarbenem Apfelmus und schließlich eine Packung Würstchen mit der Aufschrift „koscher". Ehrlich. Das war keine Beute, die einem Jäger vor Stolz die Brust schwellen ließ.

Arlo bog in die Tierfutter-Abteilung, und hinter dem Stand mit Vogelfutter entdeckte er plötzlich *sie*. Ein Paar wundervoll geschwungene Hüften, ein geblümter Rock, unter dem sich die Kontur eines knappen Höschens abzeichnete. Vorsichtig pirschte sich Arlo näher heran. An Putzmitteln und Spraydosen vorbei, immer schön gegen den Wind, damit das scheue Wild ihn nicht zu früh wahrnahm.

Arlo überlegte, wie er sie in die Falle locken konnte. Vielleicht mit der alten Masche, ihren Einkaufswagen anzurempeln? Oder sollte er sie einfach fragen, ob sie ihm nicht verraten könnte, welches Gemüse besonders frisch sei? Oder es einfach darauf ankommen lassen und fragen, ob er ihr Gesicht nicht schon einmal im Fernsehen bewundert haben könnte? Aber das roch ihm zu stark nach „Hollywood". Nein, zu abgedroschen.

Doch bevor er sich für eine Taktik entschließen konnte, war sie weitergeeilt und unterhielt sich hinten bei dem Obststand mit einem stoppelbärtigen Mann, der *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 161)*

ILLUSTRATION ANNE HOWESON

BETT GEFLÜSTER



Auch im Intimleben bedarf es des rechten Tons zur rechten Zeit – Humor von

JOHN DEMPSEY



„Das muß mein Deo sein"

„Kunstleder. Waschmaschinenfest und bügelfrei"

„Friedhelm, du bist einer unter Millionen“



„In deinem Alter raucht man noch nicht“



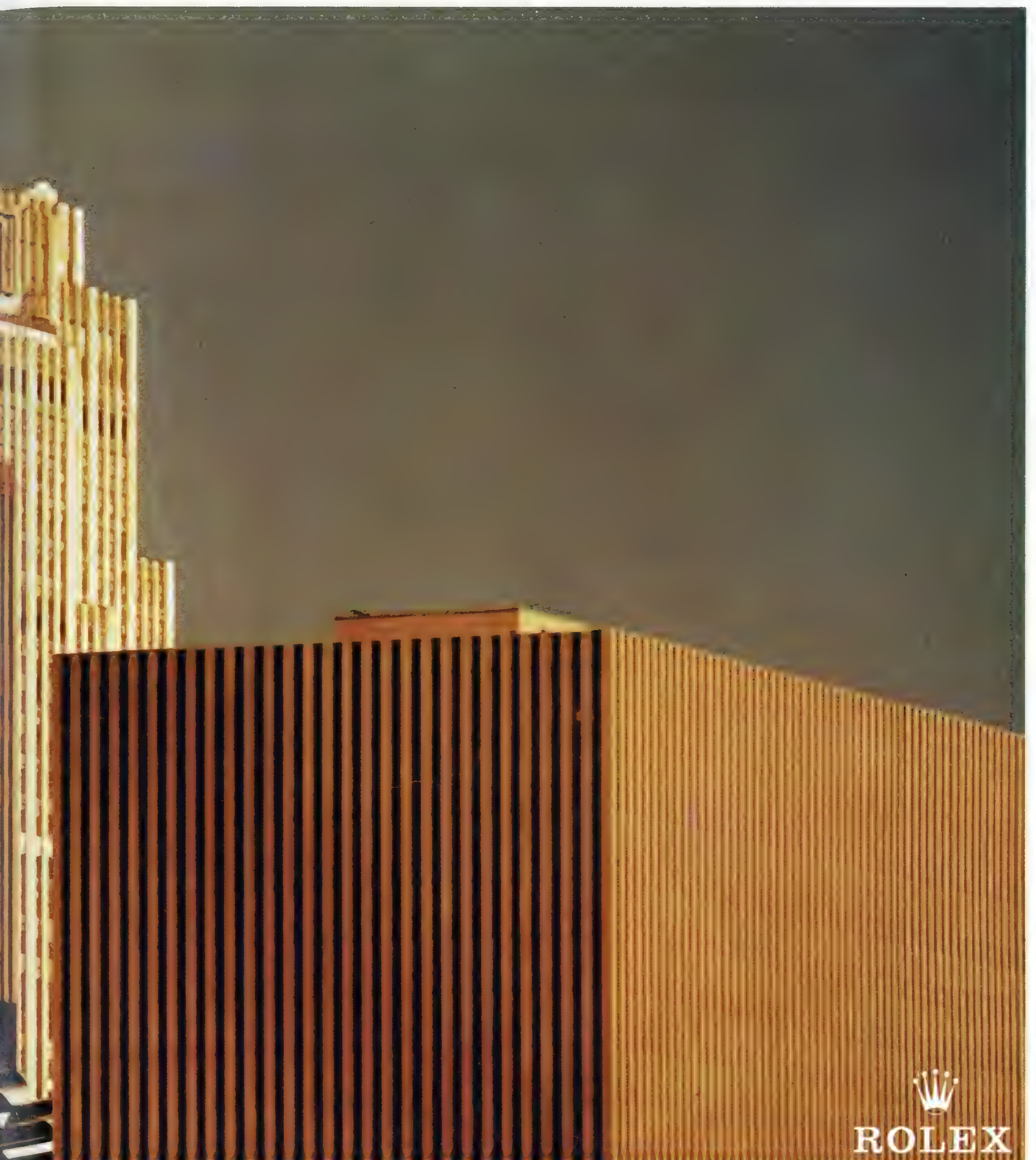
„Tut mir leid, wenn ich deine Meditation unterbreche, mir ist der rechte Fuß eingeschlafen“

„Wie kann es mir Spaß machen, wenn ich weiß, daß es dir keinen Spaß macht, weil du ständig drüber nachdenkst, ob es mir Spaß macht?“

„Klasse: Diesmal waren es schon zwei Minuten dreißig“

Die große Auswahl und der großartige Service bei Wempe in Hamburg Bremen Hannover Düsseldorf Köln





Frankfurt Stuttgart München Nürnberg und New York.

präsentiert Rolex

Herrenuhr
Day-Date
Chronometer.
750/-Gold,
Oyster-Gehäuse,
wasserdicht
bis 50 m Tiefe.

FÜR ISRAEL BLEIBT NICHTS GEHEIM

MICKEY HÖRT MIT

Wann kommt der nächste Krieg im Nahen Osten, und wann landen die Ledernacken bei den Ölscheichs? Mickey Gurdus wird es ganz bestimmt zuerst wissen. Er hört Radio. Bericht von JACK ALTMAN

Unter Journalisten gibt es drei Standardtypen. Den klassischen Reporter: Er hat *alles gesehen:* Oswald/Kennedy in Dallas, Ali/Frazier in Manila, Baader/Meinhof in Stuttgart-Stammheim.

Den seriösen Journalisten: Er ist *allen begegnet:* Chruschtschow, Mao, de Gaulle, Nixon und selbstverständlich Helmut, Willy und Franz Josef.

Den Kriegsberichterstatter: Er war *überall dabei:* Kambodscha, Iran, El Salvador, Libanon und Brokdorf.

Und dann gibt es Michael Gurdus in Tel Aviv, den alle nur Mickey nennen. Der hat *nichts gesehen, niemanden getroffen,* und er war *nirgendwo dabei.*

Er ist so schüchtern, daß er schon Mühe hätte, mit einer bestätigten Reservierung ein Hotelzimmer zu bekommen. Aber Gurdus zählt zu den besten Journalisten der Welt. Das finden sogar seine Kollegen. Denn dieser Typ ist ihnen immer um mehr als eine Nasenlänge voraus.

Gurdus hockt daheim in Pantoffeln herum und hört Radio, lauscht in den Äther. Ihm gelingt es, hinter Absperrungen und verschlossene Türen zu

ILLUSTRATION: GEORGES LACROIX





gelangen. Er kommt an streng geheime Informationen – indem er einfach an seinen Empfängern dreht.

Mickey Gurdus war der Mann, der vor Helmut Schmidt wußte, daß die deutschen Geiseln in Mogadischu gerettet werden konnten. Er war auch der Mann, der vor Jimmy Carter erfuhr, daß die amerikanischen Geiseln in Teheran nicht befreit werden konnten, weil Flugzeuge des Sonderkommandos in Flammen aufgegangen waren.

Regierungen vieler Staaten erfahren erst durch Mickey Gurdus von feindlichen Truppenbewegungen, Fluggesellschaften, daß eine ihrer Maschinen gekapert wurde und wohin das entführte Flugzeug fliegt.

Aber Mickey ist kein Geheimdienstler. Ob Amerikas CIA, Rußlands KGB oder Israels Mossad – was dieser Mann aus dem Äther gefischt hat, vernimmt die Welt aus seinen Nachrichtensendungen im Israelischen Rundfunk. Dauerkontakte mit der Regierung seines Landes unterhält Gurdus nicht. Wie jeder wehrfähige israelische Bürger absolviert er brav seine jährlichen Reserveübungen. Und zwar im Büro des Armee-Sprechers, „wo ich absolut nichts tue. Ich lehne es ab, für die militärische Nachrichtentechnik zu arbeiten. Sonst verlangt die Armee womöglich noch von mir, daß ich ihr auch außerhalb der Übungen zur Verfügung stehe."

Seine einzige patriotische Konzession an den Staat besteht darin, keine die Sicherheit des Landes berührende Information zu verbreiten.

Das „Büro", in dem Mickey Gurdus Tag und Nacht auf Jagd geht, ist ein grandios unordentliches Zimmer voll Technik und Papier, Teil seiner bescheidenen Wohnung am Chen Boulevard in Tel Aviv. Der Wall von Empfangsgeräten sieht auf den ersten Blick imposant aus. Aber es findet sich nichts darunter, was man nicht in jedem Elektronikladen kaufen kann. Die Anlagen sind nur ein paar tausend Mark wert. „Nicht mal versichert", sagt Gurdus. „Wer soll mir das Zeug stehlen? Das lohnt sich doch nicht. Wer kann schon was mit dem Plunder anfangen?"

Der „Plunder" besteht aus einem Kenwood R-1000, einem amerikanischen Kurzwellenempfänger, zwei japanischen Yaesu-Kurzwellenempfängern, dem FRG-7000 und dem FRG-7, sowie einer Reihe von älteren Empfängern auch für UKW, Mittel- und Langwelle. Angeschlossen sind Tonbandgeräte, stets aufnahmebereit. Auf dem Dach des Hauses hat Gurdus einen Antennenwald installieren lassen, darunter Richtantennen, die er von seinem Arbeitszimmer aus per Fernbedienung in die Position schwenkt, die den optimalen Empfang bringt.

Mickey kann Nachrichtensendungen aus allen Winkeln der Erde abhören, vorausgesetzt, sie werden in Englisch, Französisch, Russisch, Arabisch, Polnisch oder Deutsch gesprochen. Diese Sprachen beherrscht Gurdus neben Hebräisch so weit, um zu verstehen, was rund um die Welt passiert. Offiziell.

Kernstück seiner Ausrüstung für *inoffizielle* Informationen ist ein UKW-Scanner, ein automatisches Frequenzabtastgerät. Dieser Zauberkasten findet selbständig heraus, wann auf einem der für Not- und Sonderfälle vorbehaltenen Kanäle im Flugverkehr des östlichen Mittelmeerraumes gesprochen wird. Mit Hilfe seines elektronischen Spions ist Mickey Gurdus Ohrenzeuge.

Aus den Gesprächen, Wortfetzen, ergeben sich oft erste Hinweise auf bevorstehende oder anlaufende Militäraktionen im Nahen Osten sowie auf Flugzeugentführungen. Der Israelische Rundfunk, für den Gurdus hauptsächlich arbeitet, sitzt zwar in Jerusalem, aber Mickey zieht es vor, in Tel Aviv zu bleiben. Nicht nur, weil das seine Heimatstadt ist, sondern weil ihre Lage am Mittelmeer bessere Empfangsmöglichkeiten bietet.

Über die technischen Voraussetzungen seines ungewöhnlichen Jobs spricht Mickey Gurdus ganz und gar nicht technisch. Beinahe verlegen vermeidet er jede Andeutung, die ihn als Experten erscheinen ließe. „Wirklich, ich weiß wenig über Radios. Ich hab ein paar Bücher gelesen, das ist alles. Über Neuerungen informiere ich mich aus Fachzeitschriften. Aber mit der Elektronik kenne ich mich nicht aus. Die Antennen hat ein Freund installiert. Wenn eines der Geräte streikt, muß ich einen Radiotechniker kommen lassen. Alles, was ich kann, ist, hier zu sitzen und an den Knöpfen zu drehen."

Wer drahtlos mit der ganzen Welt verbunden ist, muß – so möchte man meinen – über eine gewaltige Kartei verfügen, in der all die vielen tausend Wellenlängen und Kanäle notiert sind, die es anzuzapfen gilt. Denn schließlich findet man diese Frequenzen ja nicht in offiziellen Handbüchern. Mickey Gurdus' Kartei besteht aus einem zerfledderten Pappkarton voll Zettel mit Eselsohren, auf denen neben den nach Ländern aufgeteilten Funkfrequenzen der Kontrolltürme oder Militärstützpunkte auch wahllos Hingekritzeltes auf Englisch oder Hebräisch steht. Außerdem gibt es Spezial-Kategorien wie „Terroristen – PLO".

Befragt, wie viele Frequenzangaben er da in seinem Karton habe, antwortet Gurdus vage: „Viele." Hat er denn Kopien für den Fall, daß die Kartei mal verlorengeht? Gurdus lacht: „Nein, diese Zahlen sind alle in meinem Kopf. Ich brauche diese Zettel gar nicht. Ich behalte sie aus rein sentimentalen Gründen. Mein Zahlengedächtnis ist zum Glück phantastisch."

Er sagt das ohne die leiseste Spur von Überheblichkeit. Um ihn zu testen, frage ich Gurdus mal schnell nach den Frequenzen von Dublin. „Welche?" fragt er zurück. „Die militärischen oder die zivilen?" Und schon rasselt er die fünfstelligen Zahlen herunter.

„Wie oft benötigen Sie die irischen Frequenzen?" will ich wissen.

„So gut wie nie."

Mickey Gurdus läßt das, was er tut, so lächerlich einfach erscheinen, daß man sich fragt, warum es andere nicht ebenfalls tun. Die Antwort, warum ihm niemand nacheifert, ist einfach: Man wird wohl kaum noch jemanden finden, der den ganzen Tag allein in einem Zimmer sitzen mag, um Radiosendungen in sieben Sprachen abzuhören. Da muß einer schon besessen sein – wie Mickey Gurdus.

Diese Besessenheit kann man begreifen, wenn man gesehen hat, wie augenfällig Mickey Gurdus das Foto eines freundlich lächelnden, älteren Herrn plaziert hat – sein Vater. Der verstorbene Nat Gurdus war ebenfalls Journalist. So um 1925 herum begann er als Pionier des professionellen Radioabhörens. Im Gegensatz zu seinem Sohn blieb Nat Gurdus gar keine andere Wahl: Das systematische Abhören möglichst vieler ausländischer Radiostationen war für ihn die einzige Möglichkeit, an Informationen zu kommen, weil er seit frühester Kindheit wegen einer Knochenkrankheit an den Rollstuhl gefesselt war.

In Warschau geboren, wurde Nat Gurdus von seiner reichen russisch-jüdischen Familie nach Moskau geholt, weil die ärztliche Betreuung dort besser war. Doch als in Moskau die Revolution ausbrach, schickte ihn die Familie zur Behandlung nach Kopenhagen und Berlin. Das Radio, damals noch Novität, faszinierte den jungen Mann. Es gab ihm, dem Behinderten, die Möglichkeit, sich frei in der Welt zu bewegen. Er verfolgte die Nachrichtensendungen und erhielt so Material für Meldungen und Berichte, die er an den Sozialdemokratischen Pressedienst und andere Agenturen sowie direkt an Zeitungen verkaufte.

Das ging gut bis 1933, dann verhafteten ihn die Nazis. Da Nat Gurdus Pole war, reagierten die Behörden seines Landes sofort, indem sie einige Deutsche arrestierten. Ein Jahr später wurde Gurdus ausgetauscht und nach Warschau abgeschoben. Nat Gurdus arbeitete von Warschau aus für den Londoner *Daily Express.* Der bekannte Berliner *Express*-Korrespondent Sefton Delmer, der einen guten Draht zu Hitler hatte, warnte seinen Kollegen Gurdus rechtzeitig vor dem Einmarsch der Deutschen in Polen und holte ihn sogar aus Warschau raus. Über Rumänien gelangte er nach Tel Aviv.

In weiser Voraussicht der Ereignisse


Alka-Seltzer
Alka-Seltzer
Wir haben nicht nur etwas gegen die Schmerzen im Kopf, sondern auch etwas gegen den Sand im Bikini etc.
Wenn Sie mit einem dieser herrlichen flauschigen Badetücher von Alka-Seltzer Spaß haben wollen, schreiben Sie bitte Ihren Absender gut lesbar auf diesen Coupon (Zettel genügt auch) und schicken ihn zusammen mit einem Verrechnungsscheck über DM 24,95 (inkl. Porto und Verpackung) an: McL, Hausener Weg 61, 6000 Frankfurt/M. 90.
Name (bitte gut leserlich)
Anschrift
Schnelle Hilfe bei Katergefühl. Und bei ganz gewöhnlichen Kopfschmerzen.
Alka-Seltzer Anwendungsgebiete: Gegen Kopfschmerzen, Katergefühl und Magenbeschwerden. Alka-Seltzer sollte nicht eingenommen werden bei einer bestehenden Überempfindlichkeit gegenüber Salicylaten und bei krankhaft erhöhter Blutungsneigung (hämorrhagische Diathese). Alka-Seltzer gibt es in Deutschland und Österreich in allen Apotheken. In 10er, 20er und preiswerten 40er Vorratspackungen.
MILES GMBH FRANKFURT
MILES

hatte Nats Vater bereits ein Mietshaus am Chen Boulevard gekauft. Hier richtete sich Nat mit seinen Radios ein. Zunächst arbeitete er für die israelische Tageszeitung *Ha'aretz* und nach dem Krieg für die französische Nachrichtenagentur Agence France-Presse (AFP). In den von Terror und Wirren begleiteten ersten Nachkriegsjahren war Nat Gurdus eine der wichtigsten Quellen für alle Informationen über die Aktivitäten der Untergrundorganisationen Irgun und Haganah, die für Israels Unabhängigkeit kämpften.

Der Sohn Mickey Gurdus wurde 1944 geboren. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehört das Bild des Vaters, wie er an den Knöpfen eines riesigen Zenith-Radios dreht. Im Alter von elf Jahren erhielt Mickey sein erstes eigenes Radio, und er war total aus dem Häuschen, als es ihm gelang, ein australisches Programm reinzubekommen. Mickeys Karriere als Radio-Abhörjournalist begann im Januar 1966.

Zufällig bekam er auf Kurzwelle eine Revolution in Nigeria mit und verkaufte die Neuigkeit an den Israelischen Rundfunk. Über den israelisch-ägyptischen Sechstagekrieg 1967 konnte er nicht berichten, weil er selber daran teilnahm und in der Schlacht um den Sinai mitkämpfte. Aber danach tat sich Mickey Gurdus mit seinem Vater zusammen, und beide belieferten die AFP.

Welch ungeahnte Möglichkeiten in dieser Abhörtechnik steckten, eröffnete sich Mickey 1968, als er beim Kurzwellenreiten zufällig in eine brasilianische Fußballreportage geriet, die plötzlich abgebrochen wurde. Militärmusik ertönte und dann verlas ein Sprecher feierlich eine Verlautbarung. Geistesgegenwärtig hatte Mickey Gurdus sein Tonbandgerät eingeschaltet und die Ansprache aufgenommen. Dann rief er den brasilianischen Botschafter in Israel an, spielte ihm die Aufnahme vor und fragte den Diplomaten, was das Ganze zu bedeuten hätte.

„Was das bedeutet?" sagte der Botschafter fassungslos. „Staatsstreich in Brasilien, und das heißt auch, daß ich soeben meinen Job verloren habe."

Schon oft ist Mickey Gurdus an Exklusiv-Knüller gekommen, nur weil er ständig an den Knöpfen seiner Empfänger herumspielt. Als US-Präsident Lyndon B. Johnson 1967 Vietnam besuchte, wurde seine Rückflugroute streng geheimgehalten. Bis Mickey Gurdus die Präsidenten-Maschine über Pakistan aufspürte. Er hatte die Frequenz erwischt, auf der die „Air Force One" ihre Funksprüche absetzte. Gurdus geriet in ein Gespräch, das ein Sicherheitsbeamter des Weißen Hauses mit der US-Botschaft in Rom führte. Danach plante Johnson einen nicht vorgesehenen Besuch beim Vatikan. Mickey hörte, wie der Agent die Sicherheitsmaßnahmen vorbereitete: einen Hubschrauberflug von einem Militärstützpunkt aus, um möglichen antiamerikanischen Demonstrationen auszuweichen. All das funkte die Air Force One unverschlüsselt in einem jedermann zugänglichen Kurzwellenband.

„Die Russen sind da vorsichtiger", erklärt Mickey Gurdus. „Es ist mir noch nie gelungen, den Funkverkehr aus Breschnews Flugzeug anzuzapfen."

Gurdus hat die Erfahrung gemacht, daß der amerikanische Sicherheitsdienst oft bemerkenswert lax arbeitet: „Die beginnen mit irgendeinem Chiffrierungssystem, vor allem bei Regierungsmitgliedern, aber in der Hitze wichtiger Gespräche vergessen sie dann den Code." Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für solche Zwischenfälle wurde Anfang 1981 weltweit bekannt, als sich US-Senatoren in einem Hearing mit Alexander Haigs Ernennung zum Außenminister beschäftigen mußten. Zur Debatte stand Haigs Rolle im Watergate-Skandal. Den Beweis dafür, daß Haig mit der Affäre zu tun gehabt hatte, lieferte diesmal kein Tonband aus dem Weißen Haus, sondern eins, das Mickey Gurdus 1974 in Tel Aviv aufnahm.

Während Richard Nixons Besuch in Ägypten erwischte Mickey beim Abhören des Funkverkehrs der Air Force One ein Gespräch zwischen Nixons Stab und dem Weißen Haus. Sofort schaltete Gurdus sein Tonband ein. Ein Regierungsbeamter in Washington funkte, er brauche einen Rat bei einem „Tonband-Problem". Der Ankläger im Watergate-Prozeß hatte nämlich zwei weitere Tonbänder mit den im Weißen Haus aufgezeichneten Präsidentengesprächen angefordert.

Plötzlich hörte Mickey, wie sich jemand das Mikrofon der Air Force One schnappte und brüllte: „Hier spricht ‚Clawhammer'." („Clawhammer" war Haigs Tarnname, um mögliche Lauscher wie Mickey Gurdus zu täuschen.)

„Hören Sie", polterte Clawhammer, „niemand, ich wiederhole, niemand bekommt Zugang zu den Bändern, bis wir zurück sind und über das ‚Problem' diskutieren können. Over!"

Der Mann in Washington meldete sich noch einmal laut und deutlich: „Al, da wäre noch ein Problem . . ." Und schon war es aus mit Haigs Tarnung.

Alexander Haig erklärte beim Hearing, er sei „geschockt über diese Sicherheitsverletzung". Allerdings meinte er damit mehr die Mühelosigkeit, mit der Mickey Gurdus seinerzeit Haigs Machtwort auffangen konnte, als die Nachlässigkeit des Beamten im Weißen Haus.

Im selben Jahr 1974 gelang Mickey Gurdus der Knüller, auf den er wirklich stolz ist. Diesmal ging es nicht um eine Flugzeugentführung, sondern schlicht um die Stimme eines Mannes, der erklärte, er sei nicht tot: Zyperns Regierungschef Erzbischof Makarios. Am 15. Juli 1974 war Makarios durch einen Staatsstreich gestürzt worden. Eine neue Republik wurde ausgerufen. Radio Nikosia meldete: „Präsident Makarios ist tot, die Unruhen im Land sind beendet."

In Tel Aviv drehte Gurdus an seinen Empfängern, um die übrigen Radiostationen Zyperns abzuhören. Er fing das schwache Signal eines kleinen Senders in Paphos/Westzypern auf. Eine Stimme wiederholte unablässig: „Makarios Zi! Makarios Zi!" Das heißt: „Makarios lebt!" Schließlich folgte eine Ansage auf Englisch: „Unser Präsident ist Erzbischof Makarios. Er genießt internationale Anerkennung. Sie kennen ihn. Bitte, unterstützen Sie ihn!"

Dann sprach Makarios. Er verurteilte die Aktion der griechischen Junta, die, wie er sagte, den Staatsstreich inszeniert hatte.

Nachdem diese Story über den israelischen Rundfunk gelaufen war, forderte die Regierung der Vereinigten Staaten Gurdus' Tonband an, um Makarios' Stimme elektronisch analysieren zu lassen. Der Test ergab, daß es tatsächlich Makarios war, der da gesprochen hatte. Die Amerikaner alarmierten die Briten, die auf Zypern Militär stationiert hatten. Wenige Tage später hörte Gurdus den Funkverkehr einer britischen Militärmaschine, die von Akrotiri an der Südküste von Zypern in Richtung Malta gestartet war: „Wir haben eine prominente Persönlichkeit an Bord", meldete der Pilot: Makarios war wohlauf und auf dem Weg zurück zur Macht.

Zyperns Staatschef hatte stets eine Pro-Palästina-Politik betrieben und war nahe daran gewesen, die diplomatischen Beziehungen zu Israel abzubrechen. Aber nach dem mißlungenen Staatsstreich der Machthaber in Athen erklärte er dem israelischen Botschafter: „Mickey Gurdus hat mir das Leben gerettet."

Da Makarios nicht glauben wollte, daß Gurdus in keiner Weise für die israelische Regierung arbeitete, kam er zu dem Schluß, die Regierung Israels habe durch Gurdus ihren guten Willen gegenüber Zypern demonstrieren wollen.

Es war schon dickes Pech, daß Gurdus ausgerechnet die spektakuläre Befreiung der Geiseln in Entebbe durch ein israelisches Sonderkommando verpaßte. Zwar hatte Mickey die Entführung der Air-France-Maschine mitbekommen. Auch ihren Flug von Athen nach Uganda konnte er noch verfolgen. Doch dann mußte er sich mit hohem Fieber ins Bett legen.

Amüsiert philosophiert Gurdus heute: „Selbst wenn ich die Befreiungsaktion am Radio verfolgt hätte, es gab doch keine Chance, die Story durch die Militärzensur


1428
PALL MALL
PER ASPERA AD ASTRA
IN HOC SIGNO VINCES
FILTER
FAMOUS CIGARETTES
PALL MALL FILTER
AMERICAN BLEND
VOLLER GESCHMACK
Komm mit zur PALL MALL

zu bringen. Und darum bin ich ganz froh, daß ich sie verschlafen habe. Denn einen Knüller zu haben und ihn nicht veröffentlichen zu dürfen, das ist doch schlimmer, als ihn zu verpassen."

Kein Problem mit der Zensur gab es 1977 bei der deutschen Rettungsaktion in Mogadischu, obwohl Helmut Schmidt ohne den Lauscher Gurdus sicher glücklicher gewesen wäre. Aber er konnte ihn nicht zum Schweigen bringen. Da Gurdus schon vor dem glücklichen Ausgang der Befreiungsaktion in die Welt hinausposaunt hatte, daß eine deutsche Spezialeinheit in Richtung Somalia unterwegs sei, warfen ihm Bonns Diplomaten später vor, er habe das Leben der Geiseln aufs Spiel gesetzt. Doch Mickey wies den Vorwurf zurück. Die BBC in London hatte ebenfalls berichtet, daß die GSG-9-Männer auf dem Weg nach Mogadischu seien.

Für Gurdus war eindeutig klargewesen, daß die Entführer an Bord der Lufthansa-Maschine „Landshut" zu keinem Zeitpunkt Sendungen von außerhalb abgehört hatten.

Diese Meinung teilte wohl auch die Lufthansa. Sie schenkte dem Lauscher in Tel Aviv ein Modell der „Landshut" und bat ihn um regelmäßigen Kontakt, für den Fall, daß abermals deutsche Flugzeuge entführt würden.

Drei Kilo büßte Gurdus beim Abhören dieser Entführung ein. Fünf Tage wachte er an seinen Empfängern, nur für Minuten fielen ihm vor Schlaf die Augen zu.

Als die „Landshut" den Flugplatz Larnaca auf Zypern ansteuerte, meldete sich der Anführer der Hijacker beim Kontrollturm: „Hier spricht Kapitän Mahmoud. Tanken Sie das Flugzeug auf. Wenn Sie nicht auftanken, werde ich das Flugzeug in die Luft sprengen." Gurdus hat das aufgenommen. Vom Kontrollturm antwortete eine Stimme: „Ich bin der Vertreter der Palästinensischen Befreiungsorganisation auf Zypern. Hören Sie mich, Kapitän Mahmoud?"

Mahmoud: „Interessiert mich nicht, wer Sie sind. Wer immer Sie sein mögen, ich will nicht mit Ihnen sprechen." Von Zypern aus startete die „Landshut" später zu ihrem Irrflug nach Mogadischu.

Gurdus gelang es auch, den Funkverkehr aus dem Flugzeug der GSG-9 aufzuzeichnen, als die Maschine nach Somalia flog. Er hörte, wie sich der Pilot über Dschibuti bei seiner Heimatbasis in Frankfurt beklagte: „Die Fluglotsen stellen zu viele Fragen. Die wollen genau wissen, was wir an Bord haben. Aber ich kann es ihnen doch nicht sagen."

Gurdus belauschte auch die Gespräche zwischen Frankfurt und Schmidts Sonderbeauftragtem Hans-Jürgen Wischnewski (Tarnname von Wischnewskis Maschine: „Oscar X-Ray"). Am aufregendsten aber

EIN PERSÖNLICHER GESCHÄFTSBERICHT.



Schauen Sie mal, wie bequem ich jede Geschäftsreise durchstehe...



Dabei kann ich mir hier aussuchen, ob ich arbeite oder eine schöpferische Pause einlege...



Natürlich könnte ich mir jetzt einen kleinen genehmigen...



Ehrlich gesagt, ich bin heilfroh, daß ich bei diesem Wetter nicht am Steuer sitze...



...sonst könnte ich meine Termine nicht so fahrplanmäßig einhalten.



Und wo sonst als hier kann man noch von Mensch zu Mensch über Geschäfte reden?

Welche Gründe für die Bahn auch sprechen, ob aus reinem Geschäftssinn oder aus Gründen des klaren Menschenverstandes – die Bahn sorgt Tag und Nacht für einen reibungslosen Geschäftsablauf. Und das so, daß Sie sich neben der Arbeit auch noch ein wenig Muße gönnen können. Abgesehen davon, daß die Bahn noch fährt, wenn Sie besser nicht mehr fahren.

DB **Die Bahn**

war die „Reportage" von GSG-9-Kommandeur Ulrich Wegener, der die Rettungsaktion live für die in Frankfurt am Empfänger sitzenden Offiziellen schilderte: „Jetzt sind die Türen offen . . . sie sind jetzt drin . . . jetzt kommen die Geiseln heraus . . . keine Explosion . . . ich habe alle Geiseln gezählt, als sie das Flugzeug verließen . . . die Türen sind geschlossen . . . die Arbeit ist erledigt." Von Frankfurt aus wurde der Bundeskanzler informiert. Da hatte Mickey Gurdus die geglückte Befreiung bereits gemeldet.

Durch Mogadischu bekam Mickey Gurdus endgültig den Ruf eines Wundermannes in der Nachrichtenbranche. *Time-Magazine* kaufte seine Bänder exklusiv für den amerikanischen Markt. *Der Spiegel*, *Stern* und amerikanische Fernsehgesellschaften besuchten ihn in seinem kleinen Büro und boten lukrative Verträge. Andere begnügten sich damit, herumzusitzen, um eventuell den nächsten Knüller klauen zu können.

„Ich habe kein Verhältnis zum Geld", sagt Gurdus. „Ich könnte wahrscheinlich längst Millionär sein mit den Angeboten, die mir die Amerikaner und die Deutschen machen. Aber ich will kein Krämer werden." Während er das sagt, wühlt er auf seinem Schreibtisch nach einem der Mogadischu-Bänder. Aus einem Haufen verstaubter Tonbandkassetten, Fotos und Zeitungsausschnitte fischt er schließlich heraus, was er sucht, wobei ein paar Papiere in den Abfallkorb wirbeln. Darunter ein noch nicht eingelöster Scheck über 600 Dollar von der US-Fernsehgesellschaft ABC, den ich für ihn rette.

Wenn er schon nicht reich geworden ist, so hat Mickey Gurdus immerhin die stete Aufmerksamkeit der Medien und damit ein weitverzweigtes Informationsnetz, das ihm manchen Tip für heiße Geschichten liefert. Wann immer irgendwo eine militärische Aktion bevorsteht, bekommt Gurdus heute rechtzeitig einen telefonischen Hinweis. So erfuhr er im April 1980 von einem Journalisten aus Washington, daß das Pentagon möglicherweise die Befreiung der amerikanischen Geiseln im Iran vorbereite. Gurdus suchte sofort die Frequenzen der Funkleitzentrale der US-Luftwaffe für den östlichen Mittelmeerraum, die bei Izmir in der Türkei unter dem Tarnnamen „Insulik" arbeitet. Aus den Gesprächen zwischen „Insulik" und den Piloten, die den Persischen Golf überflogen, erfuhr Gurdus, daß amerikanische Flugzeuge von einem Militärstützpunkt in Kairo aus gestartet waren.

Spannend wurde es, als „Insulik" an „Zentrale Bahrain" durchgab: „Bitte setzen Sie sich mit Phantom wegen ‚Charlie One-Three-Zero' (Charlie Eins-Drei-Null) in Verbindung, Losung: Oilbath (Ölbad) – Oscar-India-Lima-Bravo-Alpha-Tango-Hotel. Gestartet Kairo West. Ziel Oscar-Oscar-Mike-Alpha (OOMA ist der Funk-Code für die Insel Masira vor der Küste des Scheichtums Oman), Zeitplan ist um fünf Stunden überzogen. Vorwärts, Jungs!"

Dies war der erste Hinweis darauf, daß etwas schiefgelaufen sein mußte. „Charlie One-Three-Zero" bezog sich auf die C-130-Transporter, von denen einer in der Wüste von Tabas beim Auftanken von einem Hubschrauber gerammt wurde. Durch Gurdus erfuhr die Öffentlichkeit, daß Bahrain als Funkleitzentrale gedient, daß Oman eine Auftank-Basis zur Verfügung gestellt hatte, daß Ägypten der Ausgangspunkt des Unternehmens war und daß der Kommandeur mit dem Decknamen „Cuthbert" von Izmir aus gestartet war.

Einen Tag nach Bekanntwerden der mißglückten Mission kam es wegen der Unterstützung der Amerikaner in Bahrain zu Unruhen. Und Oman, das ähnliche Gewaltakte befürchtete, fühlte sich veranlaßt, einen Vertrag mit den USA über militärische Zusammenarbeit vorerst nicht zu unterzeichnen. Der amerikanische Botschafter in Israel, Samuel Lewis, beschwerte sich höchstpersönlich bei Mickey Gurdus und machte ihn für die Vorgänge in Bahrain und Oman verantwortlich. Gurdus verteidigte sich mit dem Argument, er habe den Amerikanern einen zwar unbeabsichtigten, aber unschätzbaren Dienst erwiesen: Schließlich habe sich durch die Reaktion auf seine Meldungen gezeigt, daß die Bevölkerung in diesen beiden Gebieten, in denen die USA feste Stützpunkte planten, nicht zuverlässig sei.

Seit dem Desaster in der persischen Wüste nehmen es die Amerikaner genauer mit der Verschlüsselung ihrer militärischen Funksprüche. Außerdem haben sie jetzt einen besseren Code. Trotzdem sikkern immer wieder brisante Informationen durch.

Drei Tage bevor die Amerikaner im August 1981 über dem Golf von Sidra zwei libysche Kampfflugzeuge abschossen, hatte Mickey Gurdus die Gespräche der US-Piloten belauscht. Aber sie liefen ausschließlich über einen nicht zu entschlüsselnden Code. Den Luftkampf, der morgens um sieben Uhr stattfand, verschlief Gurdus. Aber am nächsten Tag hörte er – diesmal nicht chiffriert –, daß die Amerikaner mit Hilfe eines als Köder über den Golf von Sidra fliegenden C-130-Transporters einen zweiten libyschen Angriff provozieren wollten. Jedoch – die Libyer bissen nicht an. Und so legte sich Mickey Gurdus wieder ins Bett.

Bis zum nächsten Knüller.



Canon

Canon AF 35 M.
Für viele „Profis" ist sie längst zur unentbehrlichen „schnellen Zweiten" geworden.

Mit der Canon AF 35 M können Sie tatsächlich vollautomatisch fotografieren! Mit Schärfengarantie! Die Kamera belichtet automatisch, stellt bei Tag und Nacht automatisch scharf, transportiert den Film automatisch, steuert das eingebaute Blitzlicht automatisch und spult (auf Knopfdruck) den Film automatisch zurück. Mit einem Satz: Mit dieser Kamera machen Sie automatisch perfekte Fotos, auch wenn Sie noch nie in Ihrem Leben fotografiert haben. Für viele ist die AF 35 M die „Erste und Einzige", für Profis ist sie nicht selten die unentbehrliche „schnelle Zweite".

Canon-Kameras erhalten Sie im Fachhandel und in den Fachabteilungen der Kaufhäuser. Informationen auch bei Euro-Photo GmbH, Linsellesstraße 142-156, D-4156 Willich 3 - Schiefbahn.
Unsere neue Broschüren-Reihe '82 informiert Sie über den erfolgreichen Einsatz des Canon-Reflexsystems in der Landschafts-/Blumen-/Tiergarten-/Industrie-/Unterwasser- und Schwarzweiß-Fotografie. Erhältlich beim Canon Shop, Postfach, D-4156 Willich 3, nur gegen Voreinsendung der Schutzgebühr (1 Heft DM 4,–/Serie: 6 Hefte DM 21,–) auf das PSchA Essen Nr. 321 401-432.



Schöne Frau aus Nachbars Garten (Fortsetzung von Seite 122)

wiederholend in ein Verlangen steigern, das kaum zu stillen ist.

Später, im Bett, zeigte sie die Erfahrenheit einer Frau, die ihren Körper und dessen Möglichkeiten, Lust zu spenden und zu empfinden, vielartig kennengelernt hat. Sie nahm sich die ihre an ihm rittlings, mit gewölbtem Kreuz, den Kopf zurückgeworfen, so daß er zwischen ihren aufgesteilten Brüsten nur die gespannte Kehle und darüber die feingebildete Kinnlade sah, bis sie, wieder mit einem seligen Klagelaut, wie eine gebogene Stahlfeder umschnellte, und, den Kopf jetzt über ihm, ihr vorgeworfenes kurzes Haar über sein Gesicht fallen ließ. Sie setzte ihr kehliges Klagen aus dem ekstatisch unbewegt geöffneten Mund fort, als er sie herumwarf und über ihr wie ein Gewitter in sie einging. Sie riß ihn an sich, hielt seinen Kopf, die Finger in sein Haar gekrallt, über ihre honigfarbenen Augen, als müßte sie auch seinen Blick spüren wie seinen Samen in ihrem Leib.

Er hütete sich wohl, nüchtern zu analysieren, was ihm eigentlich einen zwar gegen einige moralische Bedenken, dafür aber mit um so mehr Genuß ausgeführten Liebesakt so besonders erscheinen ließ. Was immer geschehen war, mit Sicherheit wußte er jedenfalls, daß es unwiederholbar war, und ihr heiterer Gleichmut, um keinerlei Schattierung anders als ihr bisheriges Verhalten, schien ihm das bestätigen zu wollen.

Er hatte es nicht anders erwartet. Im Hintergrund von allem stand jedoch der Verrat, und es peinigte ihn, daß Nikolaus sich ihm gegenüber mit beinah verdoppelter freundschaftlicher Wärme verhielt.

Es war erstaunlich und hätte ihn – ohne sein zwiespältiges Gefühlsleben in jenen übrigens besonders schwülen Augusttagen – einigermaßen beunruhigt. Gab es einen sechsten oder speziellen siebenten Sinn bei einem Hahnrei, der's signalisierte, wenn ihm ein frisches Paar Hörner aufgesetzt worden war? Und zwar als freudige Botschaft sozusagen, die ihn zumindest ebenso beglücken mußte wie die beiden, die dafür gesorgt hatten? Alle Erotik war doch wohl eine Angelegenheit von Emanationen, von Wellen irgendwelcher Art, spürbar jedenfalls nicht nur zwischen den zwei unmittelbar Beteiligten, die sie im Wechselspiel aus sich und einander hervorbrachten, sondern auch gespürt von allen, die ihnen wohlwollten, die sie liebten . . .

Er mußte eine Schneise legen zwischen sich und das „Einmalige des Erlebnisses" – wobei ihm schon dieser unwillkürlich gewählte Ausdruck abgeschmackt vorkam.

Er beschloß, den vielfach erprobten Beistand seiner Altfreundin Sonja in Anspruch zu nehmen, und lud sie ein, die letzten Sommerwochen mit ihm in Grünwald zu verbringen.

Sonja, die in Wahrheit Hildegunde hieß, war eine falsche Slawin aus dem tiefsten Bayerischen Wald, mit eingebildeter und brünstig ausgelebter ostischer Seele im üppig wohlgeformten Busen und entsprechend gastfreiem Becken. Von Gelegenheitsberuf war sie Kostümentwerferin, aber bereichert mit einem außerordentlichen künstlerischen Talent und einer angeborenen Neigung und Eignung zur Bohème – „die letzte Schwabingerin", wie sie sich selber nannte.

Ihre Ankunft im stillen, suburban verschlafenen Grünwald war sensationell. Ihr funkelnagelneues Volkswagen-Cabriolet war wie ein Zigeunerwagen vollgeladen mit ihren Koffern, Taschen, Kartons und allem Kram, den sie zu ihrer Arbeit brauchte. Obenauf, neben einer Kleiderpuppe, schwankte ein Vogelkäfig mit einer indischen Spottdrossel.

Sonja stieg aus dem Gefährt wie eine morgenländische Prinzessin von ihrem niedergegangenen fliegenden Teppich; ihr fuchsrot gefärbtes Haar stand struppig und grell gegen das Grün der Bäume. Er begrüßte sie mit aufwallender Zärtlichkeit. Seit der lange zurückliegenden Zeit, in der sie einander unter dem Vorwand der Liebe außerordentliche Schwierigkeiten bereitet und viel Schlimmes und Schmerzhaftes angetan hatten, waren sie vertraute Freunde geworden, wenn auch immer noch ein Rest der alten Leidenschaft unter der Asche ihrer amourösen Gefühle glomm.

Sie schlief sofort und ohne Umschweif mit ihm, sozusagen noch zwischen Tür und Angel, mit der gleichen sinnenfrohen Unbekümmertheit, dem gleichen gesunden Appetit, mit dem sie danach ein großes Frühstück von vier Spiegeleiern auf Speck und den dazugehörigen Tassen Milchkaffee verzehrte: Sie schnatterte ununterbrochen – es gab ja viel zu erzählen – und war nur mit einem über der Brust zusammengerollten Badetuch bekleidet, das fortan ihr Hauskleid sein sollte.

Er war sofort allerbester Laune, wie aus einem unbehaglichen, wenn auch interessanten Schwebezustand wieder mit den Füßen auf die Erde gestellt. Er freute sich darauf, Sonja seinen Freunden vorzuführen.

Wie er's erwartet hatte, war die Begegnung ein voller Erfolg. Sonja nahm ihren Platz als vierte im Freundschaftsbund mit souveräner Sicherheit und verblüffendem Takt ein. Sie verkniff sich jegliche Bemerkung über sein Verhältnis zur Frau des Freundes, obwohl sie später sagte, es hätte „ein Blinder mit dem Stock ertasten können", wie die Dinge standen. „Du hast mich doch als erotischen Blitzableiter angesetzt", stellte sie fest, als alles vorüber war.

Er gab sich schonungslos darüber Rechenschaft, so schmählich die auch für ihn ausfiel. Ja, er hatte Sonja kommen lassen, weil er nicht weiter wie ein Hungriger herumstreichen wollte ums Haus des Freundes, den er schon einmal bestohlen hatte – peinlich, es so ausdrücken zu müssen, aber es handelte sich nun einmal um Besitzverhältnisse. Er war mittellos ins Gehege eines Besitzenden eingebrochen. Jedenfalls war ihm durch Sonja Gelegenheit gegeben, diese Situation wieder auszugleichen. Welcher Schlamm, dachte er dabei, konnte es sich aber nicht verhehlen, daß hinter der eifersüchtigen Wachsamkeit, mit welcher er Nikolaus und Sonja beobachtete, der Wunsch stand, die beiden könnten auch einmal kurz zwischen den Bettlaken landen. Für Sonja war so etwas ja geradezu Ehrensache.

Aber nein, Nikolaus blieb unberührt von Sonjas Reizen, obwohl er bis auf die Knochen von der relativen Untätigkeit in den Ferien gelangweilt war.

Statt dessen bildete sich zwischen Nikolaus' Frau und Sonja triumphierend die erzweibliche Komplizenschaft aus, deren Gegenstück im männlichen Lager so jämmerlich gescheitert war. Ihr Einverständnis war vollkommen, die Gleichgestimmtheit ihrer Ansichten, Dispositionen, Launen vorbildlich. Sie hockten von morgens bis abends beieinander, nähten Kleider für die Kinder, und – das Leben verlagerte sich so vom Haus der Freunde in das seine – die Kinder fanden endloses Vergnügen an der pfeifenden, schnarrenden und schnalzenden Spottdrossel. Er selbst kam kaum mehr zum Arbeiten.

Übrigens verging die Zeit jetzt mit zunehmender Geschwindigkeit. Am 1. September wollte der Steuerberater zurück sein und wieder sein Haus beziehen. Es hieß, die eigenen Siebensachen zusammenzupacken und in die Stadt zu übersiedeln.

Der letzte Abend kam. Nikolaus hatte sich entschuldigt, er mußte zu einer Besprechung mit Kollegen. Vorher hatte er, als seinen Beitrag zur Gemütlichkeit des letzten Abends, ein paar der besten Flaschen aus dem Keller geholt; die Frau brachte sie herüber. Sonja war im Begriff, ihren Plunder zusammenzupacken, systematisch erst, dann immer ungeduldiger vor dem angehäuften Kram; er und die Freundin schauten ihr dabei zu. Sie hatten rasch und viel getrunken, schwätzten und lachten.

Sonja stand mit ihrem Glas in der Hand barfuß und wie gewöhnlich mit nicht mehr als einem über der Brust zusammengerollten Badetuch bekleidet in der Mitte des Zimmers, umgeben von allem, was in Koffern, Taschen und Kar-

tons nicht mehr unterzubringen war, in halb echter, halb gespielter Kopflosigkeit. Eine große Pappschachtel war gefüllt mit allerlei Ketten, Armspangen und Ohrringen ohne viel Wert. Sonja griff hinein, holte ein glitzerndes Schlangenbündel davon heraus und warf es der Freundin in den Schoß: „Hier, nimm das, ich kann das Zeug nicht mehr sehen."

Aber die Freundin sprang auf und ging zu ihr hin und sagte: „Nein, du mußt das tragen, du bist wirklich dafür gemacht." Dabei legte sie Sonja eine Kette aus dikken Bernsteinkugeln und mehrere Rauschgoldschnüre um den Hals und band mit einer anderen Kette aus marokkanischen Glasflußperlen das rote Struwwelhaar auf, steckte ihr ein Paar Ohrringe an und klemmte Armreifen um ihre Arme.

„Ich hab mir immer gewünscht, Sonja, dich einmal zu schmücken", lachte sie dazu. „Ich will dich haben wie Judith vor Holofernes!"

Sie löste das Badetuch von Sonjas Brüsten und rollte es tief um ihre Hüften wieder zusammen, schürzte es aber und kniete nieder, um Reifen auch um Sonjas Knöchel zu schließen. Und Sonja neigte sich zu ihr und hob sie zu sich auf, zog ihr die Bluse aus und legte auch ihr eine Kette um und schlang eine andere um ihren Nacken und gekreuzt um ihre Brüste. Gegenseitig schmückten sie sich so, in verzücktem Ernst und mit feierlichen Bewegungen wie bei einem rituellen Akt. Jede ihrer Gesten war eine Huldigung der Schönheiten, die sie mit der intimen Kenntnis der Frauen vom Frauenkörper aneinander auszeichneten.

Als bei einer flüchtigen Berührung Sonjas Brustwarzen steif wurden, zögerte die Freundin nicht, ihre Brüste in die Hand zu nehmen und zu streicheln. Und Sonja neigte sich vor und küßte die ihren, dann preßten sie sich aneinander. Die Freundin zog Sonjas Kopf zu sich, streichelte mit ihren Lippen ihren Mund und ließ die Zunge folgen, es war ein Kuß von raffinierter Ausführlichkeit. Ihre Hände lösten unterdessen das Badetuch um Sonjas Hüften, und Sonja nestelte gleicherweise den Rock der Freundin los und rollte ihr das Höschen von den Schenkeln. Aber sie fielen nun nicht übereinander her, sie zogen ihr Spiel in die Länge, berührten einander mit ausgesuchter Sinnlichkeit, schmückten einander.

Und er, der Mann, saß unbeweglich da, schaute ihnen zu und trank. Ein Pascha im Harem, aber ein ohnmächtiger Pascha. Er fühlte sich ausgeschlossen aus dem Spiel der Frauen, um so mehr, als sich's wiederholte, daß die eine oder die andere oder alle beide aus ihren Zärtlichkeiten aufschauten, um zu ihm hinzublikken und zu sehen, wie sie auf ihn wirkten. Es waren triumphierende Blicke, kam's ihm vor, Blicke, die ihm bedeuteten, daß die beiden seiner nicht bedurften, daß sie einander in einer Welt für sich gefunden hatten, ihre ausschließliche Frauenwelt: Sie schauten zu ihm hin wie zu einem Fremden. Als die Freundin ihre seligen Klagelaute auszustoßen begann, nahm Sonja sie bei der Hand und führte sie nach nebenan ins Schlafzimmer.

Er trank noch ein Glas in Unentschlossenheit, gab sich dann einen Ruck, erhob sich, zog sich aus und ging zu ihnen. Sonja lag halb auf dem Bett, die gespreizten Beine auf die Kante gestellt, die Freundin kniete davor. Was, wenn er sich's in einer erotischen Phantasie vorgestellt hätte, ihn auf das äußerste erregt haben würde, ließ ihn hier, in der Wirklichkeit, vollkommen kalt. Er legte sich neben die stöhnende Sonja aufs Bett und begann aus schierer Freundlichkeit und um ihr Vergnügen zu erhöhen, ihre Brust zu küssen. Er spürte die Hand der Freundin an seinem Glied, das aber schlaff blieb. Es mochte vom Wein sein oder von einer übermächtigen Erregung vorhin, als die Frauen mit ihrem Spiel begonnen hatten, oder weil jetzt seiner Phantasie kein Spielraum mehr gelassen war. Jedenfalls ergriff ihn die Panik, daß er sich vor den beiden Freundinnen blamieren könnte, und das machte die Sache nur noch schlimmer, er verkroch sich geradezu in sich selbst. Sonja kam mit einem rauhen Schrei, den sie nur ausstieß, wenn ihre Lust geradezu schmerzliche Befriedigung gefunden hatte. Aber auch sie blieb nicht erschöpft und benommen liegen, sie warf sich unverzüglich auf die Freundin. Er fühlte sich gedemütigt vor der Liebesfähigkeit dieser Frauen, die scheinbar unerschöpflich war und von Orgasmus zu Orgasmus sich nur steigerte.

Aber je heftiger und getümmelhafter ihre Leidenschaft wurde, um so distanzierter schaute er zu. Gelegentlich war er sogar hart daran, sich angeekelt zu fühlen, häufig nah am Lachen über die abstrusen Stellungen und Verrenkungen, die zwei Menschen einzunehmen imstande sind, wenn sie zügellos aneinander Lust zu finden trachten, dabei aber mit einem rasend klopfenden Herzen und dem stürmischen Wunsch, seiner Schwäche Herr zu werden.

Es war Sonja, der diese Beobachterhaltung als erste auf die Nerven zu gehen anfing. „Willst du nicht eine von uns nehmen?" fragte sie, sah aber gleich, warum





Zur Not kommen Sie
und Ihr Bad auch ohne
diesen exklusiven Spiegelschrank aus.
Aber – warum eigentlich?
Welchen Grund sollte es für Sie geben, auf diesen luxuriösen Spiegelschrank zu verzichten? Sie sind es doch gewöhnt, sich mit den Dingen zu umgeben, die exklusiv und – zugegeben – etwas teurer sind.
Wie dieser Spiegelschrank für das gepflegte Bad! Mit seinem noblen, ausgewogenen Design und seiner fabelhaften Präzision. Mit seinen edlen, ausgesuchten Materialien. Und einer zweiundzwanzigfachen Farbskala, die immer ganz genau zum Dekor paßt, mit dem Ihr Bad gestylt ist.
Was nun die ausgeklügelten Details und Extras dieser first-class-Serie DUSCHOLUX-PRESTIGE angeht – da schicken wir doch lieber den Prospekt. In Farbe. Damit wir alles sagen und Sie den Spiegelschrank, den Anbauschrank, den Lichtspiegel auswählen können, der Ihrem Bad ganz ideal entspricht. Doch senden Sie uns bitte vorher den Coupon!
Übrigens – schauen Sie sich DUSCHOLUX-PRESTIGE doch mal beim nächsten Sanitär-Fachhändler an!
ORIGINAL Duscholux ®
PRESTIGE
Original Duscholux
. . . der gute Name für mehr Qualität im Bad.
70 cm
160 cm
Mich interessiert Exklusivität im Bad! Schicken Sie mir bald den großen DUSCHOLUX-PRESTIGE-Farbprospekt! PL /1882/P
Meine Anschrift:
Deutschland: Sanitärprodukte GmbH, Industriestr., 6905 Schriesheim · Schweiz: Duscholux AG, C.F.L.-Lohnerstr. 30, 3645 Gwatt · Österreich: Duscholux GesmbH, Am Kirchenholz 2, 4063 Hörsching 119

er zögerte, und nahm sich seiner mit kundigen Händen und Lippen an. Ihn verlangte mehr nach der Freundin als nach ihr, aber er spürte, daß seine Unfähigkeit zunahm, wenn er an sie dachte, während bei der Vorstellung, daß er gleich Sonja nehmen würde, doch wieder etwas Leben in ihm kam – allerdings auch sofort sich wieder verflüchtigte, als er sich bei der Absicht zum Betrug ertappte, Sonja zur Aufmöbelung zu benutzen, um dann stracks in die Freundin einzudringen.

Die saß inzwischen aufrecht bei ihnen, hatte sich eine Zigarette angezündet und schaute ihnen aus honigfarbenen Augen zu; und als Sonja mit dem Ausdruck der Erfolgreichen den Kopf hob, gab sie ihm ein Zeichen, Sonja zu nehmen. Er tat es heftig, wie in einem Anfall von Trotz. Keiner sprach ein Wort, als er gekommen war. Sonja nahm der Freundin die Zigarette aus den Fingern, tat selbst einen tiefen Zug und steckte dann die Zigarette zwischen seine Lippen. Es war bald Mitternacht, Nikolaus konnte jeden Moment aus der Stadt zurück sein, die Freundin mußte nach Hause.

•

Sie sahen sich wieder im November, erst nachdem Nikolaus ihn angerufen und ihm geradezu befohlen hatte, zum Abendessen zu ihnen nach Grünwald zu kommen. Die Frau war in der Stadt, er könne sie gleich mit herausbringen, er selbst, Nikolaus, werde wenig später folgen. Sie machten einen Treffpunkt aus.

Er war ein wenig verspätet und hatte ein schlechtes Gewissen, wie er sie bei einbrechender Dunkelheit im leichten Nieselregen auf der Straße stehend fand. Als sie zu ihm in den Wagen gestiegen war, bat er sie um Verzeihung. Sie lachte bloß und schüttelte ihr Haar: „Wie sagt dein Freund Jean Paul? ‚Er wurde wie ein Hühnerauge empfindlich fürs Wetter.' Ich bin's nicht, ein bißchen Regenwasser tut nur meinem Haar gut. Findest du mich hübsch mit meiner neuen Frisur, oder hast du sie gar nicht bemerkt? Willst du mir nicht wenigstens zur Begrüßung einen Kuß geben?" Er küßte sie vorsichtig, aber zärtlich, und sie fuhren los.

„Ich hab dich vermißt", sagte sie, „dich und auch Sonja; aber vor allem dich." Er hätte ihr sagen müssen, daß er vorhatte, nur noch diesen Abend mit ihr und Nikolaus zu verbringen, um dann für eine genügend lange Weile aus dem Leben der Freunde zu verschwinden, bis die Gefahr vorüber war, daß er sein Verhältnis mit der Frau – wenn man es so nennen konnte – fortsetzte. Aber er fürchtete ihren Spott, die Frage: „Wer sagt dir denn, daß ich unser Verhältnis fortsetzen will?" Indes, darüber gab es kaum Zweifel. Sie legte ihr Kinn auf seine Schulter und raunte: „Hast du an mich gedacht in dieser Zeit? An mich und an den Abend mit Sonja?"

Er sagte: „Hör auf, wenn du nicht willst, daß ich dem nächsten entgegenkommenden Wagen zwischen die Lichter fahre!" Und nach einer kleinen Pause fügte er törichterweise hinzu: „Ich war in kläglicher Verfassung an jenem Abend."

Er bedauerte im selben Augenblick, das gesagt zu haben, es war lächerlich knabenhaft, enthüllend erzmännlich. Aber sie preßte sich nur noch enger an ihn und sagte mit der kehligen Stimme: „Ich fand's wundervoll. Das Aufregendste, was ich je erlebt habe. Mir wird ganz anders, wenn ich daran denke." Ihre Hand tastete nach ihm. „Die klägliche Verfassung von damals scheint sich gegeben zu haben."

„Hör auf!" wiederholte er gequält, gepeinigt von der Vision, wie sie zu ihm ins Zimmer gekommen und gleich darauf nackt vor dem Gartengrün im Fenster gestanden war – und jetzt das ... Er riß so heftig das Steuer herum, daß die Reifen kreischten. Ein entgegenkommender Wagen mit brüllender Hupe und aufgeblendeten Scheinwerfern verfehlte sie um Haaresbreite. Sie waren in einer Seitenstraße, die braun war vom nassen Herbstlaub. Er hielt an und stellte den Motor ab.

„Ich muß dir etwas sagen", begann er. Sie unterbrach ihn heftig: „Sei still, du Narr!" Bevor er's ihr verwehren konnte, hatte sie ihn aufgeknöpft und sich über ihn geneigt. „Du bist wahnsinnig!" sagte er, und sie erwiderte: „Ja, ja – nach dir! Jetzt – hier – und vielleicht nie wieder!" Er schloß die Augen.

Er mußte sie wieder öffnen, als ein scharfer Lichtstrahl seine Lider traf – in einem Augenblick, in dem er seine Sinne gar nicht beisammen hatte. Jemand hatte die Wagentür aufgerissen und stellte in waschechtem Bayerisch die rhetorische Frage, was hier vorgehe. Als der Lichtstrahl sich senkte und seine Blöße bleich und spargelsteil aus der Herbstnacht sonderte, erkannte er, daß es die Hand eines Polizeibeamten war, die die helle Lampe hielt. Das verhinderte ihn, loszuspringen und dem Eindringling an die Gurgel zu fahren. Die Freundin, gleich darauf vom Lichtkegel aus dem Dunkel geholt, hatte sich im Nebensitz zurückgeworfen, Augen und Mund ekstatisch geöffnet, ein sachtes Samengerinnsel sickerte von ihren Mundwinkeln übers Kinn.

Was folgte, war von unmöglich erniedrigender Entsetzlichkeit. Die Aufnahme der Personalien mit genauester Kontrolle der Dokumente, die sie glücklicherweise bei sich hatten. Die mühsam verhinderte Entnahme einer Blutprobe. (Der Fahrer des Wagens, dem sie den Weg geschnitten hatten, wollte mit Sicherheit gewußt haben, daß sie betrunken gewesen seien; er hatte die Funkstreife alarmiert.) Die exekutivgewaltig unternommene Nötigung,



Sportlich souverän: die Technik des meistverkauften Sportwagens der Welt.

Lieber einen 280 ZX/ZXT.

NE-U 280

Nissan/Datsun 280 ZXT

DATSUN
NISSAN
Wir machen Zuverlässigkeit. Weltweit.

den „Vorgang des Tatbestandes" mit allen Einzelheiten – in Polizeideutsch übersetzt – vorgesagt zu bekommen und bestätigen zu müssen. Die Ankündigung, es müsse Anzeige erstattet werden, ein Verfahren werde folgen, durch das der Verstoß gegen Sitte und Anstand geahndet und die Ordnung wiederhergestellt werden würde.

Als sie endlich weiterfahren durften, sprachen sie kein Wort, unfähig, den Tumult ihrer Gefühle und Gedanken auszudrücken. Nah vor ihrem Haus hielt er abermals an: „Ich kann Nikolaus nicht in die Augen schauen, nicht jetzt. Erfinde irgendwas als Ausrede, warum ich nicht kommen konnte. Er wird's ja sowieso bald erfahren, daß es eine Lüge war; es wird ihm ja nicht erspart bleiben, zu erfahren, daß wir zusammen herausgefahren sind, und was dabei geschehen ist . . ."

„Beruhige dich", sagte sie gelassen. „Er wird sich damit abfinden. Er wird bestätigt finden, was er ohnehin wußte."

„Du hast ihm von uns erzählt?"

„Das war nicht nötig; er hat sich die Wahrheit erfunden." Sie schaute ironisch in seinen weitaufgerissenen Blick. „Ich hab dir einen außerordentlich glücklichen Sommer zu verdanken. Nikolaus war so angeregt wie seit Jahren nicht mehr. Es war beinah unheimlich, was er uns alles zugetraut hat – und wie nah er dabei der Wahrheit gekommen ist. Sogar Sonja hat er fast bis ins Detail getreu erraten." Sie lächelte sphinxisch: „Mit erstaunlich leistungssteigerndem Vergnügen an seinen Phantasien, muß ich sagen, so daß sie nicht ganz ungeteilt geblieben sind."

Er fühlte sich vernichtet. Er war betrogen um das Schönste an seinem „überirdisch schönen Erlebnis" – um den Verrat. Die er für Freunde gehalten hatte, ja, die Geliebte, der ältere Bruder! – hatten sich seiner zu schmutziger – schmutziger? nein, jedenfalls zur Lust bedient. Ihre Worte fielen ihm ein: „Nichts, was man aus freiem Willen tut, ist erniedrigend; nur, was einem widerfährt."

„Trotzdem", sagte er, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, „darf ich dich jetzt bitten, auszusteigen und die paar Schritte zu deinem Haus zu Fuß zu gehen?"

„Natürlich", sagte sie. „Mach dir keine Vorwürfe: Ein bißchen Regen tut meinen Haaren gut. Du hast mir übrigens nicht gesagt, ob dir meine neue Frisur gefällt?"

„Sie ist bezaubernd wie alles an dir. Ich werde dich mein Leben lang lieben müssen, obwohl du – wie soll ich sagen? –, obwohl du eben eine Frau bist, und ich eben ein unverbesserlicher Spießer: ein Mann . . . Nun, adieu, laß mich heimfahren – wo immer das auch sei."



GEIL AUF DEN GIPFEL (Fortsetzung von Seite 92)

Typ ein Seil, der locker an Ihnen vorbeizog, als Sie sich nicht über jene fünf Meter fußbreiten Pfades am Abgrund trauten, der Ihren Test-Höhenweg lediglich zum I. Grad erhebt.

„Fünfer-Routen" schließlich sind was für Leute, die außer Bergsteigen höchstens noch Skilaufen im Kopf haben. Wer hier durchkommt und auch noch Nerven zum Fotografieren hat, muß nur beim nächsten Fest seine Dias vorführen, um unter den Damen die Auswahl zu haben.

Den VI. Grad, bis 1977 offizielle Obergrenze aller Kraxelkunst, beschreibt der Alpenverein mit ernüchternden Worten: „Überaus große Schwierigkeiten. Die Kletterei erfordert weit überdurchschnittliches Können und hervorragenden Trainingsstand. Große Ausgesetztheit, oft verbunden mit kleinen Standplätzen. Passagen dieser Schwierigkeit können in der Regel nur bei guten Bedingungen bezwungen werden."

Und jetzt erst kommt die Kletterei, die ich im Konsteiner Klettergarten im Naturpark Altmühltal erlebte. Fast zehn Jahre, nachdem der VII. Grad von einer gar nicht so kleinen Minderheit bewältigt wurde, gestand die Internationale der Bergsportvereine ein, daß es diesen Grad tatsächlich gibt und beschrieb ihn so: „Außergewöhnliche Schwierigkeiten. Ein durch gesteigertes Training und verbesserte Ausrüstung erreichter Schwierigkeitsgrad. Auch die besten Kletterer benötigen ein an die Gesteinsart angepaßtes Training, um Passagen dieser Schwierigkeit nahe der Sturzgrenze zu meistern. Neben akrobatischem Klettervermögen ist das Beherrschen ausgefeilter Sicherungstechnik unerläßlich."

Davon stimmt die Hälfte, in der es um die Schwierigkeit geht. Die Sätze über Sicherungstechnik und Superausrüstung sind eher Kraxlerlatein. Ich sah mit eigenen Augen, daß die Österreicher Heinz Mariacher und Reinhard Schiestl einen „Sechser" in der Art gehen, die bayerische Freikletterer „rundfunk" nennen. Das heißt „solo" oder – gleich richtig deutsch – ungesichert. Die beiden bewältigten die schwierigen Passagen so lässig, daß selbst Nervenschwache gar nicht auf den Gedanken kamen, da könnte was passieren. Die „verbesserte Ausrüstung" beschränkte sich auf moderne Reibungskletterstiefel, die es in brauchbarer Qualität ab 100 Mark in jedem besseren Sporthaus gibt.

In den Dolomiten, ihrem Stammrevier, bezwangen die furchtlosen Zwei auf diese Art schon so ziemlich alle Wände, die selbst bis auf die Zähne mit Steighilfen bewaffnete Alpinisten für so eine Art Bermuda-Dreieck der Bergsteigerei gehalten hatten. Damit war dann auch die Behauptung widerlegt, daß die Klettergarten-Akrobatik der lange totgeschwiegenen Alpen-Außenseiter unter alpinen Verhältnissen keine Zukunft habe. So schnell, wie geübte Freikletterer Touren schaffen, ziehen die Unwetter nicht mal am weiß-blauen Gebirgshimmel auf.

Schiestl, Mariacher und der aus Bayern stammende Sepp Gschwendtner gehören zu jenen Europäern, die schon der amerikanischen Kraxler-Elite bewiesen haben, daß auch Trenkers Erben bei den Irrsinns-Klettereien der Neuen Welt eine gute Figur machen. Neidlos werden die drei in der US-Untergrundliteratur als furchtlose Gesellen gerühmt, die es sogar mit den berüchtigten „Yosemite-Climbers" in der Sierra Nevada in Kalifornien aufnehmen können. Sie zählen zu jener handverlesenen internationalen Klettertruppe, die schon im VIII. und IX. Grad atemberaubende Leistungsexplosionen vorführte.

Zur Beschreibung dessen, was in dieser Stufe geboten ist, fehlen dem offiziellen Alpinismus noch die Worte. Wer zugesehen hat, träumt davon – meistens in der Art, daß er schweißgebadet aufwacht. Überhänge sind bei dieser Sorte Kletterei nicht mehr dazu da, um möglichst schnell und schaudernd überwunden zu werden;



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,9 mg Nikotin und 12 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

sie dienen ganz im Gegenteil als willkommene Passagen zwischen praktisch grifflosen senkrechten Wänden. Mit dem eigenen Körpergewicht restlos konfrontiert, überlistet der Freikletterer die Schwerkraft mit dem unglaublichen Geschick, die Kraft der Arme gegen den Druck der Beinmuskeln zu verspannen. Der Könner hängt nicht unterm Felsvorsprung, er führt so eine Art Stehen in der Waagrechten vor – mit nichts als Abgrund unterm Hintern.

Selbst die Fotos von solchen Übungen erzeugen Schwindel. Der Gedanke, daß einer in solchen Situationen auch noch durch den Sucher schaut und die Entfernung einstellt, ist schier unfaßbar. Der Franzose Jean Claude Droyer, ein drahtig-schmächtiger Bursche, hat es da zur Meisterschaft gebracht. Seine Bilder vom Sonnenbad auf handbreiten Wandvorsprüngen sind die brutalste und begeisterndste Beschreibung dieses Sports.

Schwindelfreiheit steht da nicht mehr zur Diskussion. So schwindelfrei, daß er es in dieser Lage nicht gelegentlich mit der Angst zu tun bekommt, kann kein Mensch sein. Und es ist schwer, sich eine andere Sportart zu denken, die ihren Mann so allein läßt mit seinen Ängsten. Der Rennfahrer weiß den Boden unter den Rädern und das Bremspedal vor seinen Füßen. Der Sportsfreund auf der Hochseeyacht kann Segel einholen und dem Werft-Versprechen vertrauen, daß sein gutes Stück nach jedem Durchkentern wieder kielabwärts kommt. Der Freikletterer hingegen hat allein die Gewißheit, daß der Ruf nach dem Krankenwagen reine Pflichtübung wäre, wenn er unten aufgeschlagen ist.

Als die Altmühltal-Felsen fürs Publikum freigegeben wurden, habe ich noch den „Amateuren" zugesehen. Und der Schlimmste gehörte zur gut durchwachsenen Sorte: höchstens 170 Zentimeter groß und mindestens 95 Kilo schwer. Seine Stiefel waren viel schöner als die von Ron Fawcett.

Weniger schön wurde es, als der Dicke „solo" in eine Sechser-Route stieg und in 20 Meter Höhe die „Nähmaschine" bekam. So nennen Kraxler jenen Zustand, bei dem die Knie vor Angst und Anstrengung ins rhythmische Zittern kommen.

Der Typ „näht" so kräftig, daß es auch die Zuschauer prächtig mitbekommen. Einige johlen. Die meisten brüllen im Chor „Hauruck". Im Gesicht des Überforderten wird selbst auf die Distanz die Angst erkennbar, sich zu blamieren. Deshalb quält er sich weiter, von „Nähmaschine" zu „Nähmaschine".

•

Es gibt ein Gerücht, wonach die Zahl der verkauften Reibungskletterschuhe die der schwindelfreien Deutschen längst bei weitem übersteigt. Die Gefahr, daß die derart Ausgerüsteten zuerst in der Steilwand und dann auf dem Friedhof landen, ist jedoch gering. Denn die Anforderungen an den Sportkletterer sind so extrem, daß von der Mode angesteckte Mitläufer schon bei den ersten Trockenübungen kapitulieren. Ich kenne keine Sportart, in der der Abstand vom Könner zum Fußvolk derart extrem ist.

•

Wenn Sie diese Story einem Bekannten in der DDR zu lesen geben (aber Vorsicht: „Drüben" sind sie so scharf auf den PLAYBOY, daß ihn die Zöllner meistens gleich für sich behalten), wird der Ihnen bestimmt sagen, daß es diese Kraxelkunst im Arbeiter- und Bauernstaat schon lange gibt. Richtig. Im Elbsandsteingebirge hat Klettern in höchsten Schwierigkeitsgraden eine lange Tradition. Und es gibt Hinweise darauf, daß die dortigen Gipfelstürmer einen äußerst flotten Aufwärtsdrang an den Tag legen. Nur: Im anderen Deutschland wird die Sache getreu dem preußischen Geist derart ernst genommen, daß jene Subkultur, die *free climbing* westlicher Machart prägt, gar nicht erst entstehen konnte. Wer ein rechter Held der Arbeit sein will, klettert nach der Stoppuhr und kommt daher wie weiland Turnvater Jahn: frisch, fröhlich, wenn auch – dem System entsprechend – nicht sonderlich fromm und mitnichten frei. Wieviel die Sachsen in den Bergen taugen, werden wir wohl erst wissen, wenn es bei einer Kletter-Olympiade Medaillen und internationales Ansehen zu holen gibt.

John Bachar hat es da besser. Der Amerikaner kassierte mit seiner Kletterei schon eine ganze Menge Dollar. Wenn Sie regelmäßig fernsehen, haben Sie sicher schon mal Johns Rückenmuskulatur erblickt, die es mit dem schönsten Waschbrett aufnehmen kann. Bachars Luxuskörper ist es zu danken, daß sich der Sex in den Bergen nicht mehr allein im Hüttenabend und im Fremdenverkehr mit der Sennerin erschöpft. Als sich John im Altmühltal trotz widriger Temperaturen freimachte, gab's mittlere Krisen. Weil der hübsche Blondschopf auch noch prächtig klettern kann, fragte so manche Braut ihren Bergkameraden mit glänzenden Augen nach provozierenden Details: „Kannst du des a?", gehörte noch zu den eher harmlosen Formulierungen. Einen derart Befragten sah ich zu einer Ohrfeige ausholen. Aber dann nahm er sich doch lieber den Ami vor: „Was machst denn mit deiner Badhosn, wenn a Wetta kummt?"

John ließ es sich übersetzen und sagte, daß er dann ein Bier trinken geht. Da war der Bayer fix und fertig.

Als schließlich nur noch die Freaks zusammensaßen und ihre Idole bewunderten, roch der Qualm im Festzelt im-



HiFlys lieben die Geselligkeit und sind für jeden Spaß zu haben.
Im Reich der HiFlys, an windigen Gewässern also, treten zunehmend reinrassige Funboards auf. Wie das Musterbeispiel dieser Gattung, HiFly 555 FH, das an folgenden Merkmalen eindeutig zu bestimmen ist: sportliche Pintail-Konzeption mit sicheren Fahreigenschaften auch bei mehr als 6 Windstärken. Ein Fathead-Segel, das den schnellen Höhenwind packt. Das voll versenkbare Vario-Mini-Schwert ermöglicht extrem hohes Tempo und rasante Powerhalsen. Eine komplette Ausstattung und jede Menge Spaß sind serienmäßig. Wann gesellen Sie sich dazu?
Katalog anfordern bei: Akutec, Postfach 710145, 8000 München 71
HiFly

mer wieder mal verdächtig nach „Gras“. Der Schankkellner schimpfte, daß das „Gschwerl“ so wenig Bier trinke. Und ich wunderte mich, daß man gegen zehn Uhr abends in einem Bierzelt noch jedes Wort verstehen konnte, wenn einer sprach. Mucksmäuschenstill war's, während Jean Claude Droyer und John Bachar ihre Dias vorführten. Fassungslos starrten wir auf die Menschenpünktchen in den Steilwänden. Sie wirkten noch kleiner als ein einsames Komma auf einer nicht gründlich geputzten Schultafel. Es gab nicht einmal die dümmlichen „Der muß noch viel lernen“-Kommentare, mit denen Hausschuh-Helden den *Sportschau*-Fußball begleiten. Nein, wir waren einfach platt.

Hinterher zum Tanz spielten sie nichts von Heino oder den Egerländern, sondern was von Pink Floyd und John Denver – auch den *Mann in den Bergen*, obwohl der ziemlich kitschig klingt. Es roch noch stärker nach Gras, und noch immer war kaum einer besoffen. Unter solchen Leuten denkt man an Flower-power und John Lennon – aber doch nicht an extremen Leistungssport. Was um alles in der Welt ist bloß in die Typen gefahren?

Moritz, der am Bodensee wohnt, sagt, daß ich Blödsinn frage: „Ich mach' das für mich ganz allein und nicht, damit du mich großartig findest.“ Eine Antwort, warum da Aussteiger zu Aufsteigern werden, ist das auch nicht.

So nehme ich eben mit, daß einer, der sich nicht blamieren will, Yosemite keinesfalls anders als „Dschosimiti“ aussprechen darf. Und ich lerne die neuen Namen, die Watzmann und Eiger abgelöst haben: „El Capitan“ zum Beispiel, „Half Dome“ und „Separate Reality“ – allesamt „Probleme“ im Yosemite-Valley, die schon Legende sind.

Englands Steilküsten und der Elbsandstein, aber auch die Dolomiten und der Steinbruch hinter Ihrem Haus bieten vielleicht nicht minder anspruchsvolle Klettereien – aber Europa muß erst noch freigeklettert werden. Die Jungs sind allerdings schon kräftig dabei. Längst gibt es hierzulande anhaltenden Krach um das sogenannte Rotpunkt-Klettern. Der Name kommt vom dicken roten Punkt, den Sportkletterer an die Einstiege der Routen malen, die ihnen ohne Steighilfen gelungen sind. Bei denen, die Haken, Seil und Steigleitern brauchten und – ohne Ironie – trotzdem stolz sein dürfen, erzeugt so was nicht nur Neid.

Sie haben auch Grund, sich mitunter zu ärgern: Unter den Anhängern der neuen Technik gibt es nämlich ein paar Dummköpfe, die dauerhaft einzementierte Haken aus den „Führen“ schlagen. Das Signal, das wohl jeden Mißachtung strafen soll, der den Klimmzug an einer Hand nicht fertigbringt, ist lebensgefährlich. Wer klassisch klettert, verläßt sich auf die Dauerhaken und sieht meist alt aus, wenn sie plötzlich fehlen. Um die Stimmung noch etwas anzuheizen, ist obendrein der Zuruf „Du gehst ja technisch“ zum beliebten Schmähsatz geworden, wenn Freikletterer hakenschlagenden Zunftbrüdern begegnen.

Daß die Degradierten manchmal um Rache nicht gerade verlegen sind, mag die böse Überraschung belegen, daß Ron Fawcett beim Klettertreffen buchstäblich in die Scheiße langte. Sportsfreunde hatten in nächtlicher Aktion eine Fuhre Kuhmist in den Ausstieg jener Siebener-Tour gekippt, die der Brite laut Programm als erster freiklettern sollte. So ist das inzwischen mit der Bergkameradschaft.

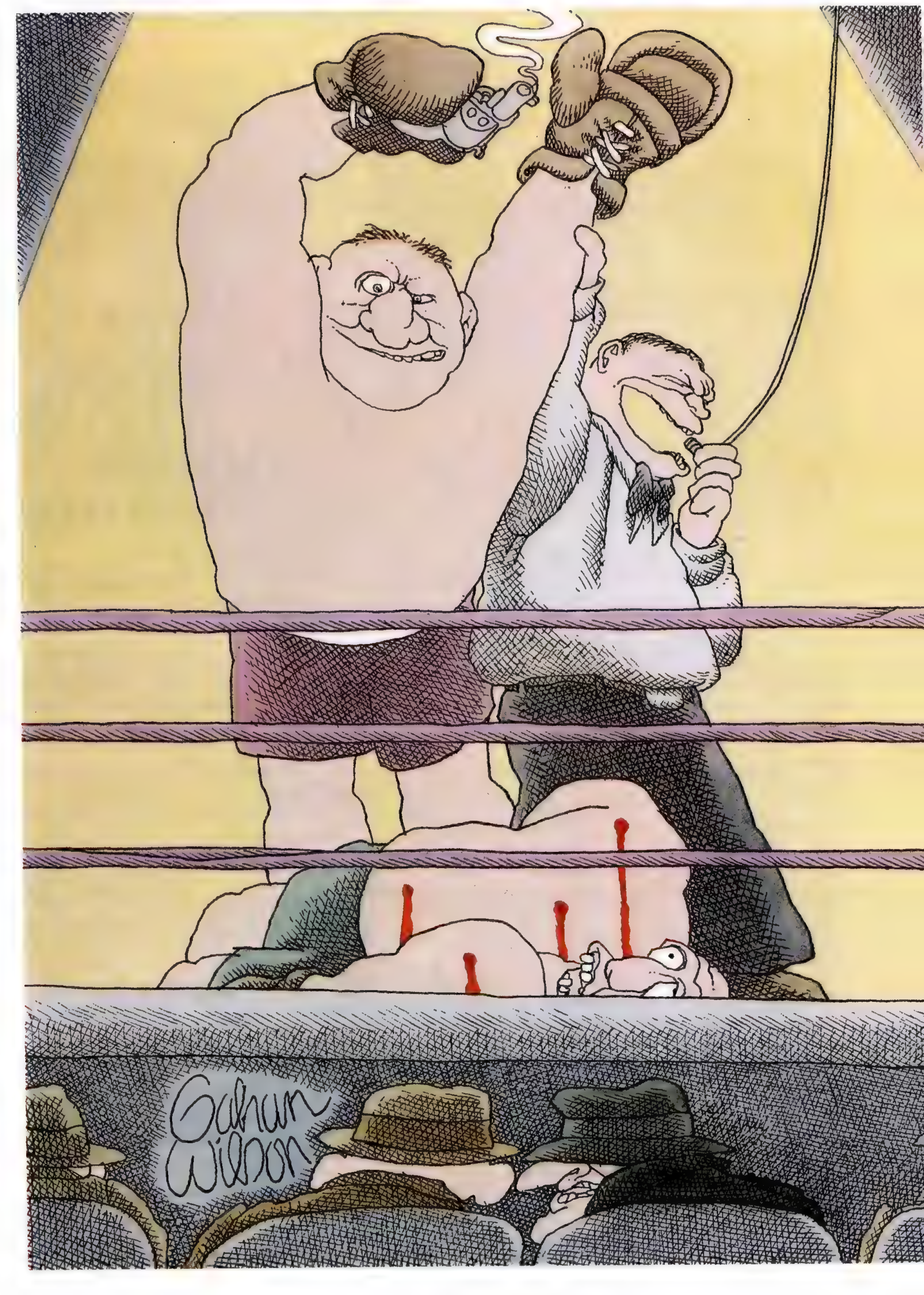
•

Mit der Einführung des VII. Grades ist der Kulturkampf natürlich noch nicht ausgestanden. An Bergfreunde, die morgens um neun noch den Schlafsack hüten, muß man sich genauso erst gewöhnen wie an die Tatsache, daß ein eher schmächtiger Kettenraucher wie Ron Fawcett die Bestmarken in einem extremen Leistungssport setzt. So einer paßt nur schwer ins Fernsehbild vom athletischen Saubermann. Das leichte Marschgepäck, mit dem die Sportkletterer bisher ungeahnte Schwierigkeiten meistern, brachte manchen Gegner schon zum Nachdenken.

Nehmen wir nur die Klemmkeile. Das sind Metallstücke, meist nicht größer als ein Anglerblei und mit einer ganz feinen Drahtseilschlinge versehen. Gegen diese Dinger wirkt ein herkömmlicher Haken wie ein Zimmermannsnagel neben einer Nähnadel. Noch entscheidender ist, daß Klemmkeile in den feinsten Felsrissen sicher halten. Das schont die Kraft des Kletterers, der ohne zusätzlichen Hammer auskommt – und das schont auch die Bergwelt, deren Schutz sich der Alpenverein ins Programm geschrieben hat.

Wenn Sportkletterer mit Klemmkeil-Sicherung gehen, sagen sie dazu auch *clean climbing*. Und dieses „saubere Klettern“ eröffnet einen Kompromiß: Wer weder Zeit noch Lust, noch Nerven hat, sich die schlafwandlerische Sicherheit eines John Bachar anzutrainieren, wird sich im *clean climbing* versuchen – und zwischendurch der Versuchung erliegen, auch mal im sicheren Halt des Klemmkeils Höhe zu gewinnen oder auszuruhen.

Die Spott-Strophe „Wenn wir erschwindeln klimmende Höhen“ gibt es ja schon lange zum schönen Lied von den *Bergvagabunden*. Und wer noch nicht vom Ehrgeiz zerfressen ist, dem gefällt sie allemal eher als eine andere Abwandlung: „Freund stürzt kopfüber an mir vorüber, reicht mir im Falle noch die Hand.“

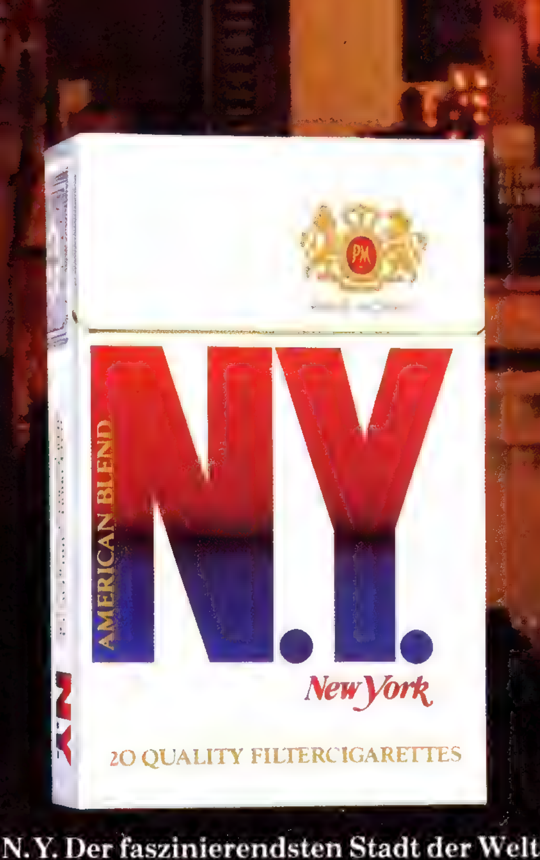


*„Manchmal glaube ich,
daß die Ringrichter bestechlich sind"*



Maurice Lacroix
OF SWITZERLAND
die
eleganten
Wasserdichten
1
2
3
Bezugsquellennachweis
Maurice Lacroix,
Waldpark 2, 7531 Eisingen

LOVE NEW YORK



I love
N.Y.
AMERICAN BLEND

N. Y. Der faszinierendsten Stadt der Welt
idmet. Sie hat den vollen Tabakgeschmack
ier American Blend Cigarette. Made under
uthority of Philip Morris Inc., New York.
Hergestellt in Deutschland.

N. Y. BIG CITY FLAVOR.

Bei Ihrem Tabakwaren-Fachhändler

esgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,9 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN.)

DIE NUMMER MIT DER MÜNZE *(Fortsetzung von Seite 131)*

seine Muskeln unter dem T-Shirt spielen ließ. Als Arlo seinen Einkaufswagen an den beiden vorbeirollte, stritten sie sich gerade darüber, was sie morgen zum Abendessen wollten. Arlo fluchte, aber er wollte woanders sein Glück noch einmal versuchen und fuhr in den Westen Hollywoods. Dort gab es „Ralph's Market".

Und siehe da, der Himmel mußte ihm gnädig gesonnen sein. Kaum war er aus dem Austin-Healey gestiegen, sah er sie plötzlich vor sich stehen. Hinter einem riesigen Schaufenster mühte sie sich verzweifelt mit einem Einkaufswagen ab, dessen Räder blockierten. Für eine Sekunde starrte Arlo fassungslos auf die pralle Schöne, dann sprintete er in den Supermarkt. Zwölf Sekunden zu spät.

Sie hatte ihren Wagen allein wieder flottgemacht und bog gerade um die nächste Ecke. Mit so elegantem Hüftschwung, daß er meinte, ihre Unterwäsche rascheln zu hören. Arlo war ganz weg. Er schnappte sich einen Wagen und spurtete hinter ihr her. Sein Tempo verlangsamte sich allerdings beträchtlich, je dichter er sich ihr von hinten näherte – ihrem Hintern nahekam –, oder wie immer man das auch beschreiben will.

Aus Furcht, daß sie sich jeden Moment umdrehen und seine Absicht erraten könnte, zog Arlo alles aus den Regalen, was ihm in die Hände kam, und warf es in seinen Einkaufswagen: ein Paket Tampax, eine Dose Bittermandeln, ein Glas Maraschinokirschen, eine Packung gefrorene Garnelen, Pampelmusen-Scheiben für Diabetiker und . . .

Jetzt hatte er sie fast eingeholt. Gemeinsam schoben sie nun ihre Wagen die große Rollbahn des Lebens entlang, dazu bestimmt, an der nächsten schicksalsträchtigen Kreuzung aufeinander zu treffen. Arlos Augen flogen über die Preisschilder, seine Gedanken überschlugen sich, ging es doch jetzt darum, sich für die richtige Taktik zu entscheiden. Hier durfte er nicht mit seinen alten Maschen kommen, hier mußte er sich etwas Neues einfallen lassen. Nur nichts überstürzen, nicht den Verstand verlieren, mein Junge, sagte sich Arlo.

Schau nur, wie sie jetzt die Flaschen mit den Salatsaucen mustert. Höchstens zwei Meter von dir entfernt. Sie sieht verdammt gut aus. Und Kurven hat sie! Jetzt geht sie weiter, ohne sich für eine Sauce entschieden zu haben.

Noch immer keine Idee für eine gute Eröffnung. Dies wird schwierig werden, mein Lieber. Halt! Jetzt legt sie Weinessig in ihren Einkaufskorb, und auch Olivenöl. Wundervoll: ein altmodisches Mädchen. Vorgefertigte Saucen kommen für sie nicht in Frage.

Natürlich! Er könnte doch einfach sagen: Auch ich gehöre zu diesen Alternativen, die heute so wie unsere Ahnen vor hundert Jahren leben. Auch ich verzehre mich nach den einfachen, natürlichen Dingen des Lebens. Und ich würde Sie auch gern einfach und natürlich beschlafen . . . o Pardon!

Na ja, so ging's natürlich nicht.

Arlo hätte heulen können, so geil war er bei ihrem Anblick.

Plötzlich schaute sie ihn an. Nein, nicht daß sie in seine Richtung schaute, sie sah ihn geradewegs und bemerkenswert intensiv an. Arlo erschrak. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Wohin konnte er ausweichen? Da stand er nun, eingeklemmt zwischen Kästen voll kalorienarmer Cola und einem Regal mit Kartoffelchips im Sonderangebot, und das Mädchen kam direkt auf ihn zu. „Kenne ich Sie nicht?" fragte sie.

Arlo, als erfahrener Aufreißer nicht gerade auf den Mund gefallen, suchte verzweifelt nach einem flotten Spruch. Doch er spürte, daß sich seine Kehle zusammenschnürte, noch bevor er einen Ton herausbrachte. So blieb ihm nichts übrig, als dies Mädchen stumm und starr anzuglotzen wie ein eingefrorenes Mammut.

„Tut mir leid. Da habe ich mich geirrt", sagte sie und drehte wieder ab.

„Warten Sie!" Arlo hatte endlich seine Stimme wiedergefunden.

„Nein, ich hab mich geirrt. Von nahem sehen Sie doch ganz anders aus. Ich hab nämlich meine Kontaktlinsen nicht drin."

Das war ein Tiefschlag.

„Warten Sie doch einen Moment . . ."

Er stürzte ihr nach und stieß gegen eine Pyramide aus Kondensmilch-Dosen, die hinter ihm scheppernd auf den Boden fielen. Egal! „Ich würde mich gern Ihrer bedienen – ach was –, ich würde Sie gern . . . um einen Rat bitten. Eigentlich bin ich Fremden gegenüber sehr schüchtern, aber jetzt . . ., da Sie das Eis schon mal gebrochen haben."

Das Mädchen blieb wie angewurzelt stehen. „Wissen Sie was, Sie sind so schüchtern wie ein Hai! Und Sie möchten einen Rat von mir? Bitteschön! Alles, was ich Ihnen dringend raten kann, ist: Lassen Sie mich in Ruhe."

Eine glanzvolle Nummer, das mußte er anerkennen. Sie schnappte sich wieder ihren Wagen und ließ Arlo einfach stehen.

„Sie sind gemein!" rief er ihr nach. „Macht Ihnen wohl Spaß, Männer zu quälen?"

Auf dem Parkplatz stieg Arlo in sein Gefährt. Aber der Healey wollte nicht anspringen, er hustete nur, als hätte er die Tuberkulose. Kein Benzin! Arlo hämmerte sinnlos auf die defekte Benzinuhr ein. In dem Moment kam sie mit ihren Einkaufstaschen aus dem Supermarkt stolziert.

Die nächste offene Tankstelle lag drei Kilometer entfernt. Ecke Franklin und Vine Street . . . Und das einzige Auto weit und breit, das ihn dort hinbringen konnte, gehörte ausgerechnet ihr.

Arlo kletterte aus seinem Healey und setzte ihr nach. „Hallo, Sie!"

Das Mädchen warf die Einkaufstaschen in ihren kleinen japanischen Wagen. Dann drehte sie sich blitzschnell um: „Hau'n Sie ab, Mensch!"

„Mir ist das Benzin ausgegangen. Ehrlich."

„Was Besseres ist Ihnen wohl nicht eingefallen?"

„Ich will doch nur, daß Sie mich zur Tankstelle an der Ecke Franklin und Vine Street fahren. Ich werde auf meinen Händen sitzen, falls Sie das beruhigt. Sie können mich meinetwegen auch fesseln. Mir ist das Benzin ausgegangen. Es ist spät, und ich will nach Hause.

„Sie lügen doch wie gedruckt."

„Hören Sie. Wenn Sie mir nicht trauen, dann werde ich jetzt zurück in den Laden gehen und für zwei Dollar ein Stückchen Gartenschlauch kaufen, damit ich mir ein paar Liter Benzin aus Ihrem Tank absaugen kann. Mit Ihrer Erlaubnis natürlich."

„Na schön. Sie haben mich überzeugt. Jeder, der freiwillig Benzin schlucken will, muß die Wahrheit sagen."

Er saß tatsächlich auf seinen Händen. Den ganzen Weg. Hin und wieder zurück. Aber als sie endgültig nach Hause fahren wollte, wagte er doch noch einen Versuch: „Vielleicht . . . äh . . . vielleicht könnten Sie mir zurück zur Tankstelle folgen und noch warten, bis ich vollgetankt habe. Es könnte nämlich sein, daß ich beim Starten ohne Benzin meinen Turbolader beschädigt habe. Ich könnte mitten in der Nacht auf der Straße stehenbleiben . . ."

„Wo soll denn Ihre alte Karre einen Turbolader haben? Sie halten mich wohl für blöd?"

Arlo schaute sie von unten durch seine dichten Wimpern an. Ein lang geübter Blick, der eigentlich immer ankam. „Ich bin Ihnen nun einmal verfallen, Sie sind so besitzergreifend . . ."

•

Eine halbe Stunde standen sie vor Boris' Würstchenbude an der Ecke La Brea und Melrose Avenue und aßen miteinander die besten Hamburger von ganz Los Angeles. Sehr gutes Fleisch und mit 'ner Menge Zwiebeln. Es hätte nicht besser sein können.

Und noch 'ne halbe Stunde später – kaum zu glauben – standen sie kurz davor, eine „warme, feuchte Erfahrung zu machen", wie das Arlo so für sich zu nennen pflegte. Sie waren zum Internationa-



„Black Beauty" im 24 x 36-Format. Und für die Technik ist eine raffinierte Elektronik da.

OLYMPUS XA 2

len Flughafen hinausgefahren und hatten an einer Straße geparkt, die quer durch eine Anflugschneise führte. Die Jets kamen direkt über ihren Köpfen herunter.

„Können Sie mir sagen, was wir hier nachts verloren haben?" fragte sie ihn.

Arlo schwieg.

Sie kurbelte das Fenster herunter und schrie in die Nacht hinaus: „Kann mir irgend jemand erklären, wieso ich hier hocke? Um diese Zeit?! Und wahrscheinlich in Gesellschaft eines Triebtäters?!!!"

Keine Antwort.

Das Mädchen ist zwar ein bißchen merkwürdig, aber gar nicht so übel, dachte Arlo und rückte vorsichtig ein Stückchen näher. „Erzählen Sie mir doch mal 'n bißchen von sich."

„Lassen Sie sich nicht von meinem Aussehen täuschen. In Wirklichkeit bin ich Anastasia, die wahre Zarin des großrussischen Reiches. Zur Tarnung trage ich eine Plastiknase. Im übrigen bin ich verlobt – mit einem Dobermann-Pinscher."

Wie gesagt, etwas merkwürdig, aber so schlimm wieder auch nicht, dachte sich Arlo und rückte noch etwas näher.

„Bleiben Sie, wo Sie sind!"

„Da, schauen Sie!" rief Arlo, „da kommt . . ."

Die Boeing 747 brach so urplötzlich aus dem Dunkel der Nacht, als sei sie ein feindliches Raumschiff. Ihr schrilles Pfeifen war ohrenbetäubend, aber „Zarin Anastasia" schrie vor Schreck noch schriller. Der riesige Schatten der Maschine verfinsterte den Himmel und schien nur wenige Meter über ihren Köpfen zur Landung anzusetzen. Aber ehe sie es sich versahen, rollte die gewaltige Maschine schon einen Kilometer von ihnen entfernt auf dem Landestreifen aus.

Anastasia war in Arlos Arme geflüchtet. Er drückte sie fest an sich.

„Das kann einem richtig Angst machen, was?" fragte er das Mädchen und lächelte verstohlen.

„Ich glaub', ich hab mich vor Schreck naß gemacht", flüsterte sie.

Er beugte sich vor und küßte sie.

„Langsam!" sagte das Mädchen. „Und das ist eine Warnung, keine Gebrauchsanweisung."

Es macht sich, dachte Arlo und sagte wie nebenbei: „Wir sollten zurückfahren." Als er den Wagen startete, mußte er kichern. „Verdammt komisch, was Ihnen da passiert ist, als die Boeing uns beinahe auf den Kopf fiel."

„Was?"

„Na, als die Maschine . . . und was Sie mir da erzählt haben."

„Das kann schon mal vorkommen", antwortete sie gelassen.

Als sie in Arlos Wohnung ihr Höschen zum Trocknen aufgehängt hatte, bot er dem Mädchen an, ein Omelett zu machen. „Ich kann sieben verschiedene. Eins köstlicher als das andere . . . Ein spanisches Omelett, ein albanisches, oder ein korsisches, was möchten Sie?"

Doch sie zeigte mit dem Finger auf ihn: „Sie da, hören Sie mal zu. Ich hab tatsächlich Hunger, aber eigentlich nur, weil Sie so blöd waren, mich daran zu erinnern. Und zufällig mag ich nichts lieber als ein gutes Omelett. Und wenn ich sage, *daß ich nichts lieber mag*, dann meine ich das auch so. Verstanden? Für mich sind Sie nichts als ein Gelegenheits-Aufreißer. Auch, wenn Sie es irgendwie geschafft haben, mich hierher zu locken, und mein Höschen jetzt über Ihrer Dusche trocknet . . . Habe ich mich klar genug ausgedrückt?!"

Arlo tat so, als habe er nicht hingehört. „Kochen hat mir mein Vater beigebracht. Er war oberster Küchenchef in vielen New Yorker Hotels und auch auf einem Luxusliner. Also – ich kann Ihnen ein Omelett auch auf tibetanisch oder bayrisch machen."

Sie ließ sich vorsichtig auf der Lehne eines Sessels nieder und wickelte sich in seinen blauen Bademantel ein. Er erhaschte einen kurzen Blick auf ihre nackten Schenkel und es erinnerte ihn schmerzlich daran, daß eigentlich nur noch dieser Frotteemantel zwischen ihnen war.

„Wissen Sie eigentlich, Arlo, daß Sie reichlich merkwürdig ausschauen. Außerdem habe ich tierische Verschlagenheit in Ihrem Gesicht entdeckt. Nichts, absolut nichts könnte mich dazu bewegen, mit Ihnen ins Bett zu steigen. Also schlagen Sie sich das aus dem Kopf. Verraten Sie mir lieber, wie Sie eigentlich ein albanisches Omelett machen."

Gut, daß sie das nicht weiß, freute sich Arlo hämisch und marschierte in seine winzige Küche, die zwar eng war, aber für seine Bedürfnisse völlig ausreichte.

Im Vorbeigehen küßte er sie ganz geschwisterlich und sagte: „Nun, da Sie alles zwischen uns auf so reizende Art klargestellt haben, kann ich mich ja ganz aufs Kochen konzentrieren!"

Er versuchte, ein spanisches Omelett zusammenzurühren. Das war die einzige Variante, die er überhaupt zustande brachte. Und das nur, nachdem er das Rezept aus dem *Fröhlichen Kochbuch für Junggesellen* stundenlang am Herd probiert hatte. Eins war ihm dabei klargeworden: Für ein Omelett müssen viele Eier aufgeschlagen werden. Und so schlug er jetzt ein Ei nach dem anderen in eine große Schüssel und warf zum Schluß noch etwas Paprika, braunen Zucker und Oregano dazu.

„Sammeln Sie Münzen?" hörte er sie aus dem Wohnzimmer rufen.

Herrgott! Endlich!

„Mein Vater", rief er zurück, ohne sich vom Herd abzuwenden. Er konnte sich



„Zuerst die schlechte Nachricht: Wir haben Ihre Tochter gefunden. Sie ist Callgirl auf Gran Canaria. Nun die gute Nachricht: Sie nimmt R-Gespräche an"


CAMEL
FILTERS
TURKISH & AMERICAN
BLEND
CIGARETTES
Der Weg lohnt sich.
Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,9 mg Nikotin und 13 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN).

genau vorstellen, was das Mädchen jetzt im Wohnzimmer machte. Es stand dort vor dem flachen Glaskasten – etwa so groß wie eine aufgeschlagene Zeitung –, der auf einem schwarzen, schmiedeeisernen Sockel befestigt war. Ein kleiner Punktstrahler ließ das Münzen-Arrangement aufleuchten.

„Die sind aber schön", rief sie jetzt.

„Sie waren auch Papas ganzer Stolz", antwortete er, ohne seine Augen von der Pfanne zu lassen.

„Sie müssen wertvoll sein", staunte das Mädchen.

Sie stand noch immer wie hypnotisiert vor dem Kasten, als Arlo die Teller herausgeholt hatte und sie auf den kleinen Couchtisch stellte. Ihre Hände lagen artig gefaltet auf dem Rücken, als wollte sie keinen Fingerabdruck auf dem polierten Glasdeckel hinterlassen.

Arlo lächelte in sich hinein.

Als er die Milch aus dem Eisschrank genommen hatte, stand sie immer noch vor den Münzen.

„Ihr Omelett wird kalt . . ."

Sie setzte sich endlich auf das Sofa und begann zu essen, ohne zu merken, daß Arlo versonnen ihr nacktes Knie betrachtete.

„Sie lassen die Münzen hier einfach so rumliegen. Die könnten doch leicht gestohlen werden . . ."

Arlo zuckte mit den Achseln und probierte sein Omelett. Es schmeckte greulich. Aber wenn sie sich nicht beschwerte . . .

„Och, ich bekomme so selten Besuch", log er hemmungslos und grübelte über seinen Schlachtplan nach, der heute etwas durcheinander gekommen war. Sonst zogen die Mädchen ihr Höschen immer zuletzt aus und nicht zuerst . . . Wenn er mal Zeit hatte, mußte er über diese Variante etwas ausführlicher nachdenken.

„30 Jahre brauchte mein Papa, um die Münzen zusammenzubekommen. Die Sammlung hatte mir nie viel bedeutet – erst als Papa starb." Arlo hielt inne, um sich zu räuspern. So als ob er vor Rührung nicht weitersprechen könnte. Sie sah ihn groß an.

Das war der entscheidende Augenblick. Würde sie ihm glauben? Wenn er den Test jetzt bestand, würde der Rest ein Kinderspiel werden.

„Als er starb . . . was war dann?" fragte sie leise.

Arlo entschloß sich, alles auf eine Münze zu setzen – sozusagen. „Das war alles, was er mir hinterließ. Er hatte sein Leben lang so verdammt hart gearbeitet, aber außer diesen Münzen blieb ihm nichts. Aber erst als es ihn nicht mehr gab, bedeuteten sie mir etwas. Sehr viel sogar. Es ist, als wäre Papa wieder in meiner Nähe, wenn ich mir seine Sammlung anschaue. Er war ein guter Kerl, hat mich aber nie richtig verstehen können. Ist wohl das übliche in unserer Generation."

Beachtlich, sehr beachtlich, mußte sich Arlo loben, und schön weit weg von jeglichen Zweideutigkeiten.

„Sie sind sicher sehr wertvoll", wiederholte sie.

Er nickte. „Das sind sie. Zweimal war ich schon drauf und dran, sie zu verkaufen. Aber dann hab ich's einfach nicht übers Herz gebracht. Einmal habe ich sogar meine Stereoanlage statt dessen versetzen müssen . . . Als Papa starb, hätte ich ungefähr fünfzehnhundert dafür kriegen können. Aber heute! Heute könnte ich die Kollektion gegen einen Maserati tauschen. Wenn ich nur wollte . . ."

Sie schien entsetzt: „Ein furchtbarer Gedanke!"

Arlo sagte schnell: „Ich mach' doch nur Spaß. Natürlich würde ich das nicht tun. Sie bedeutet mir jetzt einfach zuviel. Der Silberdollar dort oben links ist allein schon zweihundertfünfzig wert . . . Wie schmeckt das Omelett?"

Sie lächelte ihn freundlich an: „Danke, sehr gut."

Jetzt hatte er den richtigen Tiefgang erreicht. Gefühl und Sentimentalität, das war's eben! Arlo ließ sich zufrieden auf sein Sofa zurücksinken.

Sie brachte die Teller in die Küche und wusch ab. Dann trocknete sie ihre Hände an dem kleinen Geschirrtuch ab.

„Unter dem Waschbecken steht eine Schachtel mit einer Hautcreme", rief er ihr zu und hörte, wie sie das Schränkchen unter der Spüle öffnete.

Sie rieb sich noch ihre Hände, als sie zurück ins Wohnzimmer kam: „Ich nehme an, Sie haben oft Damen hier, die Ihnen das Geschirr abwaschen. Die Schachtel ist ja fast leer."

„Oh . . . nicht zu oft . . ."

„An diese Aufmerksamkeit denken aber nur Männer, die reichlich Damenbesuch haben . . ."

„Oh . . . ich bin so froh, wenn mir mal jemand den Abwasch macht, daß ich mich gern dankbar zeige. Das war sehr nett von Ihnen. In dieser Küche sehen Sie so richtig wie zu Hause aus."

„Jedes Mädchen kann sich schließlich für ein Essen erkenntlich zeigen . . ."

Arlo drückte sie schnell neben sich aufs Sofa runter, aber es gelang ihr ebenso schnell, sich wieder frei zu machen.

„. . . Hoppla – so habe ich das nicht gemeint", beendete sie ihren Satz.

Arlo kuschelte sich etwas dichter heran und versuchte, sie zu küssen. Er zielte auf ihre Lippen und landete auf ihrer Wange.

„Ich dachte, das hätten wir klargestellt", erinnerte sie ihn und schob seine Hand weg. „Arlo, bitte." Sie sprang nun unvermittelt auf. „Ich guck' schnell mal nach, ob meine Sachen schon trocken sind. Eigentlich müßten sie längst soweit sein."

„Bleiben Sie doch noch. Ich verspreche Ihnen, mich anständig zu benehmen, Ehrenwort."

„Auf Ihr Ehrenwort pfeif' ich."

Arlo erhob sich und versuchte, sie zu umarmen, aber sie trat mit einem schnellen Doppelschritt zur Seite.

„Mag sein, daß ich nicht so helle bin, wie ich's eigentlich sein sollte", sagte sie. „Aber, verdammt noch mal, ich habe keine Lust, mich andauernd vor Ihren Händen in acht nehmen zu müssen. Also, nochmals schönen Dank für das Omelett. Ich muß mich jetzt anziehen. Wenn meine Freundin zu Hause aufwacht und merkt, daß ich nicht da bin, wird sie sich Sorgen machen und Himmel und Hölle in Bewegung setzen."

Sie guckten sich beide an. Sie waren sich plötzlich wieder fremd geworden, und das Schweigen ließ sich nicht mehr brechen.

Das Mädchen drehte sich um und verschwand im Bad.

Arlo konnte sich alles bildhaft vorstellen. Jetzt hat sie den Bademantel ausgezogen. Jetzt holt sie das Höschen von der Dusche, jetzt hebt sie ein Bein . . . Arlo saß im Wohnzimmer und kochte. Wußte er doch, daß dies die vorletzte Gelegenheit war. Verdammt, warum braucht sie eigentlich so viel Zeit?

Sie kam aus dem Bad und sammelte ihre Sachen im Wohnzimmer zusammen. Als Arlo aufstehen wollte, winkte sie nur kurz ab. Er sank zurück. Sie lächelte – irgendwie gerührt (so, als wollte sie sagen, tut mir wirklich leid, es geht einfach nicht . . .) – und lief zur Tür.

Für jeden anderen wäre die Sache nun gelaufen gewesen, aber Arlo blieb ganz ruhig. „Tun Sie mir noch einen kleinen Gefallen, bevor Sie gehen?"

Sie drehte sich um und schaute ihn ruhig an. Wußte sie sich doch fast in Sicherheit.

Er erhob sich, schlenderte lässig auf das Bücherbord vor der Küche zu, hob eine alte Kupferkanne von einem der Regalbretter herunter und fischte einen kleinen Schlüssel heraus.

Anastasia entfernte sich keinen Zoll von der Tür. Ihre Augen verfolgten ihn, wie er jetzt zu dem Kasten mit den Münzen schritt, den Schlüssel ins Schloß steckte, den Glasdeckel hochhob und etwas herausnahm.

Dann ging Arlo langsam auf die Tür zu. „Jeder von uns wird mal erwachsen", sprach er, „und ich werde wohl oder übel die Sammlung eines Tages verkaufen müssen. Wahrscheinlich schon ziemlich bald. Mein alter Healey muß dringend in die Werkstatt. Also, um was ich Sie bitten möchte . . ." Er zögerte einen Moment – dann streckte er ihr seine geschlossene

Bitburger Premium:

Das Pils, das noch Zeit zur Reife hat.
Feinherb im Geschmack und wohlbekömmlich.
Aus der Bitburger Privatbrauerei Th. Simon.

Bitte ein Bit

Hand entgegen – und öffnete die Faust: Auf seiner Hand lag der Silberdollar.

Sie hielt den Atem an.

„Ich erinnere mich noch genau, wie Papa mit diesem Dollar eines Tages nach Hause kam", fuhr er fort. „Er war so begeistert wie ein Kind von einem neuen Spielzeug. Er hatte ihn von einem Gast auf dem Schiff geschenkt bekommen. Und zwar für die außergewöhnlich gut flambierten Pfirsiche, die er ihm servieren ließ. Ein wirklich sehr ungewöhnliches Dankeschön für einen Koch und . . ."

„Das geht doch nicht!" lehnte sie erschrocken ab.

Er erwiderte schnell: „Oh, er ist nicht soviel wert wie – na ja, sagen wir, er ist sehr selten. Einer von denen, die wieder eingezogen wurden, kurz nachdem sie in den Umlauf kamen. Ich möchte, daß Sie ihn behalten. Ich bitte Sie darum."

„Das geht nicht!"

„Ich bitte Sie. Wirklich."

Er legte ihr den Silberdollar in ihre Hand. Er funkelte, strahlte und blitzte.

„Einmal gehörte er meinem Vater. Dann gehörte er mir. Und jetzt gehört er Ihnen. Wenn Ihnen auf diese Weise ein Geschenk überreicht wird, dürfen Sie es wirklich nicht ausschlagen."

„Aber warum? Warum gerade ich!"

„Weil . . ." Seine Stimme kippte vor Rührung um, „. . . weil Sie ein gutes Mädchen sind. Lassen Sie sich irgendwann eine Anstecknadel oder etwas Ähnliches daraus anfertigen . . ." Er schloß ihre Hand, in der jetzt der Dollar verschwand. „Also dann. Gute Nacht. Ich werde Sie vielleicht mal anrufen . . ."

Er drehte sich um und ließ sie einfach stehen. Arlo ging zum Fernseher, schaltete ihn ein, setzte sich aufs Sofa und starrte eine Weile auf das laufende Testbild. Dann hörte er, wie die Tür leise zuschnappte. Und in diesem Augenblick wußte er, daß das Mädchen noch im Raum war. Daß sie an der Tür lehnte und ihn beobachtete. Und daß sie die Faust geschlossen hielt, weil sich darin eine wundervolle Münze verbarg.

■

Es war kurz nach eins, als Arlo am nächsten Tag aufwachte. An den Laken haftete noch immer der Duft ihres Parfüms. Er streckte sich, schlug die Decke zurück und lächelte. Mein Gott, war das schön gewesen . . .

Arlo stellte sich unter die Dusche, kochte sich einen Kaffee, zog sich an, und dann öffnete er das kleine Kästchen, das eigentlich für Manschettenknöpfe gedacht war. Ein nächster Abend wie der gestrige verlangte schließlich seine Vorbereitungen.

In dem Kästchen lagen vier falsche Silberdollar, die so glänzten, als seien sie ganz ohne Zweifel echt. Arlo nahm einen



„Glaubst du's mir jetzt? Meine Frau versteht mich nicht"

heraus und ging ins Wohnzimmer. Gerade, als er den kleinen Schaukasten aufgeschlossen und die Münze auf die leere Stelle oben links gelegt hatte, klingelte das Telefon.

Er konnte noch forsch „Hallo" sagen, da hagelten schon die saftigsten Beschimpfungen an sein Ohr: „Du mieser Anmacher, du linke Bazille, du Arschloch! Du bist doch so hinterfotzig, daß man's sich gar nicht mehr ausmalen kann. Wie konntest du mich nur so hereinlegen! Ich . . ."

„Ach Anastasia, was ist denn los?"

„Was los ist, du Arsch? Das habe ich dir doch eben erzählt. Und falls es dich interessiert, die Münze von deinem lieben verblichenen Herrn Papa ist nicht einmal aus Silber. Von wegen Sammlerstücke. Nix da. Das ist los!"

„W . . . w . . . was?" stotterte Arlo. Dann schluckte er. „Sag mal, wovon redest du denn? Bitte? Verdammt! So sag endlich, was los ist."

Den Dampf hatte sie jetzt abgelassen. Auf einmal klang sie sogar ein wenig unsicher: „Ich hab den Dollar zu einem Münzhändler gebracht, der bei uns unten seinen Laden hat."

Arlo schien seinen Schock überwunden zu haben und klang fast beleidigt: „Wie bitte?! Du hast es gewagt, den Silberdollar meines Vaters zu verkaufen? Das hast du fertiggebracht?"

„Nee, mein Lieber, versuch nicht, mir was in die Schuhe zu schieben! Er war keinen Pfifferling wert, dein Silberdollar! Und damit hast du mich ins Bett gekriegt!" Sie geriet langsam wieder in Wut.

„Ich kann das einfach nicht glauben, was du da erzählst . . ."

„Nun. Es ist die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit", schrie sie.

„Du lieber Gott, gut, daß Papa das nie gewußt hat. Wie verdammt gemein – von diesem Mann auf dem Schiff . . . Ich will das einfach nicht glauben. Herrgott, Herrgott . . ." Arlo legte eine Kunstpause ein. „Tut mir leid. Wirklich. Ich habe das einfach nicht gewußt. Hör mir bitte zu." Noch eine kleine Pause, und ein unterdrücktes, trockenes Schluchzen. „Ich bin so erschüttert, daß ich im Moment nicht weiter mit dir sprechen kann. Würdest du mich bitte entschuldigen . . ."

„Arlo?! Bist du noch da?" rief sie, als gelte es, ihn vorm Selbstmord zu retten.

„. . . Ja", flüsterte er.

„Es tut mir leid. Wirklich. War gemein von mir, so was zu machen. Ich würde . . . ich würde gern . . ." Sie brach ab.

„Vergiß es."

„Ehrenwort! Ich mein's wirklich. Ich würde gern, also ich . . . hast du heute abend Zeit? . . . könnte ich nicht mal rüberkommen und vielleicht . . .???"

Mit der freien Hand schloß Arlo vorsichtig den Glaskasten seiner Münzsammlung auf und nahm den neuen „alten" Silberdollar wieder heraus. Seine Stimme klang immer noch gebrochen: „Hm . . . also okay. Vielleicht könntest du vorher noch bei einem Supermarkt vorbeifahren und 'ne Dose Corned beef und 'n paar eingelegte Gurken mitbringen. Und dann könnten wir vielleicht . . ."

WIE DER IGEL ZWISCHEN DIE BEINE KAM

EROTISCHE LEGENDE

Ein Schwank aus dem deutschen Mittelalter. Autor unbekannt

In einem Dorf nahe der salzburgischen Grenze lebte einst ein armer Bauer. Sein einziger Schatz war eine wunderschöne und kluge Tochter. Und wie Väter nun einmal sind, wollte auch dieser Bauer, daß es seine Tochter einmal besser haben sollte als er.

Sein Nachbar war ein reicher Großbauer. Er hatte einen Sohn, der Hunor hieß und im ganzen Dorf für seine Dummheit bekannt war.

Der Großbauer befürchtete, daß sein Sohn den Hof nicht allein bewirtschaften könne. Und deshalb begann er, sich nach einer passenden Schwiegertochter umzusehen. Allein, die reichen Bauerntöchter wollten sich schier ausschütten vor Lachen bei dem Gedanken, solch einen Tölpel zum Mann zu bekommen.

Was lag also näher, als den armen Nachbarn um die Hand seiner Tochter zu bitten? Der Vater des Mädchens hatte zwar seine Bedenken, aber er willigte schließlich ein, denn er dachte vor allem an die gesicherte Zukunft seiner Tochter.

Diese Pläne waren nun gar nicht im Sinne des Mädchens. Denn die Bauerntochter hatte ihr Herz bereits an einen Ritter verloren, der zwar klug und tapfer war, aber außer seiner Minne und seinem Pferd nichts zu bieten hatte.

Der Tag der Hochzeit kam, und die Nachbarn begleiteten die Braut zum Haus des Bräutigams, wo Hunors Vater ein prächtiges Fest vorbereitet hatte.

Als die Nacht hereinbrach, trugen die Hochzeitsgäste die Braut ins Schlafgemach und ließen dann die Brautleute allein, nicht ohne vorher ihre derben Scherze gemacht zu haben.

Hunor, der von Frauen so gut wie nichts verstand, fing sogleich an, seine junge Braut tolpatschig abzutasten als sei sie ein Stück Vieh. Er drehte und wendete das Mädchen, stocherte ihr mit dem Finger in den Achselhöhlen herum und begann schließlich, eingehend ihren Nabel zu untersuchen.

„Was suchst du denn da?“ fragte sie ihn erstaunt.

„Ei, dein Füchslein. Der Großknecht meines Vaters hat mir gesagt, daß alle Weiber ein Füchslein haben, und daß das die Stelle für den Mann ist.“

„Ich habe aber keins“, sprach die junge Ehefrau.

„Sag, was nützt du mir dann, wenn du nicht einmal ein Füchslein hast. Herrje, was soll ich nun machen?“

Seine schöne junge Frau, die nicht auf den Kopf gefallen war, beruhigte ihn: „Nun mach dir nicht so viele Gedanken. Ich weiß, wo man so etwas anfertigen lassen kann.“

Hunor horchte auf, seine Wut über die unvollkommene Braut schien verflogen. „Erzähl doch mal . . .“, bat er.

Da begann sie ihm zu erklären: „In der Nähe wohnt ein armer Ritter, der uns beiden wohl helfen könnte. Er ist ein kluger Mann, und wenn du ihn entsprechend entlohnen würdest, könnte er mir sicher etwas Brauchbares machen.“

Der Tölpel sprang gleich aus dem Bett, hieß seine Braut, sich rasch anzuziehen, und sattelte die Pferde im Stall. Bald ritten die beiden Eheleute im Mondenschein durch den Wald zur Burg des Ritters.

Sie hielten vor dem Tor an, klopften und baten um Einlaß. Trotz der späten Stunde öffnete der Ritter selbst und hieß sie freundlich willkommen. Erkannte er doch in der jungen Bauersfrau das Mädchen aus dem Dorfe wieder, das ihm öfter schöne Augen gemacht hatte. Kaum waren sie in den großen Saal getreten, trug Hunor sein Anliegen vor.

„Ihr müßt uns helfen, Herr. Wir haben heute geheiratet. Aber meiner Braut fehlt das Wichtigste. Könnt Ihr nicht ein Füchslein für sie machen? Wenn Ihr anständige Arbeit leistet, so soll es nicht zu Eurem Nachteil sein. Ich habe Euch diese beiden Schinken und die Taler mitgebracht. Das gleiche sollt Ihr nach getaner Arbeit noch einmal erhalten.“

Der Ritter bemühte sich, das Lachen zu verkneifen. Dann sprach er mit ernster Stimme: „Ja, ich will Euch gerne helfen. Doch die Sache wird nicht ganz einfach sein. Gut Ding braucht Weile. Laßt mir Eure Braut hier und kommt in sechs Wochen wieder. Bis dahin müßte ich es bewerkstelligt haben. Aber haltet die Sache geheim.“



ILLUSTRATION: GERTRAUD FUNKE

Und Hunor ritt zurück zu seinem Hof und legte sich zufrieden ins Bett. Die Verwandten staunten nicht schlecht, als sie tags darauf feststellen mußten, daß die Braut nicht mehr da war.

„Hat dir der Teufel die Braut geraubt?“ riefen sie und lachten.

„Nein, ich habe sie selbst weggebracht, damit man ihr macht, was ich bestellt habe.“

Als die sechs Wochen um waren, machte sich Hunor schon im Morgengrauen mit den versprochenen Schinken und den Talern auf den Weg.

Kaum war er im Burghof angelangt, rief er: „Herr, seid Ihr mit dem Füchslein fertig? Laßt mich sehen, wie es geraten ist.“

Und der Rittersmann antwortete: „Ja, es ist fertig. Ich bin zufrieden damit.“

„Wo ist dann meine Braut?“ fragte Hunor ungeduldig.

Der Ritter rief das Mädchen und sprach: „Geh mit ihm in eine Kammer und zeige ihm das Füchslein.“

Die beiden Eheleute gingen in eine Kammer, und das Mädchen hob den Rock hoch, um Hunor ihre Scham zu zeigen.

Da schrie er erschrocken: „Was? An diese Stelle hat er es hingemacht? Welcher Teufel hat ihm denn das eingeflüstert? So weit unten am Bauch, das ist ja fast schon zwischen den Beinen! Und wie sieht's aus? Pfui Teufel. Es sieht ja borstig aus wie ein Igel. Der Ritter hat das völlig verhunzt. Dieses Füchslein kann er behalten und die Frau dazu. Der Teufel soll ihn holen!“

Sprach's und rannte wütend aus der Kammer. Im Hofe sprang er auf sein Pferd und ritt im Galopp nach Hause. Als er seinen Vater traf, fragte der: „Wo ist denn nun deine Frau?“

„Ach laß mich doch in Ruh' mit der“, fuhr ihn Hunor an, „ich habe sie einem überlassen, der ihr ein Füchslein machen wollte. Aber dieser Trottel hat so miserable Arbeit geleistet, daß ich nichts mehr mit ihr zu tun haben will.“

Vor soviel Dummheit mußte auch der Vater kapitulieren. Er gab seinen Geist auf, noch ehe er seinen Sohn enterben konnte.

Nacherzählt von Gudrun Ley


In HOM haben Sie
einen ganz neuen Auftritt.
Schon der Slip Olymp ① aus 100% Baumwoll-Jersey macht Sie anziehend frei, der Slipper ② mit Lycra sitzt elastisch und der echte HOMIX in vielen Unifarben ③ und neuen Dessins ④ macht einfach alles mit. In der Surfhose ⑤ machen Sie auch ohne Brett eine gute Figur, im Badeslip String ⑥ hat man sie, weil er stets perfekt sitzt, während die Boxer-Shorts ⑦ besonders Wassermännern gefallen. Im Polo aus 100% Baumwoll-Jersey ⑧ fühlt man sich hautnah sympathisch und zum Polo mit dem Reißverschluß ⑨ gibt's Freizeit-Hosen, die wirklich passen.
HOM
*Auch der Slip Atlas ist ein Stück Freiheit zum Anziehen.
HOM Textilvertriebsgesellschaft mbH · Postfach 4131 · 4000 Düsseldorf
... natürlich auch in der Schweiz und Österreich erhältlich!

EINE SCHLANGE FÜR DEN BOSS *(Fortsetzung von Seite 72)*

und McQueen als Unternehmer obendrein noch die Versicherungsabgaben. Also schlugen die Männer mit Hämmern einen Quadratmeter nach dem anderen los, und je weiter die tragenden Mauern abbröckelten, um so gefährlicher sackte der Fußboden unter den Füßen der Leute ab.

Während der Lunchpause schritt Big Billie Cameron ein paarmal um den Bau und kehrte dann zu seinen Männern zurück, die am Feuer saßen. Er erklärte ihnen, wie sie ein Stück Außenmauer in Höhe des dritten Stockwerks zum Einstürzen bringen sollten.

„Du gehst bis oben rauf", sagte er dann zu Ram Lal. „Wenn's zu wackeln anfängt, stößt du die Mauer ganz runter."

Ram Lal blickte zum dritten Stock hoch. Ein großer Riß zog sich schon durch die Außenwand. „Die Mauer kann jeden Augenblick einstürzen", sagte er ruhig. „Wer dort oben steht, muß mit herunterfallen."

Big Billie Cameron starrte ihn an, sein Gesicht wurde rot vor Zorn. „Du tust, was ich dir sage, du Scheißnigger." Dann drehte er sich um.

Ram Lal stand langsam auf. „Mister Cameron . . ."

Big Billie drehte sich erstaunt um, den Männern am Feuer blieb der Mund offen stehen. Ram Lal ging auf den riesigen Vorarbeiter zu.

„Ich möchte etwas klarstellen", sagte Ram Lal, und seine Stimme war für jeden deutlich zu verstehen. „Ich komme aus Nordindien, aus dem Pandschab. Ich bin ein Kschatrija, ein Angehöriger der Kriegerkaste. Ich muß zwar für mein Medizinstudium arbeiten, aber meine Vorfahren waren Krieger und Fürsten. Und das schon vor 2000 Jahren, als ihr hier noch in Fellen und auf allen vieren herumgekrochen seid. Beleidigen Sie mich also in Zukunft nicht mehr."

Big Billie glotzte den Inder an. Selbst das Weiß seiner Augen färbte sich langsam rot vor Wut. „Was du nicht sagst!" erwiderte er langsam. „Nein, so was! Bloß, daß es heute alles ein bißchen anders ist, du schwarzer Bastard. Und was sagst du zum Beispiel dazu?"

Beim letzten Wort holte er mit seiner riesigen Pranke weit aus und versetzte dem Inder eine klatschende Ohrfeige. Ram Lal wurde zu Boden geschleudert. Sein Kopf dröhnte. Er hörte Tommy Burns rufen: „Bleib liegen, Ram. Wenn du aufstehst, bringt Big Billie dich um."

Ram Lal blickte hoch. Der Vorarbeiter stand mit geballten Fäusten über ihm. Ram Lal begriff, daß er gegen den riesigen Mann keine Chance hatte. Er schloß die Augen und rührte sich nicht. Nach ein paar Sekunden hörte er, wie Big Billie wegging und die Männer am Feuer wieder anfingen, sich leise zu unterhalten. Er preßte die Lider zusammen, um nicht vor Wut und Scham zu weinen.

Schließlich stand Ram Lal schweigend auf. Was geschehen war, war geschehen. Jetzt blieb ihm nur eins: zu handeln, wie man es von ihm in seiner Heimat erwarten würde. Bis zum Ende des Tages arbeitete Ram Lal, ohne einen Ton zu sagen. Er sprach mit keinem, und keiner sprach mit ihm.

Abends in seinem schäbigen Pensionszimmer begann Ram mit seinen Vorbereitungen. Er räumte Bürste und Kamm von dem verschrammten Toilettentisch, stellte den Frisierspiegel weg und holte das heilige Buch der Hindus hervor. Ram Lal schnitt ein ganzseitiges Bild von Schakti heraus, der Göttin, die Macht und Gerechtigkeit verkörpert, und heftete das Blatt an die Wand über dem Frisiertisch, damit er davor einen Altar errichten konnte.

Von einem Händler am Bahnhof hatte Ram Lal Blumen gekauft und daraus eine Girlande geflochten. Vor das Götterbild stellte er eine mit Sand gefüllte Schale, steckte eine Kerze hinein und zündete sie an. Dann zog er aus seinem Koffer ein halbes Dutzend Räucherstäbchen, stellte sie in eine kleine Vase und steckte sie ebenfalls an. Der süße, schwere Duft von Weihrauch verbreitete sich im Zimmer, während draußen, vom Meer herüber, Gewitterwolken über die Stadt zogen.

Er nahm die Girlande in die Hände und stellte sich mit gesenktem Kopf vor den Altar. Als der erste Donner grollte, fing Ram Lal an, um Rat zu beten: „Göttin Schakti . . . große Mutter." Wieder donnerte es, und auch ein paar Regentropfen fielen. Ram pflückte eine Blume aus der Girlande und legte sie vor Schaktis Bild. „Ich habe bitteres Unrecht erlitten. Ich will Rache nehmen an dem Schuldigen . . ." Er pflückte eine zweite Blume und legte sie neben die erste.

Der Inder betete eine Stunde lang, während der Regen prasselte und die Blitze zuckten. Als das Unwetter nachließ, hörte auch Ram Lal mit seinen Gebeten auf. Jetzt konnte er nur noch auf ein Zeichen der Göttin warten: Sie mußte ihm sagen, wie er seine Rache zu vollziehen hatte. Doch die Göttin Schakti auf dem Bildchen über dem Altar starrte Ram Lal unbeweglich und ungerührt an.

Er trat ans Fenster und schaute hinaus. Der Regen hatte aufgehört, draußen troff alles von Nässe. Wasser schwappte aus der Dachrinne, ein kleines Rinnsal floß die Fensterscheibe entlang und suchte sich einen Weg durch den Staub. Es schlängelte sich schräg nach unten, bis zu der rechten Ecke des Fensters. Ram folgte gebannt der Bahn des Wassers und ließ seinen Blick über den Rahmen hinaus an der Wand entlang zu Boden gleiten. Dort entdeckte er die Kordel seines Bademantels. Sie mußte aus den Schlaufen zu Boden geglitten sein und lag jetzt fast zu einer Spirale zusammengerollt unter seinem Mantel, der wie üblich an seinem Haken hing. Die Fransen der einen Quaste hatten sich säuberlich geteilt, so daß sie wie die Zunge einer Schlange aussah. Ram Lal begriff. Am nächsten Tag fuhr er mit der Bahn nach Belfast und suchte den Sikh auf.

Sikh Ranjit Singh war ebenfalls Medizinstudent, aber es ging ihm besser als Ram. Seine Eltern waren reich und konnten ihm einen ansehnlichen Monatswechsel zukommen lassen. Er empfing Ram Lal in seinem komfortablen Zimmer, das er in einem Studentenheim bezogen hatte.

„Ich bekam Nachricht von zu Hause", sagte Ram Lal. „Mein Vater liegt im Sterben."

„Das tut mir leid", sagte Ranjit Singh. „Mein tiefes Mitgefühl."

„Er möchte mich sehen. Ich bin sein Erstgeborener und muß zu ihm."

„Natürlich", pflichtete ihm Singh bei. „Der erstgeborene Sohn sollte immer bei seinem sterbenden Vater weilen."

„Es handelt sich um das Flugticket", sagte Ram Lal. „Ich habe Arbeit und verdiene gut. Aber es reicht nicht. Wenn du mir den Rest leihst, dann arbeite ich nach meiner Rückkehr weiter und gebe dir das Geld zurück."

Sikh Ranjit Singh versprach ihm, das Geld am Montag morgen von der Bank zu holen.

Am Sonntag abend suchte Ram Lal den Abbruchunternehmer McQueen zu Hause auf. Der Bauunternehmer saß mit einer Dose Bier vor dem Fernsehgerät.

„Ich komme wegen meines Vaters", sagte Ram Lal. „Er liegt im Sterben."

„Oh, tut mir leid, das zu hören, mein Junge", antwortete McQueen.

„Ich muß zu ihm. Der erstgeborene Sohn hat am Sterbebett seines Vaters zu sein. So will es der Brauch meines Volkes."

McQueens Sohn lebte in Kanada und hatte ihn seit sieben Jahren nicht mehr besucht. „Ja", meinte er, „das scheint nur recht und billig."

„Ich habe mir das Geld für den Flug geborgt", fuhr Ram Lal fort. „Wenn ich morgen fliege, könnte ich bis zum Wochenende wieder hier sein. Es geht darum, Mr. McQueen, daß ich den Job jetzt dringender brauche denn je – um das Darlehen zurückzuzahlen und mein nächstes Studiensemester zu finanzieren. Nehmen Sie mich wieder, wenn ich bis zum Wochenende zurück bin?"

„All right", sagte McQueen. „Wenn Sie spätestens am Wochenende zurück sind,


..löscht Kenner-Durst.
BECK'S
BECK'S
PRODUCT OF GERMANY
BRAUEREI BECK & CO
TRADE MARK
REGISTERED
BECK'S
BECK'S BIER
BREMEN · GERMANY
PRODUCT OF GERMANY
ORIGINAL-BRAUEREIABZUG
In allen 5 Kontinenten

können Sie weiterarbeiten. Zu den selben Bedingungen, versteht sich."

„Vielen Dank", sagte Ram, „Sie sind sehr freundlich."

Er behielt sein Pensionszimmer, verbrachte die Nacht jedoch im Studentenheim in Belfast. Am Montag morgen begleitete er Sikh Ranjit Singh zur Bank, wo der das Geld für den Flug abhob und Ram Lal gab.

Ram fuhr mit dem Taxi zum Flugplatz Aldergrove und von da mit der erstbesten Maschine nach London. Dort kaufte er ein Ticket der Economy-Klasse nach Indien, und 24 Stunden später landete er in der sengenden Hitze Bombays.

Am Mittwoch fand er im Basar an der Grant-Road-Brücke, was er suchte: Mr. Chatterjees Zierfisch- und Reptilienhandlung. Sie war fast leer, als Ram Lal, sein Lehrbuch über Reptilien unterm Arm, eintrat und sich als Student der Medizin vorstellte.

Die akademische Welt war dem betagten Mr. Chatterjee nicht fremd. Er belieferte mehrere Institute mit Studien- und Sektionsexemplaren und erledigte dann und wann eine lohnende Bestellung aus dem Ausland. Er nickte sachkundig, als der Student ihm erklärte, was er suche.

„Ah ja", sagte der Alte, „ich kenne diese Schlange. Sie haben Glück. Erst vor ein paar Tagen habe ich eine aus Radschputana hereinbekommen." Er führte Ram Lal in sein Allerheiligstes, und die beiden Männer blickten schweigend auf die Schlange in dem kleinen Glasbehälter.

Echis carinatus hieß sie im Lehrbuch, denn der englische Verfasser hatte die lateinische Bezeichnung benutzt. Es war eine Sandrasselotter, die kleinste und gefährlichste aller Giftschlangen. Weit verbreitet, stand im Lehrbuch, von West- bis Nordafrika und nach Osten bis Persien, Indien und Pakistan. Sehr anpassungsfähig, kann in nahezu jeder Umgebung leben, vom feuchten westafrikanischen Busch bis zu den kalten Bergen des winterlichen Persiens und den heißen Hügeln Indiens.

Die Schlange im Glaskasten versuchte, sich in der Streu zu vergraben.

Körper zwischen 23 und 33 Zentimeter lang und sehr dünn, konnte man in dem Reptilienbuch weiterlesen. Färbung olivbraun mit einigen, manchmal kaum sichtbaren, hellen Tupfen und einem etwas dunkleren gewellten Streifen entlang der Seite. In trockenem heißem Klima nur nachts aktiv, verkriecht sich bei Tage vor der Hitze.

Wieder raschelte es in dem Glasbehälter, und ein winziger Schlangenkopf tauchte auf.

Äußerste Vorsicht geboten, warnte das Lehrbuch, da sie sogar mehr Todesfälle verursacht hat als die berühmte Kobra, vor allem, weil man sie wegen ihrer geringen Größe oft mit der Hand oder dem Fuß berührt, ohne es zu bemerken.

Sehr wachsam und reizbar, hatte der längst verstorbene englische Experte am Schluß des Kapitels über die *echis carinatus* geschrieben. Beißt blitzschnell und ohne Warnung zu. Die Giftzähne sind so klein, daß sie eine praktisch unsichtbare Spur hinterlassen. Man verspürt keinen Schmerz, der Tod tritt jedoch fast mit Sicherheit ein, zumeist nach zwei bis vier Stunden, je nach dem Körpergewicht des Opfers und seiner physischen Kondition. Die Todesursache ist stets eine Gehirnblutung.

„Wieviel wollen Sie für die Schlange?" flüsterte Ram Lal.

Der alte Händler spreizte hilflos die Hände. „Ein so erstklassiges Exemplar", sagte er, „und so schwer zu bekommen. 500 Rupien."

Ram Lal handelte den Preis auf 350 Rupien herunter und nahm die Schlange in einem kleinen Glas mit.

Für den Rückflug nach London kaufte Ram Lal ein Kistchen Zigarren, leerte den Inhalt aus und bohrte zwanzig winzige Luftlöcher in den Deckel. Die kleine Otter würde eine Woche lang keine Nahrung und zwei bis drei Tage kein Wasser benötigen. Auch konnte sie mit einem Minimum an Luft auskommen, also klebte er das Zigarrenkistchen mit der Schlange wieder zu und wickelte es in mehrere Handtücher, deren dickes Frotteegewebe genügend Luft speichern würde.

Er war mit einer Reisetasche eingetroffen, aber jetzt kaufte er sich einen billigen Kunststoffkoffer, füllte ihn mit billigen Kleidungsstücken, die er in den Marktbuden erstanden hatte, und packte das Zigarrenkistchen in die Mitte. Erst zehn Minuten vor seiner Abfahrt zum Flugplatz von Bombay klappte er den Koffer zu und gab ihn dort als Reisegepäck auf.

Am Freitag morgen landete der Jet der Air India in Heathrow, und Ram Lal stellte sich in die lange Schlange der Inder, die nach Großbritannien einreisen wollten. Er konnte nachweisen, daß er kein Einwanderer, sondern nur Medizinstudent war, und durfte bald passieren. Ram Lal fand seinen Koffer unter den ersten zwei Dutzend auf dem Gepäckkarussell und nahm ihn mit auf die Toilette, wo er das Zigarrenkistchen herausholte und in seine Reisetasche steckte.

Vor dem Ausgang wurde er zwar vom Zoll kontrolliert, aber man durchsuchte lediglich den Koffer. In seine Umhängetasche warfen sie nur einen Blick, dann ließen sie ihn passieren. Ram Lal fuhr mit dem Flughafenbus hinüber zum Gebäude Nummer eins und erreichte noch die Mittagsmaschine nach Belfast. Zur Teezeit war er in Bangor und konnte sei-



Theoretische Wirkungskurve des hydropneumatischen Systems „Das denkende Fahrwerk". *Citroën bevorzugt TOTAL.*
Citroën CX ab **DM 20.690,–** *unverbindliche Preisempfehlung der Citroën AG, ohne Überführung.*

Citroën CX.
Das Auto mit dem denkenden Fahrwerk.

„Das denkende Fahrwerk" entlastet Sie in allen Fahrsituationen. So denkt es voraus, schon beim Beladen. Hier verhindert es das Durchhängen des Hecks und hält damit die Fahreigenschaften immer auf ⓃNiveau. Gleichzeitig reagieren die Bremsen auf das Mehrgewicht – mit automatisch verstärkter ⒷBremskraft!

In Kurven reagiert „Das denkende Fahrwerk" ohne zu versetzen spurtreu auf die Ⓛlenkende Hand. Die Räder werden hydropneumatisch fest auf der Straße gehalten. Sie reisen – bei optimaler Bodenhaftung – ungestreßt von ⒻFahrbahnstößen. Und auf schlechten Wegen genügt ein Handgriff für die ⒽHöhenverstellung und Sie gleiten problemlos über Hindernisse hinweg.

Im Düsenflugzeugbau, wo Sicherheit und Zuverlässigkeit absoluten Vorrang haben, wird dieses System verwendet. Citroën gibt auf „Das denkende Fahrwerk" eine Garantie von 2 Jahren oder 100.000 km.

Probefahren überzeugt!
Ihr Citroën-Händler hält eine ausführliche Informationsbroschüre für Sie bereit.

Intelligenz auf Rädern CITROËN

Noch flacher als Ihr Reisepaß ist diese Damen-Quartzuhr aus der neuen, kostbaren Seiko Lassale Kollektion. Genau 3,1 exclusive Millimeter. Und damit Sie sich von 3,1 Millimetern eine Vorstellung machen können, zeigen wir Ihnen oben das Modell UHY 26 in Originalgröße. Es steckt voller präziser Seiko Lassale Quartztechnik. Hochkarätige Präzision, die sich auch in der Herrenuhr unten rechts wiederfindet. Auf beide sind die Designer und Konstrukteure von Seiko Lassale mit Recht ein wenig stolz. Dies sind nur zwei Beispiele aus der Seiko Lassale Kollektion, die Ihnen die wunderbare Möglichkeit gibt, auf vielfältige Art Understatement zu zeigen.

SEIKO
LASSALE



Damenuhr, wie oben und unten links abgebildet: Modell UHY 26. 22-Karat-Goldauflage-/Palladiumauflage-Kombination. Batterielebensdauer ca. 2 Jahre. Saphirglas. Unverbindliche Preisempfehlung DM 1.295,–.

Herrenuhr, wie unten rechts abgebildet: Modell UHY 50. 22-Karat-Goldauflage-/Palladiumauflage-Kombination. Batterielebensdauer ca. 2 Jahre. Saphirglas. Unverbindliche Preisempfehlung DM 1.395,–.

Die Seiko Lassale Kollektion erhalten Sie in führenden Fachgeschäften mit diesem Zeichen:

SEIKO
LASSALE
Official Agent

Die Seiko Lassale Kollektion erhalten Sie in folgenden führenden Fachgeschäften:

5100 AACHEN,
Studio Küpper, Holzgraben 10
Lücker oHG, Am Elisenbrunnen
4422 AHAUS,
Juw. Wichelhaus, Markt 4
4730 AHLEN,
J. Herweg, Weststr. 79
2070 AHRENSBURG,
Juw. Stojan, Manhagener Allee 6
8750 ASCHAFFENBURG,
Juw. Vogl, Herstallstr. 18
8900 AUGSBURG,
Juw. Schmedding,
Bgm.-Fischer-Str. 4
Juwelier Mayer, Annastr. 35 (Zentrum)
3388 BAD HARZBURG,
W. Austermann
Herzog-Wilhelm-Str. 75
8730 BAD KISSINGEN,
Juw. Graef, Am Rosengarten
4970 BAD OEYNHAUSEN,
Juw. Fuchs,
Königshof/Kolonnaden
3280 BAD PYRMONT,
Juw. Fuchs, Brunnenstr. 42
4902 BAD SALZUFLEN,
Brockschmidt, Begastr. 23
6368 BAD VILBEL,
Eickhoff, Frankfurter Str. 147
7570 BADEN-BADEN,
H. Steiert, Lange Str. 30
8600 BAMBERG,
Stefan Wietzig, Keßler Str. 30
8580 BAYREUTH,
Juw. Engelmann, Kanzleistr. 1
1000 BERLIN,
Behlert-Lindemann,
Wilmersd. Str. 22
Uhren-Escort,
Senftenberger Ring 5
Goldschatulle, Karl-Marx-Str. 112,
Schloßstr. 16
Juwelen am Zoo,
Joachimsth. Str. 1-3
Juw. Lorenz, Rheinstr. 58-59
C. Kampfer, Karl-Marx-Str. 156
H. Scheibel KG, Tauentzienstr. 4
Schmuckecke,
Kurfürstendamm 203
Schubert & Jordan,
Kaiserdamm 20
SEIKO Quartz Studio,
Kurfürstendamm 29
UGI, Passauer Str. 4
4800 BIELEFELD,
G. Milberg, Hauptstr. 81
7120 BIETIGHEIM,
Uhren-Grimm, Am Marktplatz
4290 BOCHOLT,
Juw. Ottmann, Kirchstr. 75
4630 BOCHUM,
SEIKO Quartz Studio,
Am Stadtbad
7030 BÖBLINGEN,
Juw. Wolf, Sindelfinger Allee 3
5300 BONN-
BAD GODESBERG,
Juw. Blatzheim, Theaterplatz 8
5300 BONN,
Juw. Hild, Dreieck 6
Juw. Michael, Markt 36
Toussaint, Sternstr. 68
3300 BRAUNSCHWEIG,
Juw. Bungenstock, Schuhstr. 21
Friedr. Jauns, Vor der Burg 15
2800 BREMEN,
Juw. Bosse, Sögestr. 27
Juw. Haase, Hutfilterstr. 15
Juw. Meyer, Sögestr. 62-64
Wempe, Sögestr. 47-51
7260 CALW,
Uta Dantes, Badstr. 14
8060 DACHAU,
Juw. Lauer, Augsburger Str. 4
6100 DARMSTADT,
Uhren-Techel,
Ernst-Ludwig-Str. 16
2870 DELMENHORST,
Juw. Buchholz, Lange Str. 4-6
4220 DINSLAKEN,
Juw. George, Neustr. 27
7710 DONAUESCHINGEN,
Christel Kraft, Herdstr. 13
4270 DORSTEN,
Juw. Kohle, Markt 7

4600 DORTMUND,
R. Eick-Kerssenbrock,
Westenhellw. 26
Juw. Rüschenbeck,
Westenhellweg 45
Juwelier Vehoff, Ostenhellweg 5
6072 DREICHEICH-
SPRENDLINGEN,
Juw. Burgmayer, Eisenbahnstr. 2
5160 DÜREN,
Adalbert Lueg, Kaiserplatz 17
4000 DÜSSELDORF,
Juw. Bark, Flinger Str. 8
Juw. Edeler, Friedhofstr. 1
Juw. Kirscher, Flingerstr. 3
Meta Goffin, Oststr. 39
Juw. Mössing, Schadow-/
Ecke Blumenstr.
Juw. Paschen, Königsallee 92a
SEIKO Quartz Studio,
Graf-Adolf-Str. 20/
Kö-Sparkassen-Passage
Wempe, Königsallee 18
4100 DUISBURG,
Juw. Krebber, Moerser Str. 222
Juw. Rüschenbeck, Königsstr.
Juw. Schmeltzer, Kuhstr. 3
4300 ESSEN,
Juw. Deiter, Kettwiger Str. 22
Peter Rust, Gemarkenstr. 55
7300 ESSLINGEN,
W. Brogle, Am Kronenhof 25
7012 FELLBACH,
Juw. Kuder, Bahnhofstr.
2390 FLENSBURG,
Peter Jürgensen,
Große Str. 45-47
6000 FRANKFURT,
Christ, Roßmarkt, Flughafen,
MTZ
A. Häcker,
Homburger Landstr.705
Fr. Pletzsch & Sohn, Zeil 81
Wempe, Steinweg 5
Juw. Wenthe, Borsigallee 26
Wittmann & Co.,
Mainzer Ldstr. 167
7800 FREIBURG,
Juw. Kremp, Salzstr. 3
Uhren Wiedemann,
Friedrichring 40
8228 FREILASSING,
Uhren Hartmann, Hauptstr. 4
7990 FRIEDRICHSHAFEN,
Juw. Kröner, Karlstr. 21
8080 FÜRSTENFELDBRUCK,
A. Wachter, Hauptstr. 27
8510 FÜRTH/BAYERN,
Juw. Faber, Schwabacher Str. 38
6400 FULDA,
Juw. Fitze, Universitätsstr. 5
4650 GELSENKIRCHEN,
Juw. Fritsch, Hauptstr. 8 + 32
Hans Meese, Hochstr. 17
Juw. Wiehmeyer, Bahnhofstr. 12
4820 GEVELSBERG,
Juw. Haarhaus, Mittelstr. 21
6300 GIESSEN,
Carl Schmidt, Seltersweg 85
4390 GLADBECK,
Jürgen Exner, Hochstr. 20
7320 GÖPPINGEN,
Juw. Hausmann, Freihofstr. 33
Göppinger Goldschmiede,
Marsfallstr. 30
3400 GÖTTINGEN,
C. Hartwig, Weender Str. 37
3380 GOSLAR,
Pfitzner & Sohn, Markt 11
8038 GRÖBENZELL,
Juw. Egger, Kirchenstr. 15
5270 GUMMERSBACH,
Goldschmiede Zapp,
Hindenbgstr. 22
2000 HAMBURG,
W. Becker, Gerh.-Hauptm.-Pl. 12
Christ, Neuer Wall
Juw. Gehricke,
Wandsbeker Chaussee 319
W. Harmsen, Hbg.-Wedel,
Am Rathausplatz
Mohr & Co., Mönckebergstr. 7
u. Spitalerstr. 10
Heinrich Ohlmeier, Spitalerstr. 16
SEIKO Quartz Studio,
Gänsemarkt 50
Wempe, Jungfernstieg 8,
Reeperbahn 103, Spitalerstr. 28,
Wandsbeker Marktstr. 57
Juw. Willer, Alstertal-Einkaufsz.
Bruno Witte, Schulweg 48
3250 HAMELN,
F. W. König-Held, Osterstr. 46

4700 HAMM,
Udo Gärtner, Bahnhofstr. 1
Juw. Michael, Weststr. 37
6450 HANAU,
W. Stickelmayer, Fahrstr. 10
3000 HANNOVER,
D. Cohn, Gretchenstr. 8
C. Delius, Georgstr. 3
Juw. Kröner, Karmarschstr. 32
Juw. Sander, Am Steintor u.
Georgstr. 4
L. Schrader, Georgstr. 50
Wempe, Georgstr. 27
6900 HEIDELBERG,
Juw. Menrath, Bergh. Str. 15-17
u. Hauptstr. 1
7100 HEILBRONN,
Juw. Luithle,
Deutschhofstr. 2
2192 HELGOLAND,
Henry Kaufmann
4900 HERFORD,
O. Krüger, Berliner Str. 20
4690 HERNE,
Juw. Hildwein, Bahnhofstr. 66
Juw. Schlenkhoff,
Bahnhofstr. 44
3200 HILDESHEIM,
Uhren-Schmidt, Hoher Weg 1
8670 HOF/SAALE,
Juw. Hohenberger, Altstadt 23
Juw. Oettler, Am Sonnenplatz 2
6507 INGELHEIM
Juw. Wermann, Binger Str. 91a
8070 INGOLSTADT,
Juw. Hettinger/Passage,
Inh. Lahme,
Ludwigstr. 12
2210 ITZEHOE,
Juw. Albers, Bekstr. 12
6750 KAISERSLAUTERN,
Juw. Lembach, Fackelstr. 28
Juw. Seiler, Marktstr. 54
7500 KARLSRUHE,
B. Kamphues, Kaiserstr. 201
Uhren Weisser, Rheinstr. 42
Juw. Widmann, Kaiserstr. 114
3500 KASSEL,
Juw. Gerlach, Kölnische Str. 5,
Meister Hardt, Ob. Königstr. 15
7640 KEHL-RHEIN
O. Thüm, Hauptstr. 70
2300 KIEL,
Otto Breede, Holstenstr. 19
F. Happe, Holstenstr. 71
Juw. Mahlberg, Holstenstr. 45
Paulsen & Hochfeld,
Arfrade 26-36
4190 KLEVE,
F. Knops, Kirchstr. 1
5400 KOBLENZ,
Juw. Frank, Schloßstr. 46-48
Klaes & Boege, Bahnhofstr. 54-56
C. W. Müller, Schloßstr. 47
5000 KÖLN,
Juw. Altherr, Neusser Str. 541
Geerling Uhren GmbH,
Venloer Str. 305
Juw. Hölscher, Hohestr. 114
Juw. Schaefer, Dürener Str. 240
H. Schnitzler, Gürzenichstr. 32
Juw. Steigl, Kolpingplatz 1a
Wempe, Hohestr. 66
7750 KONSTANZ,
Juw. Ehniss, Hussenstr. 20
4150 KREFELD,
Giessmann, Rheinstr. 82
F. & E. Kempkens, Rheinstr. 99
J. Schumacher, Rheinstr. 113
5420 LAHNSTEIN,
Juw. Schellbach, Kurzentrum
7630 LAHR,
A. Juckel, Marktstr. 31
8300 LANDSHUT,
Juw. Herzer, Altstadt 367
Juw. Huber, Unter den Bögen
5090 LEVERKUSEN,
K. Thelen, Wiesdorfer Platz 59
8990 LINDAU
M. Schmid, Cramergasse 2-4
4780 LIPPSTADT
Nünnerich, Brüderstr. 1
7850 LÖRRACH,
Kuntermann, Turmingerstr. 194
6700 LUDWIGSHAFEN,
A. Hoch, Bismarckstr. 54
J. Maurmann, Bismarckstr. 94
2400 LÜBECK,
Juw. Mahlberg, Holstenstr. 37
Milewicz, Kohlmarktstr. 19-21
5880 LÜDENSCHEID,
Hohage, Wilhelmstr. 34

6500 MAINZ,
G. Federlin, Betzelsstr. 11
Juw. Wagner-Madler,
Am Brand 4-6
R. Willenberg, Schillerstr. 24a
6800 MANNHEIM,
Juw. Braun, Planken 07.10
Friedo Frier, P 6, 26 u. P 2, 12
Juw. Wenthe, Q 1.1
4020 METTMANN,
Juw. Kortenhaus,
Joh.-Flintrop-Str. 4
8160 MIESBACH,
M. Blank, Marktplatz 2
4950 MINDEN,
Juw. Kratz, Bäckerstr. 54-56
4050 MÖNCHENGLADBACH,
Simon, Hindenburgstr. 128
4330 MÜLHEIM,
H. Pieper, Leineweberstr. 63
7870 MÜLLHEIM,
Juw. Gremper, Am Lindle
8000 MÜNCHEN,
Christ, Neuhauser Str.
J. B. Fridrich, Sendlinger Str. 14
Goldpassage, Schützenstr. 8
K. Hauser, Marienplatz 28
A. Huber, Neuhauser Str.
Knapp, Neuhauser Str. 32
Uhren-Sonntag, Sendlinger Str. 16
Wempe, Kaufinger Str. 28
Juw. Zizler, Fürstenriederstr. 32
4400 MÜNSTER,
Juw. Freisfeld, Salzstr. 36
Juw. Rüschenbeck, Prinzipalmarkt
8858 NEUBURG/DONAU,
Uhren Burg, Rosenstr. 6
6078 NEU-ISENBURG,
Juw. Hetebrüg, Isenburg-Centrum
4040 NEUSS,
H. Abeler, Krefelder Str. 16
F. Badort, Niederstr. 3
Juw. Bloemacher, Büchel 38
6730 NEUSTADT,
Juw. Klink, Hauptstr. 75
2000 NORDERSTEDT,
Berndt, Herold-Center
4460 NORDHORN,
E. Hungeling, Bentheimer Str. 8
3410 NORTHEIM,
Juwelier Lüttge, Markt 1
8500 NÜRNBERG,
Juw. Paul, Gibitzenhofstr. 46
SEIKO Quartz Studio,
Vord. Sterng. 2
Juw. Wallner, Hefners Platz 8
Wempe, Breite Gasse 6
4200 OBERHAUSEN,
Juw. Balke, Marktstr. 69
Juw. Michael, Marktstr. 19
7650 OFFENBURG,
Juw. Gertschar, Hauptstr. 98
2900 OLDENBURG,
F. Ludwig, Lange Str. 34
Ernst Meyer, Achtern 27
4500 OSNABRÜCK,
Juw. Fuchs, Große Str. 80
H. Kolkmeyer, Große Str. 33
8068 PFAFFENHOFEN
J. Hettinger, Hauptplatz 31
2080 PINNEBERG,
Juw. Lohse, Dingstätte 15
7530 PFORZHEIM,
Goldgrube, Westliche 8
7980 RAVENSBURG,
Uhren Bartels, Adlerstr. 12
8400 REGENSBURG,
Juw. Kappelmeier, Neupfarrplatz
5630 REMSCHEID,
Juw. Roetzel, Alleestr. 89
2370 RENDSBURG,
Juw. Herzau, Hohe Str. 17
7410 REUTLINGEN,
Juw. Lachenmann,
Katharinenstr. 12
8200 ROSENHEIM
Schmuck-Vitrine, Gillitzerblock
6090 RÜSSELSHEIM,
Juw. Pflug,
Bahnhof/Ecke Grabenstr.
Uhren-Weiss, Friedensplatz 7
6600 SAARBRÜCKEN,
Adams, Bahnhofstr. 104
Juw. Eckstein,
Berliner Promenade 15
6630 SAARLOUIS,
J. Wagner, Französische Str. 29
2380 SCHLESWIG,
A. Wendland, Stadtweg 46
7060 SCHORNDORF,
Juw. Greiner, Joh.-Philipp-Str. 2

8720 SCHWEINFURT,
Edelmann & Belschner,
Spitaler Str. 39
6453 SELIGENSTADT,
H.-G. Dittmeier,
Aschaffenb. Str. 18
5900 SIEGEN,
Juw. Jäger, Markt 55/57
Juw. Müller, Bahnhofstr. 18
7480 SIGMARINGEN
A. Faller, Weingasse 2
7700 SINGEN,
Limbrock-Darpe, Scheffelstr. 16
6920 SINSHEIM,
Juw. Schick, Bahnhofstr. 11-13
5650 SOLINGEN,
A. Zimmermann, Nachf.,
Hauptstr. 7
2160 STADE
J. Umland, Hökerstr. 1
6670 ST. INGBERT,
F. Huber, Kaiserstr. 68
7000 STUTTGART,
Uhrenhaus diCenta,
Eberhardstr. 4
Friedo Frier, Königstr. 21
Juw. Jacobi, Königstr. 17 u.
Breuninger Markt
Juw. Kötter, Erbensbrunnen 9
Kurtz, Eberhardstr. 69 u.
Königstr. 20
Wempe, Königstr. 47
2408 TIMMENDORF,
Juw. Mahlberg, Kurpromenade
8220 TRAUNSTEIN,
Juw. Perchermeier, Maxstr. 5
5500 TRIER,
Juw. Wenthe, Simeonstr. 33
7200 TUTTLINGEN,
Juw. Wolf, Bahnhofstr. 5 u. 41
7900 ULM,
Uhren Rössle, Platz-Gasse 3
Uhren Roth, Münsterplatz 46
4750 UNNA,
Juw. Brinkmann, Neben der Post
6806 VIERNHEIM,
Friedo Frier,
Rhein-Neckar-Zentrum
4060 VIERSEN 1,
Weidenfeld, Hauptstr. 54
7730 VS-SCHWENNINGEN
Juw. Lämpe, Muslenplatz 2
7517 WALDBRONN,
Zöller & Schweder,
Marktplatz 6
7890 WALDSHUT,
Juw. Sperl, Kaiserstr. 96
6040 WEINHEIM,
Juw. Nicolai, Hauptstr. 73
7076 WEINSTADT
Uhren Saur,
Strümpfelbacherstr. 17
2080 WESTERLAND,
R. Ostermann, Friedrichstr. 12
6200 WIESBADEN,
Christ, Kirchgasse
Juw. Hembd , Bleichstr. 27
P. Jäntsch, Faulbrunnenstr. 3
Juw. Schwarz, Moritzstr. 1
W. Stoess, Wilhelmstr. 34
E. Wulf, Langgasse 34
6908 WIESLOCH,
L. Ritzhaupt, Hauptstr. 99
2940 WILHELMSHAVEN
Juw. Fisser, Goekerstr. 37
7251 WIMSHEIM,
Uhren Söhnle, Seehausstr.
3340 WOLFENBÜTTEL
Juw. Kaune, Holzmarkt
3180 WOLFSBURG,
Juw. Moser, Porschestr. 42 u. 64
3050 WUNSTORF,
Juw. Rüther, Lange Str. 28
5600 WUPPERTAL,
Abeler, Poststr. 11
Juw. Brune, Werth 31
Uhren Meckenstock, Werth 100
E. Möller,
Friedrich-Ebert-Str. 12

Seiko Time GmbH,
Schwannstr. 3,
4000 Düsseldorf 30.
Bezugsquellennachweis für Österreich bitte anfordern bei:
A. Weiner Ges.m.b.H.,
Karl-Schweighofer-Gasse 12,
A-1070 Wien 7.
Für die Schweiz bei:
Seiko Time S.A.,
10, Rue Blavignac,
CH-1227 Carouge-Genève.

Heute
wie in alter Zeit
ein Zeichen
guter
Gastlichkeit

The HIGHLAND LADDIE

Der junge Hochländer ...

... gemeint ist ein Bewohner des Schottischen Hochlandes, gilt auf den Britischen Inseln als großer Liebhaber von Schnupftabak und Whisky; man sagt ihm nach, daß es sein Wunschtraum sei, einen Berg (den Benlomond) von Schnupftabak und einen Fjord (den Loch Lomond) voll Whisky zu besitzen. Wenn man das weiß, verwundert es nicht, daß diese Figur ein willkommenes und oft verwendetes Symbol für Schilder vor britischen Gasthäusern und Tabakläden war und immer noch ist.

Fast wäre man wegen dieses Wunschtraumes geneigt, Parallelen zu einigen unserer süddeutschen Landsleute zu ziehen – obschon für sie statt des Whiskys natürlich das Bier genannt werden müßte, und der Wallberg vielleicht sowie der Tegernsee. Aber es trifft wohl für beide zu, daß sie, verglichen mit den Tiefländern, eine etwas stärker ausgeprägte Gastfreundschaft üben, die sicher aus der Unzugänglichkeit in früheren Jahren und aus dem rauheren Klima entspringt. Aber ob Norden oder Süden, ob seltener oder häufiger, wer seinem Gast etwas Gutes tun will, wird ihm heute ein Gläschen Asbach Uralt anbieten – und das ist nicht nur hierzulande zu beobachten, sondern in ständig zunehmendem Maße auch in Schottland ... wenn auch nicht gleich seenweise!



Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines!

ne eingeschmuggelte Schlange inspizieren.

Er nahm die Glasplatte vom Nachttisch und schob sie vorsichtig zwischen den Deckel des Zigarrenkistchens und seinen todbringenden Bewohner. Als Ram das Kistchen aufklappte, sah er das Reptil unter dem Glas. Es starrte ihn mit schwarzen Augen an. Er klappte den Dekkel wieder zu und riß blitzschnell die Glasplatte weg.

„Schlaf, kleine Freundin", murmelte Ram Lal. „Morgen früh wirst du Schaktis Auftrag erfüllen."

Am nächsten Tag zog er seine dicken Handschuhe an und beförderte die Schlange vorsichtig aus dem Kistchen in ein kleines Glas mit Schraubverschluß. Das wütende Tier biß einmal in den Handschuh. Aber das machte nichts, bis zum Mittag würde sich das Gift wieder erneuert haben. Eine Weile betrachtete er die aufgerollte, verknäulte Schlange in ihrem Glas, dann steckte er sie in seine Blechbüchse für den Lunch.

Big Billie Cameron hatte die Gewohnheit, seine Jacke auszuziehen, sobald er am Arbeitsplatz ankam, und sie an den nächstbesten Nagel oder Zweig zu hängen. Erst in der Lunchpause ging der Vorarbeiter wieder zu seiner Jacke, um aus der rechten Tasche Pfeife und Tabaksbeutel herauszuholen. Darauf konnte man sich verlassen.

Nach einem gemütlichen Pfeifchen klopfte er den Tabakrest aus, stand auf und sagte: „So, Jungs, weiter geht's." Dann steckte er die Pfeife wieder in die Jackentasche. Wenn er sich wieder umdrehte, mußten alle aufgestanden sein.

Ram Lals Plan war einfach, aber todsicher. Im Lauf des Vormittags würde er die Schlange in die rechte Tasche der aufgehängten Jacke stecken. Cameron, der Leuteschinder, würde nach der Mahlzeit vom Feuer aufstehen, zu seiner Jacke gehen und die Hand in die Tasche stecken. Die Schlange würde tun, wozu die große Göttin Schakti sie über den halben Erdball hinweg hatte hierher bringen lassen. Sie, die Schlange, nicht Ram Lal, würde Camerons Henker sein.

Der Vorarbeiter würde fluchend die Hand aus der Tasche reißen, an einem Finger würde das Reptil baumeln, die Giftzähne tief im Fleisch. Dann würde Ram Lal aufspringen, die Schlange pakken, zu Boden schleudern und auf ihrem Kopf herumtrampeln. Da ihr Gift verspritzt war, konnte sie ihm dann nicht mehr schaden. Schließlich würde er, Ram Lal, das tote Reptil angeekelt weit von sich schleudern, möglichst in den kleinen Fluß. Später würde man ihn vielleicht argwöhnisch befragen, aber das war dann auch schon alles.

Kurz nach elf Uhr ging Harkishan Ram Lal zu seiner Lunchdose, nahm das Glas heraus, schraubte den Deckel ab und schüttelte den Inhalt in die rechte Tasche der aufgehängten Jacke. 60 Sekunden später war er wieder an der Arbeit. Niemand hatte etwas bemerkt.

Mittags hatte Ram keinen Appetit. Die Männer saßen wie immer im Kreis um das Feuer; das trockene alte Bauholz krachte, Funken sprühten und darüber brodelte der Teekessel. Die Männer machten wie immer ihre Scherze, während Big Billie stumm seine Klappstullen mampfte, die ihm seine Frau mitgegeben hatte. Ram Lal hatte sich absichtlich in die Nähe der Jacke gesetzt. Er zwang sich zum Essen, obwohl ihm das Herz in der Brust hämmerte.

Endlich zerknüllte Big Billie das Butterbrotpapier und warf es ins Feuer. Rülpsend stand er auf und ging zu seiner Jacke. Ram Lals Augen folgten ihm aufmerksam. Jetzt stand Billie Cameron bei der Jacke und ließ die Hand in die rechte Tasche gleiten. Ram Lal hielt den Atem an. Dann tauchte die Hand des Vorarbeiters wieder mit Pfeife und Tabaksbeutel auf. Big Billie stopfte den Pfeifenkopf gelassen mit frischem Tabak und fing dabei Ram Lals fassungslosen Blick auf. „Was glotzt du so?" wollte er wissen.

„Nichts", sagte Ram Lal und wandte sich wieder dem Feuer zu. Aber er konnte nicht mehr stillsitzen, sondern stand auf, reckte sich und vollführte dabei geschickt eine halbe Drehung. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Big Billie den Tabaksbeutel wieder in die Jackentasche steckte und nun eine Schachtel Streichhölzer herausholte. Der Vorarbeiter zündete die Pfeife an und paffte zufrieden.

Ram Lal starrte ungläubig in die Flamme. Warum, fragte er sich, warum hatte die große Göttin Schakti ihm das angetan? Das Reptil war ihr Werkzeug, von ihr zu dieser Tat auserwählt. Und doch hielt sie die Schlange zurück, ließ sie nicht die verhängte Strafe vollziehen.

Wieder riskierte er einen Blick auf die Jacke des Vorarbeiters. Ganz unten im Futter, direkt am Saum auf der linken Seite bewegte sich etwas. Ram Lal schloß vor Entsetzen die Augen. Ein Loch, ein winziges Loch im Taschenfutter mußte seinen ganzen Plan zunichte gemacht haben. Den Rest des Tages arbeitete Ram Lal wie betäubt weiter.

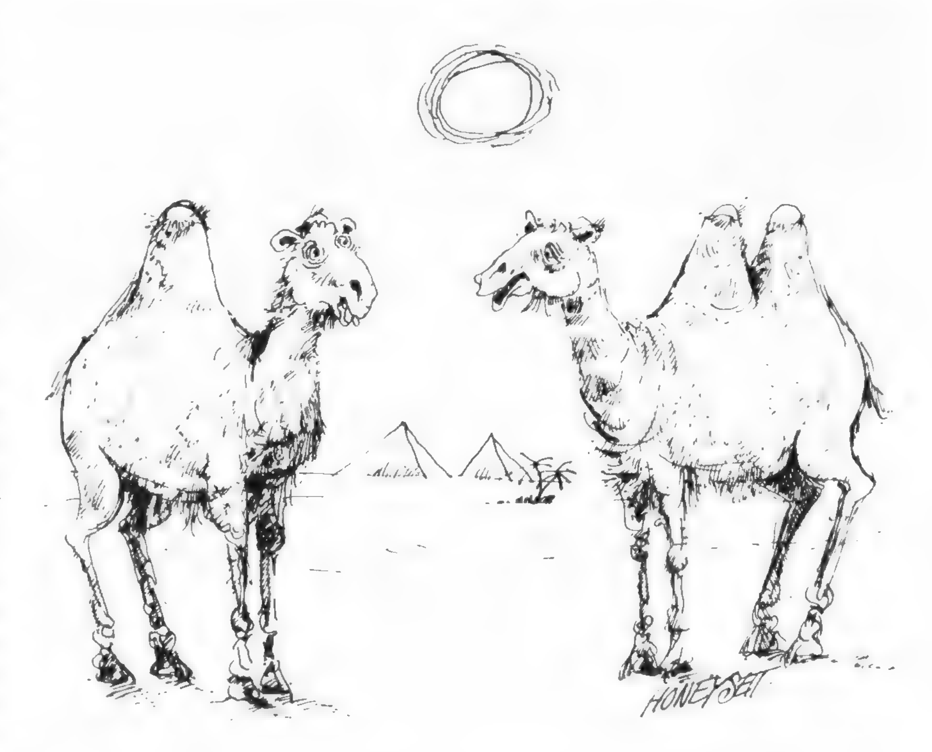
Auf der Rückfahrt nach Bangor saß Big Billie Cameron wie immer im Führerhaus des Lastwagens, aber wegen der Hitze faltete er die Jacke zusammen und legte sie auf die Knie.

Als sie alle ausstiegen, fragte Ram Lal den freundlichen Tommy Burns: „Wissen Sie, ob Big Billie Familie hat?"

„Klar", sagte der kleine Arbeiter. „Eine Frau und zwei Kinder. Sie wohnen dort drüben in der Kilcooley-Siedlung."

„Aha", sagte Ram Lal. „Also dann bis Montag."

In seinem Pensionszimmer starrte Ram Lal lange das Bild der Göttin über dem improvisierten Altar an. „Ich will nicht, daß seine Frau und Kinder sterben", erklärte er ihr. „Sie haben mir nichts ge-



„Eigentlich bin ich auch ein Dromedar. Der andere ist aus Silikon"

THE LONGINES STYLE

Zeit ist auch Können.

Wo Spitzensportler um Sekundenbruchteile kämpfen, da ist Longines offizieller Zeitnehmer. An allen Formel-1-Läufen, den Olympischen Spielen... überall dort, wo sich Können in Zeit ausdrückt. Weil die Quartztechnologie von Longines Zeit so präzise einzufangen weiss. An Ihrem Handgelenk mit der eigenwilligen Eleganz einer sorgfältig gearbeiteten Quartzuhr. Longines Conquest.
Nur für Sie. Und nicht für jeden.

Longines Conquest. Zweifarbig (Plaqué und Stahl). Wasserdicht bis 30 m. Auch in Ganzstahl oder 18 Kt. Gold und in Platin. Für »Ihn«: Ref. 4898, DM 1750.–. Für »Sie«: Ref. 4896, DM 1650.–. Unverbindliche Preisempfehlung. Longines-Uhren ab DM 595.–.

Longines. Quartz made in Switzerland.

Nur bei ausgesuchten Juwelieren und Uhrenfachgeschäften. Wir senden Ihnen gerne das Verzeichnis zu.

Longines Vertriebs-GmbH
Simmlerstrasse 10
7530 PFORZHEIM

LONGINES



Der Stil der Zeit

tan." Doch die Göttin starrte regungslos zurück und gab ihm kein Zeichen.

Am Sonntag morgen schlug er Big Billies Adresse im Telefonbuch nach. Das Haus in dem Kilcooley-Viertel fand er ziemlich schnell. Ein halbwüchsiges Mädchen kam heraus. Sekundenlang war Ram Lal versucht, es anzusprechen und ihm zu verraten, welche Gefahr in der Jacke seines Vaters lauerte, aber er wagte es nicht.

Er drückte sich eine Weile in der stillen Straße herum und entdeckte wenig später Big Billie in seinem Gärtchen am Haus. Aber Ram Lal hatte schon die Neugier der Nachbarn geweckt und wußte, daß er jetzt entweder an Big Billies Haustür klingeln und alles gestehen mußte oder wieder wegzugehen hatte, um der Göttin zu überlassen, was nun geschehen sollte. Der Gedanke, dem furchtbaren Big Billie ins Gesicht zu sagen, in welch tödliche Gefahr er ihn und seine Familie gebracht hatte, war zu viel für Ram Lal. Er ging zurück zu seiner Pension in der Railway View Street.

Am Montag früh um sechs saß Big Billies Familie in der winzigen Küche beim Frühstück; Sohn, Tochter und Ehefrau in ihren Morgenmänteln, Big Billie schon in der Arbeitskleidung. Nur seine Jacke hing noch da, wo er sie am Samstag abgelegt hatte: im Schrank auf dem Flur. Kurz nach sechs stand die Tochter Jenny vom Tisch auf.

„Ich geh' mich waschen", sagte sie.

„Hol mir zuerst meine Jacke aus'm Schrank", antwortete ihr Vater, der noch seinen Teller Haferbrei löffelte.

Das Mädchen kam zurück und hielt die Jacke des Vaters im Arm. Der blickte kaum auf.

„Häng sie hinter die Tür", befahl er. Aber die Jacke hatte keinen Aufhänger, und der Kleiderhaken war so ein glattes Chromding. Deswegen fiel sie nach ein paar Sekunden auf den Küchenboden.

„Jenny", brüllte der Vater, „heb die verdammte Jacke auf."

Niemand im Haus widersprach dem Familienoberhaupt. Jenny kam zurück, hob die Jacke hoch und hängte sie noch einmal auf. Dabei schlüpfte ein dünnes, dunkles Etwas aus dem Futter und glitt raschelnd über das Linoleum.

„Daddy, was hast du in deiner Jacke?" schrie Jenny entsetzt.

Big Billie ließ den Löffel sinken. Seine Frau drehte sich vom Herd um. Der 14-jährige Bobby hörte auf, seinen Toast zu buttern. Alle starrten das kleine Reptil an, das sich in einer Ecke zusammengerollt hatte und seine winzige Zunge heftig vor- und zurückschnellen ließ.

„Gott sei uns gnädig, eine Schlange", flüsterte Billies Frau.

„Red keinen Stuß, in Irland gibt es kei-





Der Camaro Z 28-E. Erfahren

Sein voller Name ist Chevrolet Camaro Z 28-E. Er ist einer der Neuen Amerikaner von General Motors. Und das bedeutet eine eigene Welt – Worte und technische Fakten können sie nur andeuten.

Die Form des Z 28-E begeistert nicht nur das Auge, sie ist auch besonders windschnittig. Das Fahrwerk meistert bravourös jede Art von Straßen – das Kopfsteinpflaster einer Dorfstraße ebenso wie die schnelle Autobahn.

Das 5.0-Liter-V8-Triebwerk leistet mühelos, was immer man von ihm fordert.



Sie eine neue Welt.

Die Ausstattung ist typisch für General Motors: sehr komfortabel, ungewöhnlich reichhaltig und durch und durch amerikanisch perfekt. Wenn Sie mehr über den Camaro Z 28-E und andere typisch amerikanische Wagen erfahren wollen, steht Ihnen der GM-Vertragshändler zur Verfügung.

Und wenn Sie diese Welt auch einmal er-fahren haben, werden Sie nie mehr darauf verzichten wollen.

GM

THE NEW AMERICANS FROM GENERAL MOTORS

CHEVROLET PONTIAC OLDSMOBILE BUICK CADILLAC



ne Schlangen, das weiß jedes Kind", sagte ihr Mann. „Also, was ist das, Bobby?"

Obwohl Big Billie auch zu Hause ein Tyrann war, hatte er großen Respekt vor dem Wissen seines Sohnes, der ein guter Schüler war und eine Menge seltsamer Dinge lernte.

Der Junge glotzte die Schlange durch seine dicken Brillengläser an. „Es muß eine Blindschleiche sein, Vater. Letztes Jahr hat uns der Biologielehrer ein paar gezeigt. Die Schule hat sie zum Präparieren gekauft – aus dem Ausland."

„Sieht mir nicht aus, als ob sie blind wäre", sagte sein Vater.

„Ist sie auch nicht', sagte Bobby.

„Und warum heißt sie dann Blindschleiche?"

„Ich weiß nicht", antwortete Bobby.

„Beißt sie denn?" fragte seine Mutter ängstlich.

„Bestimmt nicht", antwortete Bobby.

„Bring sie um", befahl Big Billie. „Und schmeiß sie auf'n Müll."

Der Sohn stand auf, zog einen Pantoffel aus und hielt ihn wie eine Fliegenklappe in der Hand.

Aber sein Vater hatte es sich schon anders überlegt. „Moment, Bobby, laß mal", sagte er, „mir ist was eingefallen. Frau, gib mir ein Glas."

„Was denn für ein Glas?" fragte sie.

„Was weiß ich? Irgendein Glas mit einem Deckel drauf."

Seine Frau seufzte, ging im Bogen um die Schlange herum und öffnete den Küchenschrank.

„Was hast du vor, Dad?" wollte Bobby wissen.

„Wir haben 'nen Nigger auf'm Bau. Einen Heiden. Kommt aus einem Land, wo's jede Menge Schlangen gibt. Ich will ihm einen Schreck einjagen. Bloß zum Spaß. Gib mir den Topfhandschuh, Jenny."

„Du brauchst keinen Handschuh", sagte Bobby. „Sie beißt nicht."

„Ich faß das dreckige Ding nicht an", sagte Cameron.

„Es ist nicht dreckig", sagte Bobby. „Es sind sehr reinliche Tiere."

„Du bist blöd, mein Junge. Heißt's nicht in der Bibel: ‚Auf dem Bauch sollst du kriechen und Staub sollst du fressen . . .' Jawohl, und nicht bloß Staub, nehm' ich an. Ich faß das Ding nicht mit der bloßen Hand an."

Jenny gab ihrem Vater den Topfhandschuh. Das offene Marmeladenglas in der linken, die rechte Hand mit einem Handschuh geschützt, beugte sich Big Billie zu dem Reptil herab. Seine rechte Hand griff schnell zu; doch die kleine Schlange war schneller. Die winzigen Giftzähne fuhren in die Wattierung des Handschuhs. Aber sie drangen nicht hindurch, und der Vorarbeiter bemerkte es nicht

einmal, weil seine eigenen Hände ihm die Sicht verdeckten. Im Nu war die Schlange im Marmeladenglas und der Deckel zugeschraubt.

„Mir graust davor, harmlos oder nicht“, sagte seine Frau. „Mir wird erst wieder wohl, wenn das Biest aus dem Haus ist.“

„Gleich“, antwortete Big Billie. „Bin ohnehin schon spät dran.“ Dann steckte er das Marmeladenglas in die Umhängetasche zu seiner Lunchbüchse, schob Pfeife und Tabaksbeutel in die rechte Jackentasche und ging. Er kam mit fünf Minuten Verspätung am Bahnhof an und stellte überrascht fest, daß der indische Student ihn wie hypnotisiert anstarrte. Der kann doch gar nicht ahnen, was ich mit ihm vorhabe, dachte der Vorarbeiter, als sie mit dem Lastwagen in Richtung Süden fuhren.

Während der Arbeit wurde jeder Mann in Big Billies Geheimnis eingeweiht und mit einer Tracht Prügel bedroht, falls er dem „Nigger“ den Scherz vorher verraten würde.

Da ihnen allen erzählt worden war, die Schlange sei eine Blindschleiche und somit völlig harmlos, fanden sie den Streich sehr komisch. Ram Lal arbeitete derweilen ahnungslos weiter, ganz in seine Probleme und Sorgen vertieft.

Doch spätestens in der Frühstückspause hätte ihm etwas dämmern müssen. Die Spannung war geradezu greifbar. Die Männer saßen zwar wie immer im Kreis um das Feuer, aber ihre Unterhaltung war gekünstelt, und wäre Ram Lal nicht so nachdenklich gewesen, dann hätte er das verstohlene Grinsen und die heimlichen Seitenblicke der anderen bemerkt. Doch er bekam nichts mit. Er stellte sich seine Lunchdose auf den Schoß und öffnete sie: Zwischen den Broten und dem Apfel lag eingerollt die Schlange, den Kopf stoßbereit zurückgebogen.

Der Schrei des Inders gellte über den Platz – noch ehe die Arbeiter vor Lachen losbrüllen konnten.

Ram Lal schleuderte die Lunchdose mit aller Kraft hoch in die Luft. Ihr Inhalt verstreute sich in alle Richtungen, landete im hohen Gras, im Unkraut und den Ginsterbüschen ringsum.

Die Männer krümmten sich vor Entzücken auf dem Boden, allen voran Big Billie. So hatte er seit Monaten nicht mehr gelacht.

„Es ist eine Schlange!“ brüllte Ram Lal. „Alle weg von hier, schnell! Sie ist tödlich!“

Die Männer hielten sich den Bauch vor Lachen.

„Glaubt mir. Es ist eine Schlange. Und sie ist giftig!“

Big Billie war hochrot im Gesicht und mußte sich die Tränen aus den Augen wi-



„Aber jetzt genug von meinem Schweizer Bankkonto . . . .“

schen. Er saß im Rasen, ein Stückchen entfernt von Ram Lal, der aufgesprungen war und wie wild um sich blickte.

„Du blöder Nigger“, keuchte der Vorarbeiter, „weißt du das denn nicht? In Irland gibt's keine Schlangen. Überhaupt keine! Kapiert?“

Ihm schmerzten vor Lachen die Seiten, und er stemmte die Arme hinter sich ins Gras, um sich zurückzulehnen. Er spürte nichts von den beiden Zähnen, die wie winzige Dornen in die Ader an der Innenseite seines rechten Handgelenks stachen.

Der Spaß war vorbei, und die hungrigen Männer machten sich an ihre Pausenbrote. Auch Harkishan Ram Lal setzte sich zögernd wieder hin, aber weitab von dem hohen unübersichtlichen Gras, und seine Augen suchten ständig den Boden ab. In der rechten Hand hielt er einen Becher kochendheißen Tee bereit – als erste Abwehr, falls die Otter in seiner Nähe auftauchen sollte.

Nach dem Lunch arbeiteten sie weiter. Die alte Brennerei war schon fast niedergerissen; die staubigen Berge von Schutt und wiederverwendbarem Bauholz hatten sich hoch aufgetürmt.

Um halb vier hielt Big Billie mit seiner Arbeit inne. Er stützte sich schwer auf die Hacke und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Dabei entdeckte er eine leichte Schwellung an seinem Handgelenk, die er mit der Zunge ableckte. Dann arbeitete er weiter. Aber nach fünf Minuten richtete er sich von neuem auf.

„Mir ist nicht besonders“, sagte er zu Patterson, seinem Nebenmann. „Ich geh' eine Weile in den Schatten.“

Big Billie setzte sich unter einen Baum. Um Viertel nach vier bäumte er sich plötzlich auf und kippte dann zur Seite.

Es dauerte ein paar Minuten, bis Tommy Burns den Vorarbeiter liegen sah und zu ihm hinlief. „Big Billie ist krank“, rief er. „Er gibt keine Antwort.“

Die Männer stellten ihre Arbeit ein und kamen zu dem Baum, in dessen Schatten ihr Vorarbeiter lag. Patterson beugte sich über ihn. Er war schon lange beim Bau und hatte mehr als einen Toten gesehen.

„Ram“, sagte er, „du verstehst doch was von Medizin. Was hältst du davon?“

Ram Lal hätte Big Billie nicht erst zu untersuchen brauchen, er tat es aber dennoch. Als Ram sich wieder aufrichtete, sagte er nichts, aber Patterson verstand ihn auch so.

„Ihr bleibt alle hier“, rief er. „Ich bestell' einen Krankenwagen und ruf' den Boß an.“

Der Krankenwagen kam nach einer halben Stunde, und zwei Männer hoben Big Billie auf eine Bahre. Er wurde ins städtische Krankenhaus von Newtownards gefahren, und als er dort eingeliefert wurde, registrierte man ihn als „Auf dem Transport verstorben“. 30 Minuten später traf höchst nervös Boß McQueen ein.

Da die näheren Umstände des Todes unbekannt waren, wurde eine Autopsie angeordnet, die der Gerichtspathologe im Leichenhaus von Newtownards vornahm. Das war am Dienstag. Am gleichen Abend ging der Bericht des Pathologen an die Staatsanwaltschaft in Belfast ab.

Der Bericht enthielt nichts Ungewöhnliches. Der Verstorbene war 41 Jahre alt gewesen, sehr groß und außerordentlich kräftig. Der Körper wies verschiedene kleine Schnitte und Abschürfungen auf, besonders an Händen und Handgelenken, durchaus normal bei einem Bauarbeiter und in keinem Fall mit der Todesursache in Verbindung zu bringen. Der Tod trat ohne Zweifel infolge einer schweren Gehirnblutung ein, die ihrerseits durch extreme körperliche Anstrengung in großer Hitze verursacht wurde.

Aufgrund eines solchen Berichts würde der Untersuchungsrichter normalerweise keine Leichenschau abhalten, sondern dem Standesamt in Bangor eine Sterbeurkunde mit dem Vermerk „Tod durch natürliche Ursache“ zugehen lassen.

Was aber kaum einer wußte – und schon gar nicht Ram Lal: Big Billie Cameron war führendes Mitglied in der illegalen Ulster Volunteer Force gewesen, einer paramilitärischen Organisation der Protestanten. Der Computer in Lurgan, in den jeder Todesfall der Provinz Ulster eingegeben wird, hatte das herausgefunden, und die königliche Polizei von Ulster war benachrichtigt worden.

Von dort rief jemand die Staatsanwaltschaft in Belfast an, und prompt wurde eine gerichtliche Leichenschau angeordnet. In Ulster genügt es eben nicht, daß der Tod auf natürliche Weise eintritt, er muß es auch vor Zeugen tun. Zumindest bei gewissen Personen.

Die öffentliche Untersuchung fand am Mittwoch im Rathaus von Bangor statt. Mit höchst peinlichen Folgen für den Unternehmer McQueen, denn die Steuerbehörde, die im selben Hause residierte, hatte ebenfalls Wind von der Sache bekommen. Die Arbeitskollegen des Verstorbenen saßen vorne in der Nähe seiner Witwe, während weiter hinten zwei schweigsame Männer der Ulster Volunteer Force Platz genommen hatten.

Als erster wurde der Arbeiter Patterson zur Sache vernommen. Er schilderte, was am Montag vorgefallen war, und da sich kein Widerspruch erhob, rief der Untersuchungsrichter keinen weiteren Arbeiter als Zeugen auf, nicht einmal Ram Lal. Der Vorsitzende las statt dessen das gerichtsmedizinische Gutachten vor, und das war klar genug.

Dann faßte er noch einmal alle Umstände zusammen: „Der gerichtsmedizinische Befund ist klar. Mr. Patterson berichtete uns über die Ereignisse während dieser Lunchpause, über den albernen Streich, den der Verstorbene dem indischen Studenten spielte. Wie es scheint, belustigte dieser Streich Mr. Billie Cameron so sehr, daß er fast bis an die Grenze eines Schlagflusses darüber lachen mußte. Die nachfolgende Schwerarbeit in der prallen Sonne tat das übrige. Es kam zum Bruch eines großen Blutgefäßes im Gehirn, oder wie der Pathologe es in der Fachsprache beschreibt, zu einer zerebralen Hämorrhagie. Das Gericht spricht der

Das Hannen Alt-Glas für Kenner.

Dieses von Luigi Colani speziell entwickelte Hannen Alt-Glas vereint in idealer Weise Tradition, gehobene Trinkkultur und fortschrittliches Design.

Ein Glas für Altbierfreunde, die das Besondere lieben.

„Die auf den Tisch gelegte Altbiertrinker-Hand war das Maß aller Dinge, aus dem dieses wohl ergonomischste Bierglas der Welt entstand", sagt Colani.

Colani

Jetzt gibt's die signierten Hannen Alt-Colani-Gläser im 6er-Karton für 23,40 DM + Porto u. Nachnahme direkt von der Hannen Brauerei GmbH Brauereistraße 7-27 4156 Willich 1

Witwe und ihren Kindern sein Beileid aus und befindet, daß Mr. William Camerons Tod auf natürliche Ursachen zurückzuführen ist.“

Später, draußen auf der Rasenfläche vor dem Rathaus von Bangor, redete McQueen auf seine Arbeiter ein. „Ich lasse euch nicht im Stich, Jungs“, sagte er. „Der Job geht weiter, aber ich kann's mir nicht mehr leisten, keine Steuern und so weiter abzuziehen. Nicht jetzt, wo mir das Finanzamt im Nacken sitzt. Das Begräbnis ist morgen, ihr könnt den Tag frei nehmen. Wer weitermachen will, kann sich am Freitag zurückmelden.“

Harkishan Ram Lal ging nicht zum Begräbnis. Er fuhr mit einem Taxi zu der abgebrochenen Brennerei und ließ den Fahrer auf der Straße warten. Der Taxifahrer war aus Bangor und hatte von Big Billies Tod gehört.

„Sie wollen ihm wohl an Ort und Stelle die letzte Ehre erweisen, wie?“ fragte er.

„So ungefähr“, sagte Ram Lal.

„Ist das so Brauch in Ihrer Heimat?“ wollte der Fahrer wissen.

„Könnte man sagen“, antwortete der Inder.

„Na ja, ich könnt' nicht sagen, daß ich's besser oder schlechter finde – als am Grab, meine ich“, sagte der Fahrer und fing an, Zeitung zu lesen.

Harkishan Ram Lal folgte dem Feldweg und blieb dort stehen, wo das Lagerfeuer gebrannt hatte. Er blickte suchend in das hohe Gras und unter die Ginsterbüsche.

„Kannst du mich hören?“ rief er der verborgenen Schlange zu. „Du hast getan, wofür ich dich von den Hügeln Radschputanas hierher brachte. Aber du hättest sterben sollen. Ich hätte dich eigenhändig getötet, wenn alles nach Plan gegangen wäre, und deinen unreinen Kadaver in den Fluß geworfen. Hörst du mich, Mörderin? Dann merke dir: Du magst noch eine Weile leben, aber dann wirst du sterben, weil alles stirbt. Und du wirst einsam sterben, ohne einen Gefährten, mit dem du dich hättest paaren können, denn in Irland gibt es keine Schlangen.“

Die Sandrasselotter hörte ihn nicht. Tief unter Ram Lal, in einer Höhle im warmen Sand, war sie eifrig am Werk, das auszuführen, was die Natur ihr gebot.

Am Schwanzende einer Schlange befinden sich zwei übereinandergreifende Hornschuppen, die ihren After verdeckten. Der Schwanz der Otter war hochgereckt, der Leib zuckte. Die Schuppen teilten sich, und dann – eines nach dem anderen, jedes knapp drei Zentimeter lang und schon bei der Geburt so tödlich gefährlich wie die Mutter – entließ die Schlange zwölf Junge in die Welt.

DIE SÜCHTIGEN VON MONTE CARLO *(Fortsetzung von Seite 84)*

königlichen Dilettanten, mit ihrer schier unerschöpflichen Privatschatulle, stürmten gerissene Berufsspieler, große Namen aus der Unterwelt von Berlin, Paris, London und Chicago die Bank. Doch François Blanc blieb gelassen; er entwarf in Form eines kurzen Spruchs das ungeschriebene Grundgesetz seines Casinos: „*Rouge* gewinnt manchmal, *Noir* gewinnt manchmal. *Blanc* gewinnt immer."

Er prägte auch den bis heute gültigen, diskret eiskalten Stil der Direktion, einer nahezu unsichtbaren Geschäftsführung, die mit der Zeit in den Augen der Spieler mythische Züge annahm: Sie schien allmächtig und allwissend zu sein, unnahbar, absolut verschwiegen und unbarmherzig hart. Es gab in der Geschichte des Casinos von Monte Carlo in der Tat keinen einzigen Zwischenfall, bei dem die Direktion nicht die Oberhand behalten hätte. In mehr als hundert Jahren blieb der Spielbetrieb unbefleckt, die Schar der kleinen und großen Ganoven, die die grünen Tische stets umschwärmten, erfolglos. Und jeder Versuch, gegen das Haus Gewalt anzuwenden, scheiterte. So auch das erst mit einer Verspätung von 25 Jahren durch einen Film weltweit bekannt gewordene Unternehmen, die *Bomben auf Monte Carlo.*

Der 1931 gedrehte UFA-Streifen, mit Hans Albers und Heinz Rühmann in den Hauptrollen, erzählt die Geschichte des Kapitäns Craddock, Kommandeur des Panzerschiffes „Persimon", der sein am Roulette-Tisch verlorenes Geld von der Direktion zurückfordert. Zahlt die Direktion nicht, schießt die „Persimon" Breitseiten gegen das Casino. Doch Liebe greift ein, und Kapitän Craddock gibt unter süßen Küssen auf.

Das alberne Drehbuch basiert auf einem Körnchen historischer Wahrheit. Seit 1901 ging ein Amerikaner, der sich Mike P. Garry nannte und nach eigenen Angaben Finanzberater des türkischen Sultans Abd ul Hamid II. war, jeden Sommer mit seiner Yacht, einem stattlichen Dreimaster, im Hafen von Monte Carlo vor Anker. Die Tage verbrachte er mit Mädchen an Bord, die Nächte im Casino. Man kannte ihn als einen guten Gast, einen besonnenen Spieler, der scheinbar über einen beachtlichen finanziellen Rückhalt verfügte.

Doch am 19. August 1906, nachdem Garry um die 140 000 Goldfranken verloren hatte, bat er die Direktion zu einer dringenden Besprechung an Bord seines Schiffes. Da der Gast seit Jahren bekannt und geschätzt war, schickte man einen Abgesandten, allerdings kein Vorstandsmitglied, sondern einen Sekretär. Nach einem üppigen Gabelfrühstück an Deck eröffnete Mr. Garry dem Bevollmächtigten der Direktion, daß er fremdes Geld, die Moneten des Sultans verspielt hätte und daher vollkommen ruiniert sei. Er wolle das Geld zurück, ansonsten müßte er sterben. Er sei bereit, in den Tod zu gehen, werde dabei aber auch Teile des Casinos mitnehmen. Denn er habe Kanonen an Bord und sei entschlossen, falls die Direktion die Rückzahlung verweigere, die Spielsäle in Trümmer zu legen.

Der Amerikaner lud den Vertreter der Gesellschaft der Meeresbäder zu einem Rundgang zwischen Seilen, Segeln, Fässern und Matratzen ein, wobei er ihm tatsächlich zwei mit Kisten und Sackleinen getarnte Kanonen zeigte. Der Sekretär, ein früherer Offizier der französischen Armee, notierte kaltblütig den Wunsch des bisher unbescholtenen Spielers, aber auch das etwaige Kaliber und die vermutliche Herkunft der Geschütze. Dann verließ er das Schiff und meldete den Fall seinen Vorgesetzten. Nach einer kurzen Krisensitzung erhielt Mike P. Garry die schriftliche Aufforderung, sofort zu verschwinden. Die Direktion teilte ihm mit, sie denke nicht daran, vor zwei veralteten türkischen Feldhaubitzen, die bei dem ersten Schuß infolge des Rückstoßes ohnehin ins Meer fallen würden, zu kapitulieren. Der Amerikaner lichtete hastig den Anker und segelte schleunigst ab. Man sah ihn nie wieder.

■

Wenn auch nackte Gewalt bei der Jagd nach dem Glück unter den Palmen von Monte Carlo niemals eine nennenswerte Rolle spielte, die Anrufung einer höheren Gewalt gehörte schon immer zu den beliebten Praktiken der Casinogäste.

In der englischen Kirche von Monaco werden nur solche Psalmen gesungen, deren fortlaufende Nummern in der Bibel höher sind als die höchste Zahl im Roulette, die Zahl 36. Denn bevor sich die wei-



„Migräne?"


2004
Der KAUFhOF
liegt voll im Trend!
man's fashion
Der Trend-Shop
im Kaufhof. Hier finden Sie die Marken internationaler
Modemacher.
Kühl bleiben an heißen Tagen:
In Chintz-Blousons aus Polyester/Baumwolle.
Den mit Kapuze gibt's auch in Marine, Hellblau oder Khaki,
den anderen mit Netzfutter in Marine oder Khaki.
Für je 129,–
Und wenn kein Kaufhof in Ihrer Nähe ist,
bestellen Sie einfach bei Kaufhof AG,
5000 Köln 1, Postfach 10 10 08, Abt. 236.
Freu Dich auf
KAUFhOF
Der Kaufhof bietet
tausendfach alles unter
einem Dach



„Die Neue Heimat kriegt aber auch für alles eine Baugenehmigung"

sen Gottesmänner von der Église Anglaise gegen Ende der zwanziger Jahre gezwungen sahen, die strenge Regelung einzuführen, spielten sich in den gut besuchten Andachtsstunden sonderbare Szenen ab: Kaum erklangen die ersten Takte eines frommen Liedes mit der Nummer 15 oder 28 („Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte ..." beziehungsweise „Wenn ich rufe zu Dir, Herr, mein Hort ..."), wurde die gottesfürchtige Gemeinde von einer nervösen Aufbruchsstimmung gepackt. Mit leicht verzerrtem Gesicht und glasigem Blick bahnten sich die Gläubigen einen Weg ins Freie, sie hasteten scharenweise ins Casino, um die Nummer des soeben gehörten Psalms zu setzen.

Die Suche nach dem magischen Schlüssel des Gewinns, nach dem todsicheren System – sei es eine übersinnliche Eingebung oder eine komplizierte mathematische Formel – entwickelte sich durch Generationen von besessenen Spielern zu einer vollkommen freien Wissenschaft. Sie kennt weder logische noch metaphysische Grenzen, erlaubt alle Experimente und Theorien und arbeitet mit allen möglichen und unmöglichen Materien: mit den in Ziffern umgesetzten rätselhaften Sprüchen des großen Hermes Trismegistos, dem Ahnherrn der angewandten Magie, ebenso, wie mit den Kennzahlen des Molekularaufbaus von Naturelfenbein, dem Stoff, aus dem die Roulettekugeln gemacht werden.

Der österreichische Waffenfabrikant Josef Werndl ging nach mehreren, äußerst verlustreichen Besuchen in Monte Carlo das Problem im Jahr 1878 mit der kühlen Präzision eines generalstabsmäßig denkenden Wehrtechnikers an: Er baute in seinem Betrieb in Steyr eine Roulettemaschine der „Société des Bains de Mer" maßstabsgerecht nach, stellte sie in seiner Villa auf und führte mit ihr insgesamt 62 000 Spiele durch, die er mit Hilfe von verschiedenen Tabellen einer genauen Auswertung unterzog. Werndl fand die Lösung nicht.

Ein anderer erfolgreicher Waffenproduzent, der Engländer Hiram Stevens Maxim, Erfinder des Maschinengewehrs, setzte sich im Frühjahr 1904 mit einem horrenden Spielkapital und mit der Absicht, das todsichere System zu erarbeiten, an den Roulette-Tisch in Monte Carlo. Er stand im Herbst 1907 auf, beschrieb das Ergebnis seiner 103 411 Runden in einer wissenschaftlichen Abhandlung, die, im Selbstverlag erschienen, bald als bibliophile Kostbarkeit galt. Und obwohl der vom britischen Königshaus geadelte Sir Maxim zu der klaren Schlußfolgerung kam, daß es kein todsicheres System geben könne, spielen manche Gäste noch heute nach Variationen aus seinem Bericht.

Um die Jahrhundertwende erschien ein Graf Potocki, Gutsherr und Grubenbesitzer im polnischen Sambor mit einem *Meschulach,* einem frommen Kenner der Geheimlehre Kabbala, Reb Elieser von Grodek, in Monte Carlo. Er quartierte den heiligen Mann für die Dauer der gesamten Herbst- und Wintersaison im Hôtel de Paris ein und ließ für ihn die koschere Kost täglich mit dem Azur-Expreß aus dem jüdischen Restaurant Kahan in Nizza anrollen. Reb Elieser arbeitete Nacht für Nacht chassidisch-kabbalistische Zahlenkombinationen aus, tagsüber ging er im Park des Casinos spazieren, fütterte Möwen und sprach mit Gott.

Graf Potocki gewann. Nach der siebenten Million, am siebenten Tag der siebenten Woche, in der siebenten Stunde der Nacht, beschwor ihn der Gerechte von Grodek, unverzüglich aufzuhören und abzureisen. Der Graf, verrückt wie er war, hörte nicht auf und reiste nicht ab, er spielte weiter und verlor. Er verlor seine Güter und seine Kohlengruben und zum Schluß sein Amulett, das mit Diamanten besetzte Bildnis der Schwarzen Madonna von Tschenstochau. Graf Potocki erschoß sich im feuchten Gras im nahen Park.

Das todsichere System wird noch heute mit unverminderter Intensität gesucht – und auch angeboten. Der potentielle Casinogast findet, vor allem in den kleineren Hotels, gedruckte oder handgeschriebene Zettel mit bemerkenswerten Adressen auf dem Frühstückstisch. Er sieht auch dezente Maueranschläge in der Stadt, die ihn zu einem lebenswichtigen Informationsgespräch einladen, oder er hört im Café de Paris den Up-to-date-Geheimtip: In Menton, oberhalb des alten Friedhofs, in einem kleinen Gartenhaus mit blauen Fensterläden, ordiniere die in Dior-Düfte und bunte Tücher gehüllte gertenschlanke Zigeunerin Saratuzza (bürgerlicher Name: Mira Leskow). Sie lese für ein bescheidenes Honorar von 200 Franc die Gewinnchancen eines Spielers für die nächsten 48 Stunden rasch und resolut aus der Hand.

Von Nizza her wiederum dämmert schon das Computerzeitalter herauf: Gegen 80 Franc pro Stunde bieten Besitzer von EDV-Anlagen, darunter zwei Architekten und ein Rechtsanwalt, progressiv denkenden Spielern ihre elektronischen Rechenmaschinen an.

•

Jean Pierre Cowalsky, 72, pensionierter Croupier des Casinos von Monte Carlo, ein ehemaliger polnischer Diplomat, bei mildem Wetter täglich zwischen 16 und 18 Uhr auf der Terrasse des Etablissement „Farniente" in Nizza zu finden, erläutert die vieldiskutierten Motive des Spielers wie folgt: „Versuchen Sie einmal, die Damen und Herren um weiße Bohnen spielen zu lassen. Das heißt, die Jetons würden eine Anzahl weißer Bohnen kosten und der Gewinn würde in weißen Bohnen ausbezahlt. Das wäre ein echtes Spiel, ich meine, ein Spiel um des Spielens willen. Aber da könnte das Casino sofort zusperren. Denn den Spieler, glauben Sie mir, Monsieur, ich habe auf dem Gebiet reichlich Erfahrungen gesammelt, den Spieler interessiert im Grunde nicht das Spiel, sondern das Geld. Nur das Geld, sonst nichts."

LEUTE



Marie, wir kommen *Von einer Österreicherin, die auszog, uns verrückt zu machen*

Alle Gerüchte, wonach der neue Nacktstar des neuen deutschen Films vor seiner Entdeckung als Animierdame gearbeitet hätte, sind als solche zu betrachten: Marie Colbin ist – wie könnte es anders sein – eine Österreicherin aus Gmunden im Salzkammergut, und eine betuchte noch dazu, die Tochter eines ortsbekannten Einrichtungshauses. Die schwarzhaarige Schönheit hat 1979 sogar ihren Schauspielabschluß auf dem renommierten Salzburger Mozarteum gemacht, bevor sie sich aller bürgerlichen Hüllen entledigte und mit der *Felix-Krull*-Serie und Peter Hajeks brillantem Erotik-Erstling *Sei zärtlich, Pinguin* Unruhe in Männerhosen hervorrief.

Mit Maggie auf die Matte *Sie langweilte sich, und die Jungs von Hollywood durften mal naschen*

Jack Nicholson, Ryan O'Neal und Warren Beatty haben einiges gemeinsam, auch dies: Eine frustrierte Hausfrau und Mutter aus Kanada war scharf auf sie. Das arme Ding hatte es satt, an Kochtöpfen herumzuhantieren und Windeln zu waschen. Man kennt das, die Selbstverwirklichung der Frau. Was diese kleine Geschichte von ähnlichen unterscheidet, ist, daß es sich um Margaret Trudeau handelt, die rastlose Gattin des kanadischen Premierministers. Wer Trudeau heißt, kommt natürlich herum und kann sogar auf dem Hintersitz des Nicholsonschen Daimlers landen. Es war in London, nach einer Party, als der Jack die Margaret dort vernaschte. Sie beschreibt es in ihrem zweiten Buch *Consequences,* in dem auch zu lesen ist, daß sie eine Woche lang jeden Morgen neben Ryan O'Neal in dessen Hollywood-Villa erwachte. Als der sie nicht mehr wollte, kotzte sie sich buchstäblich aus, vor einem Filmplakat des Stars auf dem Sunset Boulevard. Und Warren Beatty? Den hat sie nicht gekriegt, weil seine Freundin Diane Keaton aufpaßte wie ein Luchs. Arme Margaret. War wohl nichts mit Selbstverwirklichung!



Polonäse Blankenese *Ingrid van Bergens Tochter in besten Händen*

Gleichaltrige Spielkameraden mag die 17jährige Schauspielerin Caroline van Bergen nicht besonders – sie sind ihr „zu doof und unbeholfen“. Also zog sie los, mit ganz großen Schritten, von München nach Hamburg, in die Zweizimmerwohnung ihres 16 Jahre älteren Freundes und Kollegen Horst Kuska. Der kann kräftig zulangen. Caroline: „Er ist eben ein richtiger Mann.“ Wenn die Ehe auf Probe sich bewährt hat, soll in Las Vegas geheiratet werden, und Mutter Ingrid van Bergen, die das Leben kennt, ist schon jetzt zufrieden. „Bei Horst ist Caroline in den besten Händen“, sagt sie . . . Ja, da kommt Freude auf.



Im Auto: Jack Nicholson | **Im Bett: Ryan O'Neal** | **Klappte nicht: Warren Beatty**

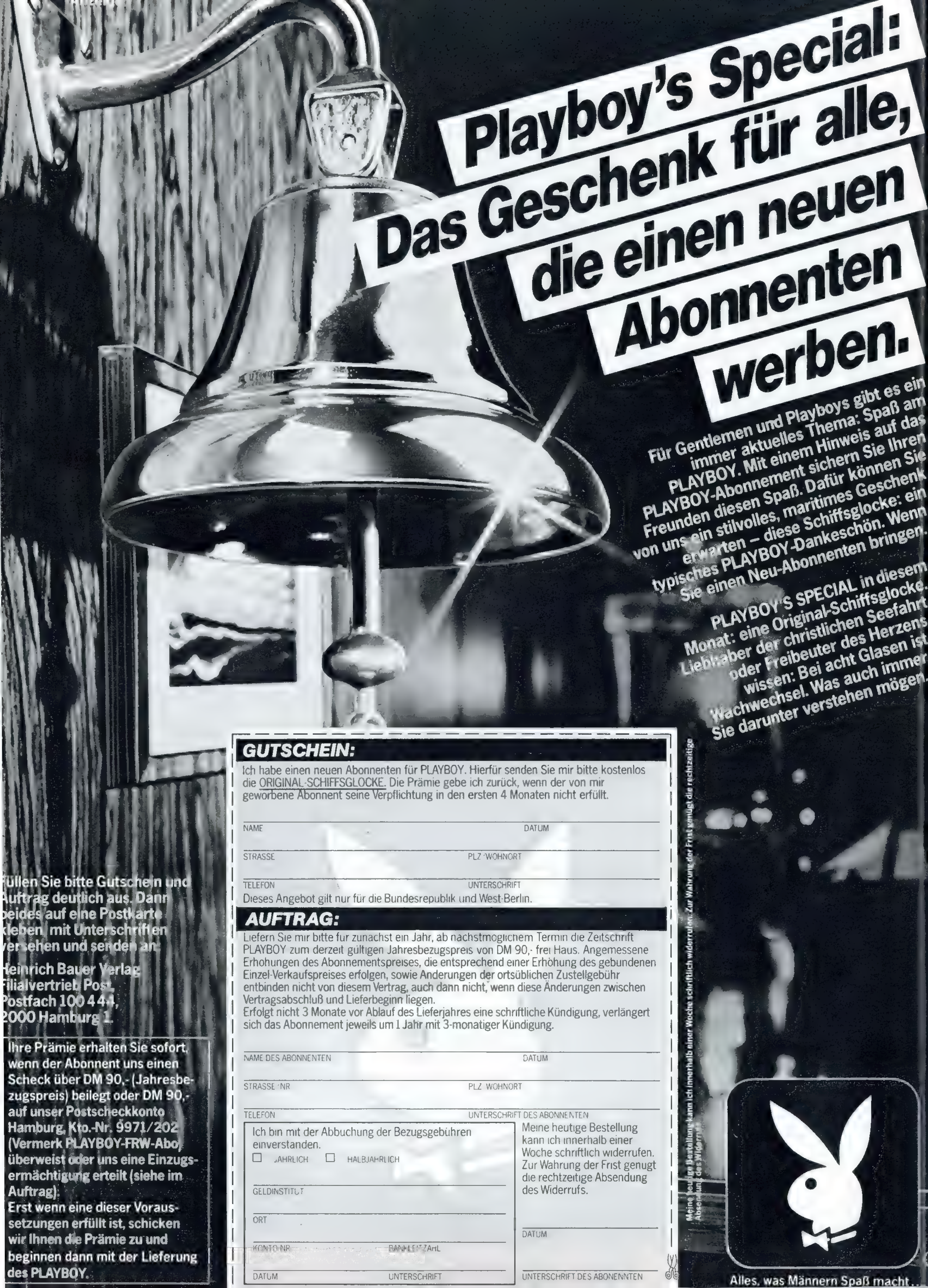
Wenn Gangster alt werden ... *Posträuber Biggs ließ sich leimen wie ein Anfänger, und die Unterwelt lacht sich kaputt*

Die Kumpels von Rio kennen ihn nicht mehr wieder, den legendären britischen Posträuber Ronald Biggs. Mürrisch schleicht er durch die Straßen der brasilianischen Metropole, die ihm Asyl gewährt. Was Ronnie so maßlos verbittert, ist viel schlimmer, als pleite zu sein oder gejagt zu werden. Er ist in seiner Eitelkeit gekränkt. Das kam so: Nach abenteuerlichen Vorbereitungen trafen sich anfangs des Jahres Biggs und Albert Spaggiari in Rio. Der Franzose Spaggiari hatte 1976 eine Filiale der Société Générale in Nizza untertunnelt und um drei Milliarden Franc beraubt. Er wurde gefaßt, doch beim Prozeß sprang er aus dem Fenster und verschwand. Seitdem narrt er die französische Polizei. Bei Biggs tauchte er nun als freier Mitarbeiter der Pariser Illustrierten *Paris Match* auf, um ein Interview zu machen: Fachleute unter sich sozusagen. Beide plauderten aus dem Nähkästchen und ließen sich sogar zusammen ablichten – Spaggiari mit falschem Bart und Perücke. Zum Abschied gab er Biggs 5000 Dollar Honorar und sagte entschuldigend: „Mehr zahlen sie nicht, die Geizhälse, 5000 für jeden von uns." Sprach's und tauchte wieder ab. Inzwischen ist die Story längst erschienen, und Ronnie bekam es von einem französischen Journalisten zu hören: Spaggiari hat das vierfache kassiert und den großen Biggs also ganz gepflegt geleimt. „Diesen Franzosen mach' ich fertig, wenn ich ihn erwische", zetert Ronnie jetzt. Das Dumme ist nur, er kann nicht raus aus Rio.

Nach dem Akt die Aktienkurse *Warum Münchner Freudenmädchen sich ihren Orgasmus im Wirtschaftsteil holen*

Die beiden Mädels auf unserem Foto tragen nicht nur die gleiche Garderobe – sie blicken auch gleich optimistisch in die Zukunft. Sie sind Angestellte im ersten deutschen Genossenschaftspuff. „Maison Rouge" heißt er und steht im Münchner Stadtteil Pasing. In dem mit scharlachrotem Samt, Videoanlagen und Folterstübchen gemütlich eingerichteten Haus arbeiten acht Mädchen. Alle haben einen Fünfjahresvertrag und verdienen gleich viel. Überschüssige Einnahmen, der Löwenanteil, werden über eine ausländische Firma in Gold, Aktien und Investmentfonds angelegt. Zweimal im Jahr gibt's Gewinnausschüttung. Merke: Nicht nur die Neue Heimat sorgt für ihre Mitarbeiter.




Playboy's Special:
Das Geschenk für alle, die einen neuen Abonnenten werben.
Für Gentlemen und Playboys gibt es ein immer aktuelles Thema: Spaß am PLAYBOY. Mit einem Hinweis auf das PLAYBOY-Abonnement sichern Sie Ihren Freunden diesen Spaß. Dafür können Sie von uns ein stilvolles, maritimes Geschenk erwarten – diese Schiffsglocke: ein typisches PLAYBOY-Dankeschön. Wenn Sie einen Neu-Abonnenten bringen.
PLAYBOY'S SPECIAL in diesem Monat: eine Original-Schiffsglocke. Liebhaber der christlichen Seefahrt oder Freibeuter des Herzens wissen: Bei acht Glasen ist Wachwechsel. Was auch immer Sie darunter verstehen mögen.
GUTSCHEIN:
Ich habe einen neuen Abonnenten für PLAYBOY. Hierfür senden Sie mir bitte kostenlos die ORIGINAL-SCHIFFSGLOCKE. Die Prämie gebe ich zurück, wenn der von mir geworbene Abonnent seine Verpflichtung in den ersten 4 Monaten nicht erfüllt.
NAME
DATUM
STRASSE
PLZ/WOHNORT
TELEFON
UNTERSCHRIFT
Dieses Angebot gilt nur für die Bundesrepublik und West-Berlin.
AUFTRAG:
Liefern Sie mir bitte fur zunachst ein Jahr, ab nachstmoglichem Termin die Zeitschrift PLAYBOY zum derzeit gültigen Jahresbezugspreis von DM 90,- frei Haus. Angemessene Erhohungen des Abonnementspreises, die entsprechend einer Erhöhung des gebundenen Einzel-Verkaufspreises erfolgen, sowie Anderungen der ortsüblichen Zustellgebühr entbinden nicht von diesem Vertrag, auch dann nicht, wenn diese Änderungen zwischen Vertragsabschluß und Lieferbeginn liegen.
Erfolgt nicht 3 Monate vor Ablauf des Lieferjahres eine schriftliche Kündigung, verlängert sich das Abonnement jeweils um 1 Jahr mit 3-monatiger Kündigung.
NAME DES ABONNENTEN
DATUM
STRASSE/NR
PLZ/WOHNORT
TELEFON
UNTERSCHRIFT DES ABONNENTEN
Ich bin mit der Abbuchung der Bezugsgebühren einverstanden.
☐ JAHRLICH ☐ HALBJAHRLICH
GELDINSTITUT
ORT
KONTO-NR
BANKLEITZAHL
DATUM
UNTERSCHRIFT
Meine heutige Bestellung kann ich innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genugt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.
DATUM
UNTERSCHRIFT DES ABONENNTEN
Füllen Sie bitte Gutschein und Auftrag deutlich aus. Dann beides auf eine Postkarte kleben, mit Unterschriften versehen und senden an:
Heinrich Bauer Verlag
Filialvertrieb Post,
Postfach 100 444,
2000 Hamburg 1.
Ihre Prämie erhalten Sie sofort, wenn der Abonnent uns einen Scheck über DM 90,- (Jahresbezugspreis) beilegt oder DM 90,- auf unser Postscheckkonto Hamburg, Kto.-Nr. 9971/202 (Vermerk PLAYBOY-FRW-Abo) überweist oder uns eine Einzugsermächtigung erteilt (siehe im Auftrag).
Erst wenn eine dieser Voraussetzungen erfüllt ist, schicken wir Ihnen die Prämie zu und beginnen dann mit der Lieferung des PLAYBOY.
Alles, was Männern Spaß macht...

GEHEIMNIS DES MANNES... *(Fortsetzung von Seite 118)*

der Universität Stanford zu sprechen – auf den ersten Blick seine Gene mit fünfzigprozentigem *Verlust* zum Einsatz: Nur die Hälfte wird vererbt. Wir müssen also nach einem korrespondierenden fünfzigprozentigen *Gewinn* fahnden, den Sex zu offerieren hat. Und dieser Gewinn muß *enorm* sein."

Martin Daly und Margo Wilson, die ebenfalls an der McMaster-Universität forscht, haben ein Buch mit dem Titel *Sex, Evolution and Behavior* geschrieben. Sie kommen darin zwar zu keinem zwingenden Schluß, was die Urquellen der Sexualität anbelangt – aber sie stellen anheim, wofür Sex gut sein kann: Er hilft, eine schlechte Zeit zu bewältigen und zu überstehen.

„Wir brauchen uns nur in der Natur umzuschauen", erklärt Daly, ein Mann Ende 30, dem es Spaß macht, uns menschliche Winzlinge mit der Bezeichnung „Sapies" (von: Homo sapiens) in die Schranken zu verweisen. „Glücklicherweise beschenkt uns die Natur mit einer schier unglaublichen Variationsfülle von Lebendigem. Das reicht von den Bakterien bis zu den Sapies. Bakterien sind nicht von großem Nutzen, weil sie mit Sex nicht viel im Sinn haben. Und Sapies sind ebenfalls nicht von großem Nutzen, weil sie fast nur noch Sex im Sinn haben! Zwischen beiden aber gibt es eine Anzahl von Arten, die sich zeitweilig sexuell und zeitweilig asexuell verhalten. Und diese scheinen eine ganz wesentliche Gemeinsamkeit zu haben. Solange alles gut und seinen geregelten Gang geht, solange es keine strapazierenden Konkurrenzkämpfe gibt, solange setzen sie auf Asexualität. Sie produzieren Weibchen. Kommt es aber zu etwas, das wi Bevölkerungsexplosion nennen würden, oder droht die Vernichtung, dann setzen sie auf Sex. Und sie produzieren Männchen."

Unmengen von Lebewesen schalten auf Sex um, wenn ihr Leben indirekt bedroht ist. Und so sind für die Weibchen harte Zeiten dafür verantwortlich, daß Sex und Sexualakte existieren. Männchen werden benötigt! Bei Arten, wo die Wahlmöglichkeit besteht, entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts zu sein, wird man Männchen fast immer dort antreffen, wo die Summe der Umwelteinflüsse den Kampf ums Überleben zu einer Lebensaufgabe machen.

•

So weit, so gut. Aber *warum* gibt es *so viel* Sex auf unserem Planeten? Irgendwo und irgendwann vor Milliarden von Jahren muß es einen Grund gegeben haben, auf Sex zu setzen. Und dabei ist es geblieben. Warum?

Mal angenommen: Männchen sind so etwas wie das Ei des Kolumbus in Situationen, wo sich die Weibchen mit einer ungewissen Zukunft konfrontiert sehen. Männchen sind gewöhnlich kleiner, reifen meist schneller heran, und ihre Sex-Zellen lassen sich leichter produzieren. Vom Gesichtspunkt des Weibchens aus sind demnach Männchen hervorragend dazu geeignet, weibliche Gene zu horten, wenn deren Quellen rar oder gar gefährdet werden. Und sie bilden außerdem eine beruhigende Garantie dafür, daß wenigstens einige dieser kostbaren weiblichen Gene an die Nachwelt vererbt werden.

Und noch etwas: Männchen produzieren Unmengen von Sex-Zellen, die alle die Gene des weiblichen Elternteils beinhalten. Wenn diese den Reifungsprozeß erleben, dann besteht zumindest die Chance, daß eines dieser Gene einen Treffer landet und eine Heimstatt in einem Organismus findet, der für sich selbst das Recht behalten hat, weiblich zu bleiben.

In dieser Chance liegen weit bessere Zukunftsaussichten für die Gene eines Weibchens, als wenn es einfach nur alles daran setzen würde, hundertprozentige Kopien von sich selbst zu produzieren. Die Lebensumstände, die sich auch mit Sicherheit nicht besssern werden, lassen letzteres weder ratsam noch sinnvoll erscheinen. Da ist es schon eine sehr viel bessere Lösung, Männchen zu produzieren, Sex in Kauf zu nehmen, Gene zu mischen und dann wieder von vorn anzufangen. Denn die nächsten Generationen können wieder ganz anders geartet sein. Und es wird die Möglichkeit bestehen, daß einige von ihnen jenes Rüstzeug mitbekommen, das man braucht, um sich mit den gegebenen Widrigkeiten zu messen und das Überleben der Art zu garantieren.

Aber auch diese These erklärt noch nicht, warum bestimmte Weibchen sich zum Sex als Full-time-Job entschlossen, anstatt sich für zyklische Perioden zu entscheiden. Wir Menschen beispielsweise scheinen doch im Laufe unserer Geschichte wirklich nicht ständig mit Vernichtungsgefahren konfrontiert gewesen zu sein. Dies gilt auch für alle anderen sexualisierten Arten, die uns bekannt sind. Warum spielen menschliche Weibchen nicht unter sich Blümchen-rühr-mich-nicht-an und setzen die Männer für Krisenzeiten auf die Reservebank?

Um die Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir zurückgehen in die prähistorische Phase des Urschlamms, aus dem sich einst alles entwickelte. Dort hat der Engländer William Hamilton, Biologe an der Universität von Michigan in Ann Arbor, symbolisch ein Fragezeichen errichtet. Hamilton vermutet nämlich, daß es für sexuelle Lebewesen nur eine Chance gibt, sich gegenüber asexuellen Lebewe-

sen zu behaupten – durch die Tatsache eines ständigen Drucks von außen, in diesem Fall durch Parasiten.

„Männer und Frauen", formuliert Hamilton mit großer Vorsicht, „entstammen einem der ersten mehrzelligen Urorganismen. Und ich habe mich immer gewundert, wie diese Organismen überhaupt überleben konnten. Sie sind nämlich gegenüber ihren viel kleineren Feinden in einem ungeheueren Nachteil. Sie sind viel komplizierter aufgebaut und organisiert, sie wachsen und reproduzieren sich viel langsamer, und all dies macht sie im Sinne der Evolution viel anfälliger und verwundbarer.

Wenn sich nämlich ein Organismus um eine Möglichkeit bemüht, sich in einem anderen festzusetzen, und dieser Wege sucht, sich den Eindringling vom Leibe zu halten, dann gibt die Evolution immer dem Organismus den Vorzug, der sich schneller fortpflanzt. Mutationen liegen im Interesse der Evolution. Ihnen gehört der Sieg. Ausgenommen, wenn es dem größeren Organismus gelingt, diese Naturgesetze mit einem genetischen Trick zu überlisten.

Und dieser Trick muß der Sex gewesen sein", meint Hamilton. „Die Mischung und der Austausch der Gene zwischen zwei Organismen geschah mit dem Zweck, neue Gliederungen und Zusammensetzungen zu bilden, die zu neuen Entwicklungsstufen führten und die Parasiten fernhielten. Das hätte dem vielzelligen Organismus im Verlauf der Evolutionsgeschichte einen winzigen Vorsprung geben können. Und je größer der Organismus wurde und je weiter er sich in Richtung auf das entwickelte, was wir heute als eine Art von vorläufigem Endprodukt bezeichnen können, desto wichtiger war es für ihn, immer wieder für Sex zu optieren. Auf Sex kann nicht verzichtet werden!"

Dies mag eine der Antworten sein auf die Frage, warum es Sex überhaupt gibt. Warum aber gibt es verschiedene Geschlechter?

„Die Wissenschaft hat hierauf wahrscheinlich eine Antwort", erklärt William Hamilton. „Wenn durch einen vielzelligen Organismus erst einmal der entwicklungsgeschichtliche Schritt in Richtung Sex vollzogen wurde, dann müssen in Zukunft auch Zellen für den Sex produziert werden. Nun wohnt aber solch einem Organismus auch eine angeborene Unbeständigkeit inne, die dazu führt, daß diese Zellen für den Sex immer unterschiedlich ausfallen. Und hier beginnt der Druck des Konkurrenzkampfes. Zellen, die etwas größer als die Norm ausfallen, werden es immer etwas leichter haben. Und diese größeren Sex-Zellen bewirken wiederum, daß sich, auch außerhalb der Norm, viel raffiniertere, windigere und kleinere Sex-Zellen in Unmaßen entwickeln, um mit den größeren in Konkurrenz zu treten. Von da an wird das Bild ständig klarer. Die kleinen Sex-Zellen werden immer und immer mehr konkurrenzfähig, sie werden beweglich, umtriebig, lernen schwimmen, schwimmen sich frei – während die größeren Sex-Zellen immer unbeweglicher, seßhafter und fixierter werden. Die wendigen kleinen werden zu Spermatozoen, und die großen, um die sie kämpfen, zu Eiern. Und damit sind wir am Ende der Geschichte. Sperma und Eier. Windige Überlebenskünstler und zielbewußte Pragmatiker. Männer und Frauen."

•

So ist das also mit dem Sex. So ist das also mit uns Männern. Und so ist das also mit dieser unglaublichen, saft- und kraftstrotzenden Vielfältigkeit von Sex in der Natur. Wobei auch nicht vergessen werden darf, was der englische Wissenschaftler Tim Clutton-Brock die Nacht-und-Nebel-Fick-Strategie der Hirsche nennt.

Beim Rotwild verplempern nämlich die dominierenden Kerle eine Menge Zeit damit, mögliche Konkurrenten mit mächtigem Imponiergehabe in die Schranken zu verweisen. Die weniger dominierenden, weniger imponierenden Männchen schleichen sich dafür bei Nacht und Nebel, wenn die Kraftprotze ihre Schau abzie-

hen, zu den Weibchen und holen sich das, was die Natur ganz natürlich findet. In der Natur ist es eben völlig irrelevant, wie man das Spiel angeht, solange man es gewinnt.

Fortpflanzungserfolg heißt dieses Spiel, und die Regeln bestimmen immer die Weibchen. Da das Weibchen mit einem höheren Einsatz spielt, muß es etwas wählerischer sein bezüglich der Gene, denen es den Zugang zu seinen Eiern gestattet. Deswegen vermag auch der aus der Reihe tanzende Nacht-und-Nebel-Bumser durchaus in ihr Konzept passen.

Männchen dagegen haben eine völlig andere Strategie. Ihr Sperma ist nicht so wertvoll, und sie können viel häufiger. Deshalb liegt es in ihrem Interesse, ihre Gene über so viele Weibchen wie möglich zu verteilen.

Das wäre eine feine Sache, wenn es innerhalb einer Gesellschaft immer mehr Weibchen als Männchen gäbe. Doch genetische Gesetze bewirken, daß zwischen den Parteien ein nahezu ausgeglichenes Verhältnis besteht. Was wiederum bedeutet, daß Männchen miteinander in Konkurrenzkampf treten müssen.

Einige können bei diesem Spiel die großen Absahner sein, andere wieder müssen in den sauren Apfel beißen. Wenn ein König etwa, wie einst bei einem afrikanischen Stamm, 3333 Frauen haben durfte, dann hatte dies nach Adam Riese zu bedeuten, daß 3332 andere Männer ihre Libido durch die Rippen schwitzen mußten. Wie die Natur so spielt!

Dieses System rattenartiger Polygamie mag unvorteilhaft erscheinen für die Frau. Doch erinnern wir uns: Sie ist nur an der erfolgreichen Fortpflanzung und Vererbung ihrer Gene, also ihrer Erbmasse interessiert. Und unter diesem Aspekt hat das geschilderte System wahrhaft *große* Vorteile für die Frau.

Wenn nämlich die männlichen Wesen ihre Zeit mit all jenen Werbungsaktivitäten verbringen, die dazu dienen, eine Auslese der besten, robustesten, ambitioniertesten und lebensfähigsten Gene zu treffen, dann macht ihr das letztlich die Qual der Wahl viel leichter. Da sie nur an Reserven guter Gene interessiert ist, hat sie mit Fair play nichts im Sinn!

Wenn Sie diese Vorratshaltung für ein ziemlich unsoziales Verhaltensmuster seitens aller Beteiligten halten, haben Sie sogar recht. „Sex", sagt der Soziobiologe Edward O. Wilson von der Harvard-Universität, „ist ein unsozialer Machtfaktor innerhalb der Evolution." Für Männchen ist er gewissermaßen auch der tödlichste. Das nicht etwa, weil sie sich gegenseitig ausmerzen oder sich aufarbeiten in dem Bemühen, etwas Besonderes zu werden (was beides sehr lebenserwartungsverkürzend sein kann). Sie sterben vergleichsweise

jung, weil das Gesetz der natürlichen Auslese lediglich an ihrer Fortpflanzungsfähigkeit interessiert ist und nicht an irgendwelchen Genen, die eine hinausschiebende Wirkung auf ihren Tod nach dem Versiegen ihrer Zeugungskraft haben könnten. Männliche Wesen sind bei den meisten Arten, wie wir dargelegt haben, nicht an der Aufzucht der Nachkommenschaft beteiligt. Hat der Mohr also seine Schuldigkeit getan für Mutter Natur, dann kann er gehn . . .

Zu ihren Lebzeiten müssen Männchen jedoch noch einer weiteren Forderung gerecht werden, die von den Weibchen an sie gerichtet wird: Sie müssen ihnen den Hof machen.

Werbung in der Natur kennt viele Formen. Manchmal dient sie auch dem Schutz der Männchen, die in dem langwierigen Prozeß herausfinden können, ob ein Weibchen bereits befruchtet wurde oder nicht. Meist aber ist die Werbung mit allem Drum und Dran nichts weiter als ein Test, dem sich ein männlicher Arbeitswilliger auf Job-Suche zu unterziehen hat . . . denn er wurde von weiblichen Arbeitgebern entwickelt.

Erstens: Kommt der Bewerber aus der richtigen Spezies? („Bist du mein Typ?")

Zweitens: Beherrscht er die Spielregeln für das notwendige Vorspiel, das gewährleistet, daß es beim Weibchen zu einem Eisprung kommt? („Bringst du's gut?")

Drittens: Kann er noch andere Beweise dafür vorbringen, daß seine Gene klasse sind? („Was, glaubst du, ist eigentlich so Besonderes an dir?")

Viertens: Und nun die Kardinalfrage: Welchen ästhetischen Eindruck macht der Bewerber? („Sage mir, wie du dich kleidest, und ich sage dir, wer du bist – und was ich von dir halte!")

In der Natur sind Männchen meistens viel exotischer gefärbt und in ihrem ganzen Schmuck viel aufwendiger als Weibchen. Und es ist gut vorstellbar, daß diese Besonderheiten und Vorzüge von den Weibchen zu ihrem ureigensten Vergnügen erfunden wurden.

Erinnern wir uns: *Männchen sind nichts weiter als ein groß angelegtes, von Weibchen durchgeführtes Experiment auf dem Sektor Fortpflanzung.* Und diese Weibchen haben die Männchen nicht nur erfunden und entworfen, sie haben auch bestimmt, in welchen Gesellschaftsformen sie wie zu wirken haben!

Betrachten wir uns die Königin der Tierwelt: Löwinnen sind schneller als ihre (angeblichen) Herren und Gebieter. Und sie sind die besseren Jäger. Ein Rudel besteht aus einer Anzahl Löwinnen, die gutnachbarschaftliche Beziehungen zueinander unterhalten, und zwei reiferen Männchen. Die gehen sich nach Möglichkeit aus dem Weg. Sie werden nur gebraucht, um das Rudel gegen angreifende Löwen zu schützen, die den Jungen der Weibchen zu einer tödlichen Gefahr werden könnten. *Ein* Löwe reicht nicht aus für diesen Job.

Wie aber lassen sich zwischen den beiden Männchen Macht- und Konkurrenzkämpfe verhindern? Was ermöglicht die reibungslose Zusammenarbeit der beiden Leibwächter?

Ganz einfach. Wann immer die Weibchen in die Hitze kommen – sie kommen zur *gleichen* Zeit in diese für die Männchen so interessante Phase –, bringen sie zwei oder drei Tage lang ihre einschlägigen Wünsche in Abständen von etwa 15 Minuten an den Mann. Die Männchen sind daher nach der Brunftzeit so abgeschlafft und ausgelaugt, daß sie einfach keinen blassen Dunst mehr haben, was Kopf oder Schwanz ist, wer wem gehört, was wo warum wie ist und ob sie Männlein oder Weiblein sind. Ergebnis? Der Haussegen gerät nicht in Schräglage, Schutz ist weiterhin garantiert und die Weibchen bekamen das, wonach ihnen der Sinn stand.

Sie bekommen es immer. Selbstsüchtige Weibchen lassen ebenso selbstsüchtige Männchen innerhalb ihrer Gesellschaft niemals ein Wörtchen mitreden. Es sei denn, unerwartete Einflüsse von außen machen solche Mitsprache plötzlich not-

wendig, oder erfolgreich gezüchtete Männchen garantieren, daß sie außer der Absonderung von Sperma noch Nützlicheres für die Weibchen und deren Nachkommenschaft zu leisten in der Lage sind. Die männlich-weibliche Naturstrategie wird immer wieder hinauslaufen auf zwischenmännliche Konkurrenzkämpfe, auf Polygamie und das Recht des Stärkeren, auf Austauschbarkeit der Männer – solange sich diese nicht zur Übernahme von Aufgabenbereichen ermutigen lassen, die eine direkte Wirkung auf den Fortpflanzungserfolg der Weibchen haben.

Wo liegt dieser Aufgabenbereich bei den Primaten und den uns am nächsten verwandten Lebewesen? Er läßt sich unter dem Oberbegriff „Schutz & Sicherheit" zusammenfassen. Und wo liegt dieser Aufgabenbereich beim Mann? In der väterlich-männlichen Elternschaft.

•

Qualität, Quantität und Intensität elterlicher Fürsorge, die ein männlicher Mensch für seine Nachkommenschaft aufwendet, stellt alles Vergleichbare bei anderen Primaten in den Schatten. Und dies war auch seine Rettung. Denn die männliche Elternschaft diktierte zwingenderweise neue Gesetze für die Beziehungen zwischen männlichen und weiblichen Wesen. Sie schafft einen Ausgleich im ungleichen Kampf der Geschlechter untereinander und gegeneinander. Und sie ist mit ziemlicher Sicherheit der einzige Faktor, der menschlichem Sex und menschlichen Männchen ein Überleben garantiert und beide vor den düsteren Wassern der Vergessenheit schützt. In die könnten sie nämlich versinken, falls die Gene der Jungfernzeugung und der Jungfrauengeburt sich einmal durchsetzen sollten in der Gesellschaft der Sapies des Psychologen Daly.

Seit jenen Urzeiten, da es Männchen dank dem Einfluß von Parasiten erstmals gestattet war, das Licht der noch ziemlich schlammigen Welt zu erblicken, ist männliche Elternschaft im Eintausch gegen weiblich-männliche Monogamie-Garantie das beste Geschäft gewesen, das je abgeschlossen wurde.

Um es richtig zu begreifen, muß man sein Augenmerk auf das konzentrieren, was Daly meint: Wo liegt, vom Standpunkt des Individuums aus gesehen, der Vorteil? Was eigentlich hat ein Mann davon? Oder, besser gefragt, was nutzt dies alles seinen Genen? Manövriert er sich nicht ganz offensichtlich in einen goldenen Käfig? Wenn er ein Weib ernähren und sich um die Aufzucht der Nachkommenschaft kümmern muß, dann kann er doch auch nicht mehr wie früher in der Weltgeschichte herumgondeln, was ihm doch wenigstens eine gewisse Art von Lebenssinn und auch Glücksgefühl vermittelte. Wo liegt denn nun für den Mann der Segen bei diesem Deal?

Nun, in den alten Zeiten der Konkurrenzkämpfe, der Nacht-und-Nebel-Ficker und des munteren Querfeldeinbumsens mit häufig wechselnden Geschlechtspartnern – wer wußte da eigentlich, wessen Sperma zu wessen Ei vordrang, um genetische Klasse zu vererben? Heute kann der Mann, der sich an eine Frau bindet, zumindest einigermaßen sicher sein, daß ihre Nachkommenschaft auch seine eigene ist, weil ihr vitales Interesse an dem, was er zu bieten hat, genügend groß ist, um sie davon abzuhalten, sich auf Seitensprünge einzulassen.

Hier wird aber das Konkurrenzdenken zwischen Männern auch wieder zum Bumerang: Ein Mann, der sich von daheim fortschleicht, um einmal in einem fremden Garten zu grasen, kann niemals sicher sein, daß nicht zur gleichen Zeit ein anderer Mann in seinem Garten sät. Was wiederum bewirkt, daß sich die Lebenserwartung der Männer grundsätzlich ein wenig erhöht, weil die Natur ein Interesse daran hat, daß er das Herauswachsen der Kinder aus den Kinderschuhen in des Wortes wahrster Bedeutung *erlebt.* Und dieser Umstand bewirkt, daß ein Mann nun jenen 50 Prozent seiner Gene, die in seinen Kindern stecken, im Interesse der Vererbung eine weitaus größere Überlebens-

chance geben kann. Er ist nämlich in der Lage, seine Kinder viel besser auf jene Umwelt vorzubereiten, in der sie eines Tages zu leben haben werden. Und dies dadurch, daß sie länger jung und abhängig von ihm bleiben.

Ein Verhalten, das natürlich männliche Elternschaft aus dem Blickwinkel der Frauen zum Über-Ei des Kolumbus macht. Und es liegt logischerweise in ihrem Interesse, diesem neuen männlichen Rollenverständnis alle nur erdenkliche Unterstützung seitens ihrer eigenen Gene angedeihen zu lassen. Denn sie kann sich nun wieder auf jenes Ziel konzentrieren, das sie aus den Augen verlieren mußte, als sie sich gezwungenermaßen von der asexuellen Fortpflanzung ab- und dem Sex zuwenden mußte.

Okay, sie gibt ihre Unabhängigkeit auf. Sie kann auch nicht mehr mit jedem x-beliebigen Gen-Sonderangebot aus Lust und Laune heraus ins Bett steigen. Und sie muß sich mit den Bedürfnissen ihres männlichen Partners herumschlagen. Aber all dies wird von den Vorteilen überwogen. Mit männlicher Hilfe und mit männlichen Energiereserven gelingt es ihr vielleicht, die Anzahl ihrer Nachkommenschaft zu verdoppeln, und damit auch die Anzahl jener Gene, die sie persönlich für eine nächste Generation beisteuern möchte. Und sie kann wie der Mann Sorge dafür tragen, daß diese Generation den besten Start ins Leben bekommt.

Ein geregeltes Sexualleben und gewisse Garantien hinsichtlich persönlicher Vaterschaft als Gegenleistung für die Erschließung neuer Energiequellen und Kraftreserven – und all dies im Interesse der Kinder und damit der eigenen Gene: Das ist das Handelsabkommen, auf dem die Monogamie basiert!

Owen Lovejoy, Professor für Anthropologie an der Kent-State-Universität, glaubt in bezug auf unsere Spezies, daß dieses Abkommen richtungsweisend war für die gesamte menschliche Zivilisation. „Die Anthropologie hat immer behauptet, daß die Verwendung von Werkzeugen den Menschen von allen anderen Primaten unterscheidet. Werkzeuge, großes Gehirn, Sprache und aufrechter Gang – das alles wird zusammen in einen evolutionsgeschichtlichen Topf geschmissen. Und das halte ich für Quatsch. Für mich gibt es nur einen Grund, aus dem sich all das erklärt, was wir gerne wissen möchten: warum aufrechter Gang auf zwei Beinen, warum Intelligenz, warum Kultur und warum Vorherrschaft über den ganzen Planeten? Die Verhaltensmuster der Paarbildung bewirkten all dies und die Verhaltensmuster der elterlichen Fürsorge, die sich in unserer Spezies entwickelten – die Arbeitsteilung im Interesse eines größeren Fortpflanzungserfolgs kann man es natürlich auch nennen. *Monogamie!* Ich glaube, sie ist von grundlegender Bedeutung gewesen für die Entwicklung des Menschen zu dem, was er heute ist."

Der bärtige Mittdreißiger Lovejoy gehört zu einer neuen Generation unbequemer Wissenschaftler, die an überlieferten Lehrmeinungen kein gutes Haar lassen und ständig unbeantwortete Fragen auf die Tagesordnung setzen. Er ist Anatom, Chirurg (Spezialgebiet: Orthopädie) und Anthropologe. Er arbeitete auch eng mit Donald Johanson zusammen, der in Äthiopien „Lucy" entdeckte, das Skelett des ältesten bekannten Hominiden mit aufrechtem Gang.

Wir unterhielten uns einige Stunden in seinem Lieblingslokal, fernab der Universität. „Schauen Sie", kam er sofort zur Sache, „ich bin ein Frühgeschichtler, wenn Sie so wollen. Und wir Frühgeschichtler interessieren uns nun einmal nicht dafür, was vor 400 000 oder 500 000 Jahren passiert ist. Wir beschäftigen uns mit dem langen Marsch, genannt menschliche Evolution. Und in diesem Zusammenhang ist Lucy so faszinierend. Denn sie konfrontiert uns mit einem Problem. Erstens ist sie rund dreieinhalb Millionen Jahre alt – älter also als jedes Werkzeug oder jede uns bekannte menschliche Kultur. Zweitens war sie nicht sehr helle im Köpfchen, denn sie besaß einen primitiven Schädel, der dem eines Affen sehr ähnlich ist. Aber trotzdem hatte sie einen aufgerichteten Körper und einen aufrechten Gang. Und sie könnte in gleicher Weise wie Sie hier zur Tür hereinkommen.

Wozu hat sie nun den aufrechten Gang gebraucht? Für die Jagd? Um vor Verfolgern und Feinden Reißaus nehmen zu können? Nein! Auf allen vieren wäre sie da weit besser dran gewesen. Ein Mensch bringt es nur auf etwa 40 Prozent der Geschwindigkeit, mit der Patas oder Husarenaffen loswetzen können.

Aufrechter Gang", erklärte Lovejoy, „kann also kein wünschenswertes Entwicklungs- und Lernziel gewesen sein für die Hominiden, als sie die Wälder verließen und sich in die gefährliche Weite des Graslandes begaben. Warum aber dann? Diente der aufrechte Gang einer speziellen Ernährungsweise? Nein! Lucys Zähne beweisen, daß ihre Spezies zu den Allesfressern zählt. Und zur Einhaltung *dieses* Magenfahrplans braucht man in der Savanne keinen aufrechten Gang. Warum aber dann?!

Die Antwort erscheint mir recht einfach. Lucys Spezies – *Australopithecus afarensis,* unsere ältesten bekannten Vorfahren –, das waren, wie ich es einmal bezeichnen möchte, Nahrungsüberbringer. Und lange bevor sie sich aus dem Schutz der Wälder hinaus ins offene Land begaben, haben sie sich gegenseitig Nahrung gebracht. Keine weltbewegende Angelegen-



Richtungsweisende Turbo-Technik:
Treibende Kraft des Fortschritts.
Der Mitsubishi Starion. Endlich wieder ein Höhepunkt in der Automobil-Entwicklung.
Der neue Mitsubishi Starion ist ein souveränes Bekenntnis zur Höchstleistung. Entwickelt für Menschen, die überdurchschnittliche Leistungen erbringen und erwarten.
Sein 2-Liter-Turbo-Triebwerk arbeitet mit elektronisch geregelter Zentraleinspritzung und Zündung. Es leistet 125 kW (170 PS), beschleunigt den Starion in 7,4 Sekunden von 0 auf 100 km/h und macht ihn 220 km/h schnell.
Unabhängig aufgehängte Räder, Gasdruckstoßdämpfer, vier innenbelüftete Scheibenbremsen und ein elektronisch gesteuertes Anti-Schleuder-Brems-System (ASBS) sorgen bei jeder Geschwindigkeit für absolut sicheres Fahr- und Bremsverhalten. Die lederbezogenen Sportsitze können dem Körper individuell angepaßt werden und bieten ein Höchstmaß an Komfort und Sicherheit. Höhenverstellbares Lenkrad, Servolenkung und elektrische Scheibenheber gehören zur Serienausstattung.
Beim Mitsubishi-Händler können Sie diesen automobilen Höhepunkt live erleben.
MITSUBISHI
Dauerhafte Autofreude
MMC-Auto Deutschland GmbH, Hessenauer Straße 2, 6097 Trebur 2
MITSUBISHI
STARION

heit, mögen Sie jetzt vielleicht denken. Irrtum – es handelt sich sogar um eine mehr als weltbewegende Feststellung. Um nämlich überdauern zu können, muß die Annahme eines derartigen Verhaltensmusters einen Fortpflanzungsvorteil bringen. Die dazu notwendige ungeheuere anatomische Veränderung muß mit dem Überleben und dem Fortpflanzungserfolg verknüpft gewesen sein.

Die Menschen der frühen Jahre haben nicht ganz einfach plötzlich ohne Grund beschlossen, nett zueinander zu sein", dozierte Lovejoy. „Was hätte denn der Anreiz sein sollen? Oder gab es tatsächlich einen Anreiz? Es gab ihn. Und ich bin der Ansicht, daß er einem völlig neuen Verhältnis zwischen Männchen und Weibchen innewohnte, das neuen Formen der Nachkommensaufzucht diente, all dies untrennbar verbunden mit Sex.

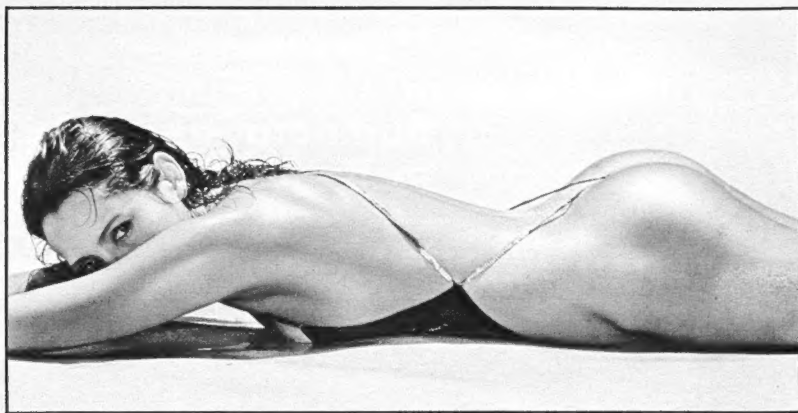
Am besten sieht man, was ich meine, wenn man sich die Schimpansen betrachtet, unsere nächsten lebenden Verwandten. Schimpansen entwickeln sich sehr langsam, ähnlich wie wir Menschen. Sie haben ganz schön was im Kopf, sie kennen schon so etwas wie eine Urform von Werkzeugen, sie kämpfen regelrecht mit Waffen, und sie gehen auch hin und wieder aufrecht. Aber eines tun sie nicht: Sie suchen nicht füreinander nach Nahrung. Eine Schimpansen-Mutter, die ihr Junges trägt, dies auch manchmal fallen läßt und es dabei verletzt, sie muß allein für sich selbst sorgen. Und als Selbstversorgerin kann das Schimpansen-Weibchen immer nur ein Kind haben. Ihre Geburtenrate ist sehr niedrig. Die Folge davon ist, daß die Schimpansen vom Aussterben bedroht sind. Sie waren niemals in der Lage, ihren entwicklungsgeschichtlichen Lebensraum der Wälder zu verlassen!"

Lovejoy weiter: „Der Menschen-Mann der frühen Jahre sah sich vor das gleiche Problem gestellt. Und evolutionsgeschichtlich gab es nur einen Weg zur Lösung dieses Problems. Man halte sich nur den täglichen Kalorienbedarf eines Weibchens vor Augen und erlaube ihm sodann, sich zum Zwecke der Nachkommensaufzucht in ein vorzugsweise sicheres Eckchen zurückzuziehen, wo es zudem noch in der Lage ist, sich um mehrere Kinder gleichzeitig zu kümmern. Was bleibt da dem Männchen anderes übrig, als sich zum Zwecke der Nahrungssuche auf die Socken zu machen! Und wie bewerkstelligt er das? Er kann diese Mengen an Nahrung nicht im Maul herbeischaffen, wie es Füchse oder Vögel tun. Er muß aufrecht gehen und seine Hände benutzen. Und warum sollte er dies tun? Welcher Gegenleistung darf er sicher sein? Zuverlässig verfügbarer Sex und verläßliche Fürsorge für seine genetischen Investitionen sind sein Lohn!"

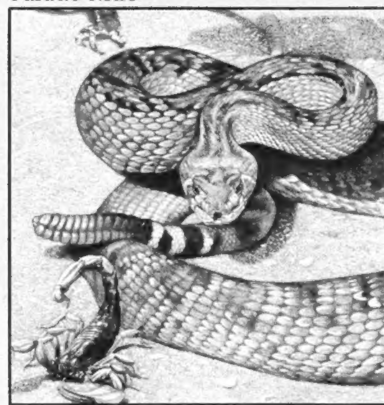
Es gibt zwei wesentliche Unterschiede


augenfällige
Hosenmode
gardeur®
homme·femme
danz

IM NÄCHSTEN MONAT

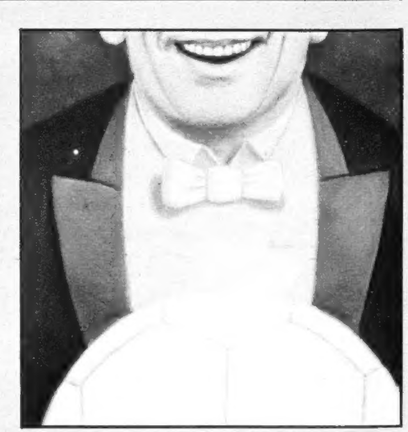


Parade-Rolle





Keine Chance für Verlierer



WM-Roulette

WM-ROULETTE — Welche Chancen hat die deutsche Fußball-Nationalmannschaft in Spanien? Wir fragten einen, der es wissen muß: **Max Merkel**

DIE MÄDCHEN VON SPANIEN — Wenn in den Fußball-Stadien die Luft raus ist, geht's erst richtig rund. Die schönsten Señoritas fotografierte **Pompeo Posar**

KEINE CHANCE FÜR VERLIERER — Auch Killer müssen damit rechnen: Es gibt immer einen, der besser ist. Erzählung von **Asa Baber**

DAS KARUSSELL DES TEUFELS — Es gewinnt, wer einen Tag und eine Nacht lang am schnellsten im Kreis fahren kann: Le Mans. Beobachtungen von **Herbert Völker**

PARADE-ROLLE — Barbara Carrera kennt nur ein Motto: Immer aufs Ganze. Den aufregenden Star des Films „Ich, der Richter" fotografierte **Marco Glaviano**

STOSS UM STOSS — Er lebt in den Südstaaten, ist schwarz und arm. Bis er es einem Weißen am grünen Tisch besorgte. Erzählung von **Walter L. Lowe jr.**

TAUCH-BASIS — Was man so alles braucht, um auch in der Tiefe seinen Mann zu stehen

MISS GERMANY MAL OHNE SCHÄRPE — Marion Kurz ist die schönste Frau Deutschlands. Aber wie schön sie wirklich ist, kann man erst jetzt richtig beurteilen

DIE BRAUT AUS DER KNEIPE — Er wollte sie. Sie wollte was anderes. Er bekam, was er wollte. Erzählung von **Klaus Stein**

PLAYMATE DES JAHRES — Jeden Monat eine. Eine ist's. Die Gewinnerin zeigt sich im nächsten PLAYBOY



Der nächste PLAYBOY ist ab Montag, dem 24. Mai, an Ihrem Kiosk



Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette enthält: Roth-Händle 1,3 mg Nikotin und 21 mg Kondensat (Teer), mit Filter 0,7 mg N und 12 mg K (Durchschnittswerte nach DIN).


SIR HERRENPFLEGE INTERNATIONAL
SIR
Canada Ceder
AFTER SHAVE LOTION
SIR
Canada Ceder
AFTER SHAVE LOTION
SIR
Canada Ceder
Eau de Cologne. After Shave Lotion. Pre Shave Lotion. Herrenseife. Rasiercreme. Rasierschaum. Deodorant-Spray. Duschgel. Körperlotion.
Duft mit persönlicher Ausstrahlung.